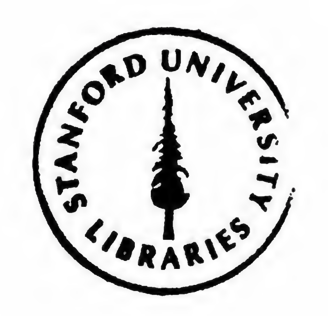
Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur

Ferdinand Gregorovius






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Erster Band.

Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1887.





An den

Grafen Adolf Friedrich von Schack.

Hier ist der erste Band meiner zerstreuten Kleinen Schriften, welche ich unter einer gemeinsamen Kategorie allmälig zu sammeln mich entschlossen habe, mir einbildend, daß manches darunter sei, was auch einen größeren Kreis von Lesern interessiren kann. Indem ich Ihnen dieses Buch übergebe, wechsle ich ein öffentliches Zeugniß der Freundschaft mit Ihnen aus. Wenn nun das meinige minder wertvoll ist, als Ihre schöne Gabe, so weiß ich doch, daß Sie mehr Gewicht auf die Absicht als auf den Gegenstand selber legen werden.

Unsere persönlichen Beziehungen zu einander umfassen bald den ansehnlichen Zeitraum von dreißig Jahren. Denn es war am 31. December 1856, daß ich Sie in Rom kennen lernte, zu derselben Zeit, als auch George Ticknor sich dort aufhielt, Ihr älterer Gefährte auf dem Gebiete der spanischen Literatur.

Seit jenem Tage haben wir, ein jeder in der Richtung, die ihm Natur und Neigung vorgeschrieben, unsere Wege guten Mutes fortgesetzt. Wir konnten einer an des andern innerm Leben warmen Anteil nehmen, weil unser Glaube an die ewigen Ideale des Wahren und Schönen in seinem tiefsten Grunde derselbe ist.

Empfangen Sie daher zu dessen Bestätigung gern diesen Gruß treuer Erinnerung und Freundschaft.

München, 15. November 1886.

Ferdinand Gregorovius.

Inhalt.

Sardes.

1882.

In Smyrna hatte ich das Glück, Herrn Ussing zu treffen, einen namhaften dänischen Archäologen, welcher viel in Griechenland geforscht hat. Wir verabredeten eine Fahrt nach Sardes, um die einzigen authentischen Urkunden der Geschichte dieser altberühmten Hauptstadt Lydiens kennen zu lernen, und das sind ihr Local und ihre wenigen Trümmer.

Zu diesem Zweck empfahl uns Herr Humann, der Pergamener, dem Director der Eisenbahn Smyrna-Alascher, welcher uns dann mit einem Brief an den Chef der Station Sart versah.

Es ist eine befremdende Vorstellung, nach Ephesus oder nach Sardes auf einer Eisenbahn zu fahren, nach so alten, von so viel mythischem Nimbus umgebenen Orten, daß wir daheim glauben, sie lägen im Lande der Fabeln, und seien nur unter großen Mühen erreichbar. So war es freilich zur Zeit Chandlers und noch lange nach ihm. Wir aber sind glücklicher, denn die entferntesten Ziele der Forschung rücken jetzt in unsere Nähe als Eisenbahnstationen.

Eine englische Gesellschaft in Smyrna hat zwei Bahnen gebaut; die eine führt über Ephesus (Ajasaluk) in



die Talgebiete des Kaystros und Mäander nach Aïdin, dem alten Tralles; die andere durch das lydische Hermosgefilde nach Alascher, dem Philadelphia der Seleuciden.

Der Bahnhof für Sardes liegt am Armenierviertel nicht weit von der Karawanenbrücke. Der Zug geht alsbald über den Meles, an dessen Ufern, wie die Sage der Smyrnäer erzählt, Kretheis den Melesigenes Homer geboren hat. Der Meles ist bei Smyrna ein dürftiger und schmuziger Bach, die jämmerlichste Quelle für die Lieder des göttlichen Sängers. Wir fuhren am Golf hin; seine Gestade sind auf dieser Seite mit Fruchtgärten, Villen und Ortschaften bedeckt, unter denen Burnabat ein wahres Paradies zu nennen ist. Man ahnt hier, was die prachtvolle Smyrna, die Königin Joniens, in ihrer Blüte gewesen ist, zur Zeit Hadrians und der Sophisten Polemo und Aristides.

Rechts bleibt der Pagus mit dem genuesischen Kastell auf seinem Gipfel, während wir in einer großen Kurve um den Sipylos fahren, der über dem Golf wie eine Vormauer Asiens gelagert ist. Seine Formen sind so wild und kühn, sein Aussehen ist so starr und ernst und seine Farbe so düster schwarz, daß er dem Geiste der auf ihm lebenden Mythen entspricht. Alt-Smyrna (Naulochon) lag einst dort auf den Südabhängen zum Meere gegen Burnabat hin, und der Sipylos war die Wohnung der phrygischen Göttermutter, die Scene der Qualen Niobes und der Herrschersitz der Tantaliden. Viele Reste von Felsbauten, auch Tumuli stehen dort; Texier hat einen derselben willkürlich als das Grab des Tantalus bezeichnet; auch den Tron des Pelops, von welchem Pau-

sanias berichtet, wollte er dort gefunden haben. Die sipylische Mythe hat sich in die Stammsagen der Atriden verflochten, und Herodot läßt noch den Großkönig Xerxes sich dessen erinnern, daß der Phrygier Pelops, ein Knecht seiner Vorfahren, die Hellenen unterjocht habe, sodaß ihr Land bis heute seinen Namen trage.

Wir bogen vom Golf in die große Alluvialebene ein, welche das Delta des Hermos ist, ein ödes, verschlammtes Strandgelände, das mich an die Jordanwüste erinnerte. Den Fluß belebten einige Kähne. Weiße Salzhaufen stehen wie Tumuli an dem gelben Meergestade. Nordwärts von der Hermosmündung wurden am Ende des Golfs die Uferhänge sichtbar, wo einst auf der äußersten Landspitze Joniens die blühende Phokäa lag, die noch in ihrer Tochter Marseille fortlebt. Weiter aufwärts lag Kyme, vielleicht die Vaterstadt Hesiods, die Mutter des italischen Kumä. Südwärts würden wir zu den verödeten Stätten anderer Griechenkolonien gelangen, zu Klazomenä, Kolophon, Ephesus, Magnesia am Mäander und Milet.

Die Kulturluft Joniens ist, trotz der Nationalgesänge Homers, nicht mehr rein hellenisch, sondern vom Hauche Asiens durchdrungen. Auf den gesegnetsten Küsten dieses das Abendland und Morgenland verbindenden Meeres, auf den fruchtreichen Inseln, von Rhodus aufwärts zum Hellespont und dem Pontus, hat die hellenisch-asiatische Bildung in zahllosen Seerepubliken geblüht, während landwärts uralte Reiche lagen, wie Lydien, Mysien und Phrygien, deren Volksstämme, Sprachen und Geschichte für uns in Dunkel gehüllt sind. Dem Druck dieser Völker

haben die griechischen Kolonien lange widerstanden, bis sie den Persern Irans erlagen, doch nur, um unter Alexander, den Seleuciden und den Römern zu neuer Herrlichkeit emporzublühen. Dann hat der Türke hier alles zur Wüste gemacht.

Die Masse des Sipylos entfernt sich; er flacht sich rechts zu niedern Höhenzügen ab. Die Landschaft aber wird wieder reicher an Kultur; Feigenhaine und Gärten verkünden die Nähe eines größeren Orts. Es ist Menemen, ein wichtiger Stapelplatz für die Warenzüge nach Smyrna, eine wolhabend aussehende Stadt, mit griechischer und mohamedanischer Bevölkerung. Bald hinter ihr fährt man in ein enges Bergtal ein, durch dessen rötliche Trachytmassen der zusammengepreßte Hermos als ein rauschender Strom geflossen kommt. Mit Mühe ist hier für die Eisenbahn Raum geschaffen. Die üppigste Flora schmückt die Ränder des Flusses, und die Höhen über ihm beschatten zum Teil Eichenwälder. Wir fuhren eine halbe Stunde lang durch diesen Engpaß. Er ist nicht so großartig wie die Klausen Veronas, aber was diese für die Lombardei sind, das ist der Hermospaß für Ionien gewesen, das Ausfalltor der Lydier und anderer Völker Asiens nach den Meergestaden.

Als wir aus dem Paß herauskamen, lag eine weite, vom Frühling grünende Ebene vor uns. Rechts stand über ihr der Sipylos (Manissa-dagh), links zeigten sich in der Ferne niedere Bergreihen, die das Hermosgebiet vom Kaikos und den Fluren Pergamons scheiden. Die Ebene setzt sich nach Ost und Nordost fort, wo der Phrygios oder Hyllos dem Hermos zufließt. Diese herrlichen

Fluren, einst die Kornkammern Lydiens und die Weideplätze der lydischen Rosse, sind heute in weiten Strecken versumpft, aber auch zu Feldern angebaut. Es gibt hier viel Baumwollepflanzungen, viel Oliven- und auch Weinkultur. Die Rebe wird an niederen Rohrstäben aufgezogen.

Dörfer zeigten sich, Lehmhütten, meist mit Giebeldächern von Rohr, einige von roten Ziegeln. Auf einem Wege sahen wir eine Karawane von mehr als siebzig Kamelen einherschreiten, alle hintereinander durch eine Leine verbunden. Wie in Syrien nimmt auch hier die Spitze des Karawanenzuges ein Eselreiter ein. Wir erreichten Manissa, die alte Magnesia am Sipylos, die Vaterstadt des Pausanias. Es ist kein Wunder, daß in diesen Ländern des großen Handelsverkehrs berühmte Geographen, Antiquare und Geschichtschreiber entstanden sind, wie Pausanias, Strabo in dem nahen Tralles, Herodot in Halikarnassos, Ephoros in Kyme und Hekatäos in Milet.

Magnesia war ein Hauptsitz der türkischen Sultane, ehe sie Konstantinopel eroberten, und ist noch jetzt ein volkreicher Ort von etwa 40000 Einwohnern. Ueber Gärten und Cypressenhainen erheben sich hohe, weiße Minarets, grüne Kuppeln, schwarze Häusermassen; das Gewirr der Straßen zieht sich bis in die Schluchten des Sipylos empor, dessen steile Wände 3000 Fuß hoch unmittelbar über der Stadt und ihrem byzantinischen Schloß sich auftürmen.

Der Pascha hielt gerade Musterung über Reiterscharen, die sich auf dem Felde vor der Stadt aufgestellt hatten, und das gab ein kriegerisches Bild in den bunten Far-



ben des Orients. Da Magnesia zu jeder Zeit der Schlüssel der Karawanen- und Heerstraße war, welche dem Sipylos vorbei zu den hellenischen Häfen führte, so haben alle Kriegsvölker, so oft sie jene Zugänge ans Meer und ins innere Westasien besitzen wollten, um diesen Paß gekämpft. Die lydischen Herrscher eroberten die Stadt, und hier lagerten Perser, Griechen und Macedonier, die Heere der Seleuciden und die Legionen Roms. Bei Magnesia wurde das Schicksal Asiens entschieden; denn auf dieser Ebene brachen die Scipionen im Jahre 190 die Macht Antiochus des Großen.

Uralte Könige Syriens haben in der Sipyloslandschaft Denkmäler zurückgelassen, nämlich Felsenskulpturen, ähnlich denen am Nahr-el-Kelb bei Beirut und anderen in Phrygien, Lykaonien und Cilicien, welche das Gepräge babylonisch-ägyptischer Kunstform an sich tragen. Herodot bezeichnet zwei in Fels gehauene Reliefs, die er dem Sesostris zuschreibt, auf dem Wege von Ephesus nach Phokäa, und zwischen Sardes und Smyrna. Das eine ist bei Nymphäon an der Straße nach Sardes entdeckt worden, und der Leser findet seine Abbildung bei Texier, „Description de l'Asie mineure" vol. II, pl. 132. Das zweite hat Humann im Jahre 1875 aufgefunden. Beide Bildnisse hat man erst für Denkmäler ägyptischer, dann assyrischer Eroberungen Kleinasiens gehalten und zuletzt dem Volk der Cheta (Hetiter) zugeschrieben, welches lange vor den Assyrern von Cölesyrien aus seine Herrschaft bis an die Meere Kleinasiens ausgedehnt hatte. Dies ist die Ansicht von Sayce, und ihr sind neuere Forscher, wie Fritz Hommel („Die Semiten und ihre Bedeutung

für die Kulturgeschichte") und Eduard Meyer („Geschichte des Altertums") gefolgt.

In dem Felsgebirge oberhalb Magnesia, und nicht wie Texier in Alt-Smyrna, haben Stark und andere Reisende die Stätte der uralten Tantalidenstadt Sipylos oder Tantalis gesucht. Humann hat daselbst eine Akropole mit Spuren von Felsenbauten gefunden und hier den fabelhaften Tron des Pelops zu erkennen geglaubt.

Wenig mehr als eine Stunde von Magnesia entfernt, schwebt an einer steilen Bergwand das geheimnisvolle Felsgebilde, welches die antike Mater dolorosa darstellen soll, die zu Stein erstarrte Tantalustochter Niobe. Herr Humann hatte uns den Punkt bezeichnet, wo uns dies Bildnis sichtbar werden müßte, sobald wir eine Brücke würden erreicht haben. Denn die Eisenbahn geht ganz nahe an dem Felsen hin, auf welchem die kolossale Gestalt eingemeißelt ist, in einer Höhe von 300 Fuß. Aber die ehrwürdige Niobe blieb für uns ein unerfaßbares Phantom. Homer hat den Niobestein zuerst erwähnt (Il. XXIV, 602 f.):

Jetzo dort in den Felsen, auf einsam bewanderten Berghöh'n
Sipylons, wo man erzält, daß göttliche Nymphen gelagert
Ausruhn, wenn sie im Tanz Acheloïs Ufer umhüpften:
Dort, ob zwar ein Gestein, fühlt jene das Leid von den Göttern.

Pausanias hat sich so ausgesprochen (I, 23, 3): „Diese Niobe habe ich selbst gesehen, als ich auf das Gebirge Sipylos hinaufstieg. Sie ist in der Nähe betrachtet ein abschüssiger Fels, der keine Gestalt einer Frau überhaupt, noch weniger einer trauernden darbietet; wenn



man sich aber etwas davon entfernt, so glaubt man ein weinendes Weib in Trauer zu sehen.“ Noch neuere Reisende, wie Prokesch, haben jenes Felsgebilde für ein Spiel der Natur gehalten, andere aber diese Auffassung widerlegt. Ein Wasserquell soll über das Haupt der Gestalt herabrieseln, so daß ihr Antlitz verwaschen ist, aber sie läßt eine 20 Fuß hohe sitzende Figur erkennen, die in eine Nische der abgeglätteten Felswand mit roher Kunst eingemeißelt ist. Stark hat in seinem Werk „Niobe und die Niobiden“ das Abbild davon wiedergegeben, nach Stewart, „Description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia“, und er will in dem plumpen Koloß ein Werk ältester hellenischer Anschauung sehen, das auf der Grenze griechischer und kleinasiatischer Kunstübung steht.

Gegenüber dem Niobefelsen hat Dennis im Jahre 1880 in einer Nische wunderliche Hieroglyphenzeichen entdeckt und diese abbildlich mitgeteilt in „Proceedings of the Society of Bibl. Archeology“, Januar 1881. Herr Hommel, dem ich diese Mitteilung verdanke, hält diese Hieroglyphen für hetitisch. Wahrscheinlich birgt der Sipylos noch zahllose Urkunden der Vorgeschichte Kleinasiens, die noch zu entdecken sind. Seine wilden Felsenlabyrinthe sind erst an den äußersten Teilen flüchtig durchforscht und im ganzen noch immer eine terra incognita.

Wenn man die Station Kassaba erreicht hat, ist die lydische Ebene breiter geworden, der Sipylos zurückgetreten, und rechts erscheint die große Gebirgsmasse des Tmolos, an dessen Abhängen das alte Sardes gelegen war. Der Hermos ist zu unserer Linken fast immer sicht-

bar, zwischen niederen Gebüschen, während die Ebene fast baumlos ist. Büffel, Kamele, Pferde und Rinder weideten umher, und viele Störche belebten die Sümpfe des Flußlandes.

Zwischen Organlu und Achmedlu, den letzten Stationen vor Sardes, überraschte uns eine seltsame Erscheinung. Es tauchten vor uns, jenseits des Flusses, viele kegelförmige Hügel auf, offenbar künstlich geformt, größere und kleinere, alle von Graswuchs grünend, oder, wo dieser fehlte, gelbe Sandfurchen zeigend. Aus ihnen ragte einer bergähnlich hervor. Dies sind die Königsgräber von Sardes, wie sie Strabo bezeichnet hat, die lydische Todtenstadt, von den Türken Bin-Tepe, Tausend Hügel, genannt.

Wir kamen an einem dieser Tumuli nahe vorüber, der von jener Nekropole abgetrennt erschien, und bald sahen wir Sardes vor uns liegen. Ein kleines Stationshaus, eine Kaffeeschenke, ein paar Lehmhütten, ein Gebüsch von Pappeln an einem Bach, welcher der goldsandige Paktolos sein muß. Das ist ungefähr alles, was heute die weltberühmte Krösusstadt vorstellt und mit dem Namen Sart bezeichnet wird. Magnesia dauert noch als ansehnlicher Ort, auf den Trümmern von Ephesus steht noch ein türkisches Dorf, aber die Hauptstadt Lydiens ist vom Erdboden hinweggeschwunden. Auf ihren öden Feldern weiden Schafe und Kamele, und zwischen spärlichen Trümmern haben Turkmanenhirten ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen.

Der Stationschef, ein junger Engländer, erklärte uns, daß die Fieberluft Sart unbewohnbar mache, weshalb er nur in den Dienststunden hier sei, zur Nacht aber nach

Kassaba zurückkehre. Er übergab uns seinem Kawassen, einem jungen Turkmanen von der schönsten Athletengestalt, und dieser wies uns ein kleines Zimmer zur Unterkunft an, welches vollkommen nackt und leer war. Wir hatten uns für zwei Tage mit Lebensmitteln versorgt, frühstückten in jenem Raum, nahmen dann einen Führer, der etwas griechisch verstand, und begannen unsre Wanderung erst zum Kybeletempel und dann zur Akropolis.

Das Stationshaus steht noch auf dem Rande der Hermosebene, und diese steigt hier allmälich südwärts zu Bergterrassen auf. Im Hintergrunde ragt der Tmolos, eine mächtige Alpenkette, deren Gipfel leichter Schnee bedeckt; sie ist die Wasserscheide der Flußgebiete des Hermos und des Kaystros. Strabo nennt den „weinreichen“ Tmolos ein glückseliges Gebirge, und erzählt, daß die Perser auf ihm einen Sitz von weißem Stein errichtet hatten, um von dort die weiten Gefilde des Kaystros zu übersehen. Die Perser waren demnach Naturfreunde, und vielleicht ist ihr Belvedere auf dem Tmolos ein Seitenstück gewesen zu jenem Tron des Pelops auf dem Sipylos, von dem die Tantaliden ihr Reich betrachten konnten.

Gegen Sardes zu sendet das Gebirge zwei parallele Ausläufer in den Vorgrund, einander auffallend ähnliche Bergpyramiden von seltsam phantastischer Form und Gestalt. Sie strecken scharfe Zacken in die Luft, die in gelben, roten und dunkeln Farben schimmern, und steigen in steilen Wänden ab, während ihre Flanken zum Teil bis zur Kuppe mit Pflanzenwuchs bedeckt sind. Durch den tiefen waldigen Einschnitt zwischen ihnen fließt der Paktolos dem Hermos zu. Der am bizarrsten geformte

Kegel zur Linken, wenn man nach Süden gekehrt ist, hat zwei Spitzen und trägt auf seinem Scheitel die hoch am Himmel schwebenden Reste der sardischen Akropolis. Tief unter ihm und zu seinen Seiten niederwärts lag einst die Stadt über gemauerten Terrassen stufenweise ausgebreitet.

Die nördlichen Abhänge dieser Burghöhe zeigen absinkende öde Geländе, über welche einige Trümmer zerstreut sind. Unterhalb zieht sich eine Karawanenstraße fort, vielleicht ein alter Heerweg, der Ueberrest der Königsstraße von Sardes nach Susa. Wir überschritten ihn, und gelangten auf eine Hochterrasse, wo wir große Trümmer sahen, auf denen viele Störche versammelt waren. Der Storch ist in Sardes, wie in Ephesus, der Ruinenvogel. Er nistet gern auf hochragenden Pfeilern von Wasserleitungen oder anderen Mauern. Auch hier ist er ein Zugvogel. Wood hat in dem Tagebuch seiner langjährigen Ausgrabungen in Ephesus die Ankunft der Störche dort verzeichnet, am Anfange des März, wo sie auch bisweilen schon in Norddeutschland eintreffen. Schliemann sah die ersten Störche in der Ebene Trojas am 17. März erscheinen.

Die genannten Trümmer bestehen aus einer langen Reihe von Gewölben römischer Konstruction, und aus hohen, zum Teil aufrecht stehenden Mauern über einer Basis von Kalksteinquadern. Die Umfassungslinien geben die Anlage eines Stadium zu erkennen. In den Grotten fanden wir Turkmanenfamilien, verwilderte, räuberisch aussehende Menschen.

Unser Führer erwies sich als unbrauchbar. Durch seine Schuld versäumten wir, das hier in der Nähe ge-

legene Theater zu besichtigen, dessen Halbrund in den Felsenhängen sichtbar ist. Die Stufenreihen sind ohne Bekleidung. Prokesch gibt den Durchmesser auf 382, Stark auf 400 Fuß an.

Statt dort hinüber zu gehen, stiegen wir abwärts zu den Trümmern einer Brücke am Paktolos. Der sagenvolle Fluß kommt hier aus der Tmolosschlucht an nackten Felswänden hervor, die sein mit Kieseln bedecktes Bette frei lassen. Er sieht so schwindsüchtig aus, daß es schwer zu glauben ist, er habe mit seinem Goldsande die Könige Lydiens reich gemacht. Zur Zeit Strabos führte er kein Gold, aber wir müssen doch den Alten glauben, die von seinen Goldwäschereien erzählen. Die wahre Quelle der sardischen Reichtümer ist der Bergbau im Tmolos und anderen Gebirgen gewesen. Strabo selbst sagt, daß der Reichtum des Gyges, Alyattes und Krösus aus den Bergen Lydiens und einem Ort zwischen Attarneus und Pergamon herstammte. Die Schätze Lydiens wurden seit Gyges in Hellas sprichwörtlich. Sardes heißt die goldene beim Aeschylus, wie Mykenä und Orchomenos beim Homer. Jedenfalls sind Phrygien und Lydien die ältesten Goldländer Westasiens. Fabel und Geschichte haben das in den Gestalten des Midas und Krösus ausgedrückt. Lydien vor allem war das Eldorado des Altertums, und hier ist, wie Herodot behauptet, zuerst Gold ausgeprägt und das gemünzte Geld erfunden worden.

Am Ufer des Paktolos liegt ein türkischer Friedhof mit verwitterten Grabsteinen, zu denen antiker Marmor verwendet ist. Platanen und Pappeln mit zartem Laube bilden hier so schattige Gebüsche, wie nur immer am Anio

bei Longhezza. Die beiden Uferhänge des Bachs sind kahl und öde. Die schwarzen Filzzelte der Hirten verstärken den Eindruck der Melancholie, und in die starren aber phantastischen Gebilde dieser todtenstillen Landschaft wirft das Tmolosgebirge düsterblaue Schatten.

Wie weit sich die Stadt hier ausgedehnt hat, ist von niemand untersucht worden. Da nach dem Zeugnis des Herodot der Paktolos ihren Markt durchfloß, hat sie sich auch über sein linkes Ufer erstreckt. Wir stießen auf viele Reste von Mauern, offenbar römischen Ursprungs, wie überhaupt die Mehrzahl der sardischen Trümmer römisch und byzantinisch sein muß, denn im Jahre 17 n. Chr. hat eins der furchtbarsten Erdbeben Sardes zerstört, und dann ist unter den Kaisern die Stadt neu aufgebaut worden.

Massenhafte Trümmer liegen am rechten Ufer des Bachs. Wir sahen kolossale Säulenstümpfe aus gebranntem Thon nebeneinander hingestreckt. Der Kern eines mächtigen ionischen Kapitäls ragte halb aus dem Boden hervor. Weiterhin trafen wir eine Gruppe von Lehmhütten. Wütende Schäferhunde stürzten sich uns entgegen und wurden nur mit Mühe von einem großen Neger durch Steinwürfe zur Ruhe gebracht.

Ein Hirtenpfad führte uns jetzt aufwärts zum östlichen Abhange des Berges, wo sich die Südseite der rötlichen Felspyramide über uns darstellte, mit ihren furchtbar schroffen Akropoliswänden. Dieser Bergkegel senkt hier eine mit Gebüschen bedeckte Wurzel ab, und Höhen umstellen ein einsames Tal vom erhabensten Stil und doch zugleich von lieblichster Anmut. Hier ragen im Vordergrunde zwei hohe Säulen mit ionischen Kapitälen macht-

voll und feierlich in die Luft, und rings um sie her liegen andere niedergestürzt und riesige Marmorblöcke unter Blumen und Kraut begraben. Dies sind die einzigen Tempelreste in Sardes, die noch plastische Gestalt haben. Man hält sie für die Trümmer des Tempels der Kybele. Die phrygische Göttin der Erde und der lebendigen Natur, die Göttermutter Rhea oder Magna Mater, wurde zu Pessinus und Kyzikus, auf dem troischen Ida, in Kreta und besonders auch zu Sardes und im Sipylos verehrt. Vielleicht ist Niobe selbst nur eine Form dieser asiatischen Isis.

Wie groß der Ruhm der sardischen Göttin auch bei den Hellenen war, zeigt Sophokles im Philoktet, wo er den Chor sagen läßt:

> Bergmutter Erd', Allnährerin, welcher Zeus selbst entspringt,
> Die waltet bei Paktolos großem, goldenem Strom.

Das Prädikat „groß" für den Paktolos nötigt freilich ein Lächeln ab.

Ich kannte diese majestätischen Ruinen aus einem Gemälde des in Rom früh verstorbenen Sohnes der berühmten Frau Jerichau-Baumann. Die Wirklichkeit bestätigte mir die Treue des Kunstwerks, aber was ist dieses gegen die große Natur? Erst dies schweigende Theater der Geschichte Lydiens, jetzt als Hirtenwelt in die Barbarei Asiens zurückgesunken; die wunderbaren roten Berggebilde zu beiden Seiten; in der Tiefe der urzeitliche Tmolos mit gigantischen Felsenmassen, deren Farbenspiel von Goldgelb zu Lilatönen und blauschwarzen Schatten übergeht. Dann die beiden lichtgrauen Säulen, die ein-

zigen überlebenden Kunstgebilde von Sardes, in tragischer Verlassenheit.

Ein schwarzes Hirtenzelt stand auf dem grünen Plan; Ziegen umkletterten die Marmortrümmer; das Geläute der Glöckchen am Halse der weidenden Schafe, das Blöken der Lämmer, und die grasenden Kamele verbreiteten in diesem einsamen Bergtal die zauberische Stimmung einer Ruinenidylle Asiens.

Nach den Angaben Chandlers und Adlers war dieser ionische Tempel ein Dipteros von acht Säulen in der Fronte; ihr Durchmesser beträgt unten zwei Meter. Die Kanneluren sind nur vorgearbeitet und unvollendet geblieben. Peysonel sah im Jahre 1750 noch sechs Säulen, Chandler 1764 noch fünf aufrecht stehen; nur drei fand Cockerell am Anfange unseres Jahrhunderts, und schon im Jahr 1825 sah Prokesch nur die zwei noch heute übrig gebliebenen. In eine jede derselben ist unten ein tiefes Loch gebohrt, offenbar zum Zweck der Sprengung durch Pulver, was glücklicherweise unterblieben ist. Das Kapitäl der einen Säule ist infolge einer Erderschütterung verschoben. Eine dritte liegt so am Boden, daß ihre großen Trommeln übereinander gedrängt sind, ähnlich manchen Säulentrümmern in Selinunt. Von der Cella ist nichts mehr erhalten. Im ganzen ist die Ruinenmasse von Architraven, Säulen und Friesstücken auffallend gering. Man hat sie als Baumaterial fortgeschleppt.

Die Ruine liegt in geringer Entfernung vom Paktolos, und Herodot hat die Stelle des sardischen Kybeletempels ausdrücklich so angegeben, daß er in der Nähe der an jenem Fluß ausgebreiteten Stadt gelegen war.



Er erzählt (V, 164 f.), daß die gegen die Perser aufgestandenen Jonier von Ephesus her durch das Kaystrostal vordrangen, den Tmolos überstiegen und Sardes einnahmen, ohne die Burg, welche Artaphernes behauptete. Sie steckten die Stadt in Brand; das Feuer zerstörte sie, da ihre aus Backstein erbauten Häuser mit Rohr gedeckt waren, und auch der nahe Tempel der Kybele verbrannte. Dies alte Heiligtum ist demnach im Jahre 499 v. Chr. zerstört worden. Sein Wiederaufbau konnte kaum vor Alexander dem Großen unternommen werden, und auch da wurde der Tempel nicht vollendet. Ernst Curtius hält die Untermauerung für das älteste der in Sardes vorhandenen Werke der Vorzeit; Adler schließt aus dem Stil der Ruine auf eine späte hellenistische Zeit. Stark aber sieht in ihr nicht die Reste des Kybeleheiligtums, sondern die des Olympieion, welches Alexander im Bezirk der Burg erbauen ließ.

Wir stiegen aufwärts zur Akropolis. Wie die Stadtburg Athens, hängt auch diese von Sardes nur durch eine südwestliche Flanke mit dem unteren Hügellande zusammen, während die anderen Seiten schroff abfallen. Schuttmassen haben die Steile dieses Abhanges gemindert. Wir folgten anfangs einem Hirtenpfade über grüne Flächen und durch dichte Gebüsche von Arbutus, Agnus Castus, Oleander und Ilex; dann wurde das Steigen beschwerlicher. Als wir dem Gipfel nahe waren, sahen wir über uns auf schroffer Spitze ein Kastell von zerbröckelten Mauern schweben: ein Aornos, welches nur zu sehen, Schwindel erregt. Man möchte glauben, das sei nicht eine Burg für Krieger gewesen, sondern die Wohnung

des fabelhaften Vogels Greif, der hier die Goldschätze des Tmolos gehütet hat. Die Burgmauern stehen auf dem nackten Boden des Berggipfels, welcher nicht Fels ist, sondern Breccia von dunkelroter Erde, fest wie gebrannter Thon. Wir erkletterten mühsam die Spitze, und stiegen durch einen Mauerspalt in die Burg hinein. Ihr innerer Raum ist eine längliche Fläche, das schmale über Abgründen hängende Dach eines Bruchteils des Burgberges, welchen die Elemente zertrümmert haben. Sie grünte von Graswuchs. Nirgends zeigten sich Reste von Bauten außer Unterlagen von Türmen. In der Mitte liegt eine oblonge, aus Ziegeln gemauerte Vertiefung, wahrscheinlich eine Cisterne. Offenbar ist die heutige Gestalt der wild und jäh abgerissenen Burghöhe, und die Verkleinerung ihres Flächenraums die Wirkung von Erdbeben, vielleicht schon von jenem zur Zeit des Tiberius, welches den Sipylos und den Tmolos gespalten hatte.

Die jetzt zerfallenen Burgmauern sind aus kleinen Kalksteinquadern aufgeführt: bei späteren, vielleicht byzantinischen Herstellungen hat man sie aus antiken Fragmenten zusammengeflickt. An manchen Stellen sah ich Säulenstümpfe von jeder Marmorart und Form in Massen, kreuz und quer übereinandergelegt, ganz so tumultuarisch, wie ich das in den Mauern Konstantinopels auf der Propontisseite gesehen habe. Als kostbare Denkmäler der hellenischen Epoche von Sardes sind einige griechische Marmorinschriften in dem Flickwerk der Burgmauer erhalten. Ich schrieb eine am Tor eingemauerte ab. Es ist n. 3470 im Corp. Inscr. graecar. des Böckh, gesetzt einem Provençalen Voconius. Die Ausbeute sardischer

Inschriften ist nicht groß; sie gehören der römischen und byzantinischen Kaiserzeit an.

Die Burg von Sardes, auf der unzugänglichen Bergspitze 900 Fuß hoch gelegen, galt als sturmfrei, ἄμαχος, wie Herodot sagt. Weder die Kimmerier, noch die Jonier vermochten sie zu erstürmen. Aber auch sie hatte ihre Achillesferse, die Stelle nämlich, wo der alte König Meles, den Spruch der telmessischen Seher vergessend, den Zauberlöwen nicht umgetragen hatte. Dort sind dann die Perser des Cyrus emporgestiegen. Als Alexander am Hermos lagerte, fand er die Burg von einem dreifachen Mauerringe umgeben, und so sturmfrei wie sie Herodot genannt hatte. Mithrenes, der erschreckte Vogt des Darius, übergab sie ihm freiwillig.

Im Bezirk der Burg lag der lydische Königspalast. Q. Curtius und Arrian erzählen, daß Alexander, aus Freude über die unverhoffte Ergebung der Akropolis, dem olympischen Zeus dort einen Tempel errichten wollte; als er nun den passenden Ort aussuchte, ergoß sich ein Gewittersturm über den Teil der Burg, wo der alte Königspalast gestanden hatte, und dies als Götterzeichen betrachtend, befahl er, dort den Zeustempel aufzubauen. Die Satrapen Lydiens hatten den Königspalast bis auf Alexander ohne Frage zu ihrer Wohnung benutzt. Er dauerte sogar noch jahrhundertelang weiter fort, denn Vitruvius (II, 8) bemerkt, daß die Sarder (zur Zeit des Augustus) den Palast des Krösus als Gerusia gebrauchten, d. h. als Asyl für greise Bürger. Der berühmte römische Architekt belehrt uns zugleich, daß dieser Palast in seinem Rohbau aus Backsteinmauern aufgeführt war, gleich jenem der

Attaliden in Tralles und anderen großen Gebäuden des Altertums in Asien, Griechenland und Italien.

Wir haben keine Vorstellung mehr von der architektonischen Gestalt jenes Königsschlosses, welches sein märchenhafter Goldreichtum weltberühmt gemacht hat. Keine Reste von ihm, keine Säulen und gemeißelten Friese, keine lydischen Königsgestalten, geflügelte Genien, Sphinxe und Stierkolosse sind hier irgend gesehen worden. Schon die Raumbeschränkung hat auf der sardischen Burghöhe keine jener gewaltigen Anlagen gestattet, wie sie Ninive, Babylon und Ekbatana enthalten haben. Die lydischen Könige häuften Schätze auf, aber sie waren nicht baulustig. Herodot erzählt, daß sie, um die Freundschaft der Griechen zu gewinnen, Tempel bei Milet erbauten und sich auch am Bau des Heiligtums der ephesischen Artemis beteiligten, aber er weiß nichts von großen Werken in Sardes zu erzählen. Wenn noch 50 Jahre nach dem Sturze des Krösus die Hauptstadt Lydiens meist nur aus rohrgedeckten Backsteinhäusern bestand, so kann man daraus schließen, daß sie keine monumentale Stadt gewesen ist. Außer dem Königspalast und dem Tempel der Kybele wird uns kein sardisches Monument genannt. Keine Spur altlydischer Bauform ist überhaupt auf uns gekommen, die Tumuli abgerechnet. Dasselbe gilt von der gesamten Kunst. Keine altertümliche Skulptur noch Malerei, die man lydisch nennen könnte, ist uns bekannt geworden.

Wenn man aus dem Fehlen jeder Kunde und jedes Ueberrestes von plastischen Denkmälern Alt-Lydiens einen Schluß ziehen darf, so hat dieses Volk keinen idealen Kunsttrieb gehabt. Die Griechen Kleinasiens lernten von



den Lydiern manche Geheimnisse der Technik, wie das Weben von Teppichen, das Färben der Gewänder, die Prägung der Goldmünzen. Als lydisch gelten der heutigen Forschung mit Recht oder Unrecht Thongefäße, welche sich in den Nekropolen Phöniziens finden und die Schliemann auch in den Trümmern der fünften vorhistorischen Ansiedlung Ilions gefunden und lydisch genannt hat. Die ausgeraubten Grabmäler bei Sardes haben der kunstgeschichtlichen Forschung bisher kein Material geliefert. Wir wissen daher nichts von der künstlerischen Kultur Lydiens, aber wir zweifeln nicht, daß sie in der historischen Zeit unter dem Einfluß der Griechen stand. Die kostbaren Weihgeschenke, welche die Mermnaden dem Apollo in Delphi und in anderen hellenischen Tempeln darbrachten, waren wol immer Werke griechischer Künstler. So hatte den delphischen Mischkrug des Alyattes Glaukos von Chios gearbeitet.

Wir schritten auf den Graten der Akropolis fort und fanden noch manche Mauerreste, an einer Stelle auch einen gemauerten Kanal, der jetzt abgebrochen über einem Abgrund schwebt. Die Burghöhe ist streckenweise zu Schuttmassen abgestürzt; irgend ein Orkan oder eine Erderschütterung wird hinreichen, um die letzten Trümmer der sardischen Burg in der Tiefe zu begraben.

Auf dieser schwindelsteilen Höhe lag uns zu Füßen die ganze Herrlichkeit Lydiens. Wir übersahen hier die Nordseite des Burgberges mit den absinkenden Terrassen und zerstreuten Ruinen, weiterhin die grünende Flußniederung.

Strabo hat vier zusammenhängende Ebenen um Sardes unterschieden, die sardische, die des Cyrus, die vom Hermos

und vom Kayster. Diese Gefilde sind das alte Homerische Mäonien, das Herz Lydiens, die fruchtbarste Landschaft Kleinasiens. Sie geht ostwärts nach Phrygien über. Jenes blaue Berghaupt dort im Nordosten ist der Dindymus, wo das alte Heiligtum der Mater Dindymäa stand. Dort entspringt der Hermos, um durch das verbrannte vulkanische Land, die Katakekaumene, in die lydische Niederung zu fließen. In mäandrischen Windungen durchzieht er diese. An seinem nördlichen Ufer reihen sich die vielen Tumuli auf, welche der in seiner Vorderseite zerklüftete Alyatteshügel wie eine Pyramide überragt. Hinter den Hügelgräbern glänzt ein blauer Wasserspiegel hervor, von Höhenzügen begrenzt; es ist der sagenvolle See des Gyges. Westwärts hebt der Sipylos sein nacktes Felsenhaupt empor, der Ursitz der Tantaliden, und fern gegenüber erscheint der Gebirgszug von Pergamon. Auf der südlichen Seite das dunkle Waldtal des Paktolos mit der Tempelruine und die schroffe Bergpyramide, welche der Burghöhe gegenüber liegt, während den majestätischen Schluß dieser Scene die schneebeschimmerten Gipfel des Tmolos bilden, in düsterem Purpur strahlend.

Die Akropolis von Sardes ist das Belvedere für die Betrachtung der Geschichte Lydiens und der umliegenden Landschaften. Nach der Mitte des 5. Jahrhunderts schrieb sie Xanthos, selbst ein Lydier. Seine vier Bücher Lydiaka sind später von Griechen willkürlich überarbeitet worden, und auch so nur in Bruchstücken auf uns gekommen. Unsere geringen Kenntnisse der Geschichte dieses Binnenreiches Westasiens, welches alle dortigen Reiche an langer Dauer wie an Macht übertroffen hat, verdanken wir,

einige andere abgeleitete Quellen dürftigster Natur abgerechnet, dem Herodot, der noch Zeitgenosse des Xanthos war. Seine wundervollen Geschichten und Legenden haben uns dies Land mit dem melodischen Namen lieben gelehrt, und wenn wir ihn aussprechen, so glauben wir, weichliche Flötentöne zu vernehmen, und die goldschimmernde Pracht märchenhafter Schätze zu sehen, die Alkmäon nicht verschmähte, aber Solon verachtete.

Herodot hat seine Nachrichten über Lydien meist aus ionischen und delphischen Quellen, weniger aus dem Lande selbst geschöpft. Wenn man die Dichtung von der Wahrheit scheidet, bleiben in seiner anekdotenhaften Erzählung freilich nur wenige geschichtliche Ereignisse und ein fragmentarisches Register von Königsnamen übrig, dem hie und da die Königslisten des lydischen Palastes zu Grunde liegen. Keine monumentalen Urkunden noch Sprachdocumente, wie die assyrischen Keilinschriften, kommen in Lydien der Forschung zu Hilfe, und die Sprache des Volkes selbst ist uns unbekannter als die etruskische.

Phrygische Urvölker, Mäonen genannt, saßen hier in der ältesten Zeit. Sie erscheinen im Verzeichnis der troischen Vasallenfürsten beim Homer, welcher die Lydier nicht mit Namen nennt:

Mesthles ordnete drauf und Antiphos kühne Mäonen,
Beide Pylämenes Söhn' und der Nymph' im Teiche Gygäa,
Die auch mäonische Stämme geführt vom Fuße des Tmolos.

Demnach haben einst die Könige Iliums das Hermosgebiet beherrscht, nachdem das Reich der Tantaliden vergangen war.

In unbekannter Zeit traten an die Stelle der Mäonen die Lydier. Hyde, die Stadt jener, verschwand und Sardes erschien, die Stadt dieser. Nach Strabo war sie alt, doch jünger als Troja. Lydos, Sohn des Atys, ein mythischer Heros, galt als Stammvater und Eponym des lydischen Volks. Josephus hat ihn mit Lud zusammengebracht, dem Sohne Sems und Bruder des Elam, Assur, Arpachsad und Aram, und lange galten die Lydier als Semiten. Erst die neueste Forschung behauptet, daß sie, wie alle Urvölker Kleinasiens, Arier gewesen sind. Allein der Beweis dafür fehlt, da es keine lydischen Sprachdenkmale gibt.

Die Lydier verehrten gleich den anderen Völkern diesseits des Tauros die große Mutter der Natur (Kybele), für welche auch die Artemis von Ephesus und vom Gygessee nur eine gräcisirte Form gewesen zu sein scheint; sodann den Atys und den Sonnengott Sandon, den die Griechen dem Herakles verglichen haben; denn alljährlich fanden in Phönizien und manchen Städten Kleinasiens Feste statt zu Ehren der Selbstverbrennung dieses Gottes. Mit Omphale, der Sklavin eines lydischen Königs, soll er den sardischen Stamm der Herakliden erzeugt haben. Nur durch ein hellenisches Medium ist uns die Kunde von den Kulten der Lydier und anderer Völker Kleinasiens übermittelt worden.

Die Vorzeit Lydiens ist dunkel. Nach den Königslisten haben das Land drei Dynastien beherrscht, die ganz fabelhaften Atyaden, die Herakliden und die Mermnaden; 505 Jahre und 22 Könige gibt Herodot der zweiten Dynastie, doch sind von ihr nur wenige Namen überliefert. Aus der Mythe tritt die Geschichte Lydiens eigentlich erst

mit den fünf Mermnaden, Gyges, Ardyes, Sadyattes, Alyattes und Krösus.

Das schöne Land wurde unter ihnen ein blühendes Reich. Das Volk war thätig in praktischen Künsten der Industrie und wolhabend durch Binnenhandel. Seine weichlichen Sitten beeinflußten Jonien. Die lydische Flöte wanderte bis nach Sparta. Vielerlei Spiele der Musen galten als Erfindungen Lydiens. Wir wissen nichts von der Einrichtung des Staats, der nur im allgemeinen die Formen der orientalischen Despotie erkennen läßt. Ihr Mittelpunkt war Sardes mit seiner unbezwinglichen Burg. Lydische Volksstämme, wie die Torheber und Asier werden genannt. Adelsgeschlechter zeigen sich, doch nur undeutlich. Von einer bürgerlichen Verfassung ist nicht die Rede.

Ein Reiterheer, wozu die Ebenen die Rosse lieferten, bildete den Kern der Kriegsmacht, und diese wurde durch karische und hellenische Söldner verstärkt. So hat der erste Mermnade Gyges dem König Psammetich gegen die Assyrer karische und griechische Mietstruppen zur Hilfe geschickt. Die lydischen Könige vermochten die Herrschaft Assyriens abzuwerfen, den Völkersturm der Kimmerier vom Pontus zu bestehen und selbst Medien hinter den Halys zurückzuweisen. Dieser Fluß wurde die Ostgrenze ihres Reichs. Die politischen Verbindungen der Mermnaden erstreckten sich bis Aegypten, Babylon und Griechenland. Alyattes dehnte die Macht Lydiens über das ganze westliche Kleinasien bis zum Meer aus; selbst eine Kolonie Adramyttion gründete er in Mysien. Die Troas war lydisch. Schon Gyges begann den Kampf mit den hellenischen Seestädten, welche Lydien vom Meere absperrten.

Elf Jahre lang wurde Milet bekriegt, bis Alyattes mit dieser unbezwungenen Republik ein Freundschaftsbündnis schloß. Mit Waffengewalt eroberte er Smyrna. Phokäa, Kolophon, Klazomenä und andere Hellenenstädte unterwarfen sich, freiwillig oder nicht, seiner Oberhoheit. Des Alyattes Sohn Krösus eroberte Ephesus.

Die Herrschaft der lydischen Könige über die kleinasiatischen Griechen war indes nicht nach Barbarenart; sie haben dort nichts zerstört, nicht einmal die Verfassungen aufgehoben. Sie selbst waren um die Freundschaft der Griechen bemüht, und erscheinen sogar als Philhellenen. Krösus schenkte viele Säulen zum Bau des Heiligtums der ephesischen Artemis, und durch das delphische Orakel bewogen, baute Alyattes den Milesiern zwei Athenatempel. Lydisches Gold schloß ein Bündnis mit der griechischen Kultur. Mit ihm gewannen die Mermnaden das Herz Spartas und selbst des pythischen Apollo, welcher die Usurpation des Trons durch Gyges genehmigte.

Religiöse Kulte, wie des Herakles, der Rhea und Artemis, die Legenden Mäoniens, die Tantalus- und Pelopssagen vermittelten vielleicht die Bezüge Lydiens zu Hellas. So wenig national abgeschlossen, also so wenig semitisch war die Religion der Lydier, daß sich ihre Könige Orakel von Delphi und Dodona, von Abä, von den Branchiden bei Milet und vom Ammon Lybiens holten. Die griechische Kultur drang in Lydien ein, und würde dieses Land hellenisirt haben, wenn es fortbestanden hätte.

Von den Griechen sollen die Lydier die Schrift angenommen haben, und sicherlich war die griechische Sprache in Sardes bekannt. In ihr hat 100 Jahre nach dem

Sturze des Krösus Xanthos die Geschichte seines Landes geschrieben. Kein anderes Volk Asiens erscheint weniger barbarisch und dem hellenischen Einflusse zugänglicher als das lydische. Der Palast des Alyattes und Krösus war, wie ein griechischer Tyrannenhof, wie jener von Samos oder Athen, nie leer von hellenischen Gästen. Dichter, Philosophen, Staatsmänner gingen dort aus und ein. Dorthin kam Bias von Priene und auch Solon.

Die Legende von Solon und Krösus ist die Perle in den Büchern Herodots. Sie gehört zu denen, die jeder Mensch von Kindheit auf kennt. Den ewig giltigen Spruch von der Wertschätzung des Menschenglücks und der Menschengröße haben dann die Griechen noch einmal in dem Gegensatz des Diogenes zum Alexander ausgesprochen.

Die Goldsage des Midas und die Tantalusmythe setzen sich in Krösus fort, aber ihn selbst macht sein Sturz weise wie Solon. Er sitzt als ein Salomo neben seinem Bezwinger Cyrus, der ihn bewundert und ehrt. Wenig menschlich Schöneres ist je gedichtet worden, als diese Krösusfabel im Herodot. Als furchtbaren Gegensatz zu ihr hat die Geschichte das Ende des glanzvollen Tyrannen Polykrates hingestellt, welchen die Perser in Magnesia ans Kreuz schlagen. Es ist nicht schwer nachzuweisen, wie unwahrscheinlich die beredsamen Krösusgeschichten samt der Scene des Scheiterhaufens beim Herodot sind, aber die Versöhnung des großmütigen Siegers mit dem Besiegten ist sicher geschichtlich.

Das lydische Reich stürzte im Jahre 546 jählings durch die Kraft des Helden von Iran. Es war so widerstandslos, wie orientalische Reiche zu sein pflegen. Den

Aufstandsversuch des Paktyes nach dem Abzuge des Cyrus abgerechnet, trug das Volk geduldig das Perserjoch. Eine lydische Nation als solche ist überhaupt kaum sichtbar. Sardes war alles, und der eigentliche Stamm der Lydier saß in der dortigen Landschaft. Königsgeschlechter hatten von der hohen Burg herab über Mäonen, Phrygier, Mysier, Lykaonier und die Griechenstädte geherrscht. Ein nationales Bewußtsein gab es dort kaum anderswo, als in den Landschaften vom Tmolos und Kayster zum See des Gyges und zum Temnos. Auch zur Römerzeit war der Verwaltungsbezirk Lydia auf dies Gebiet beschränkt.

Die Feueraltäre Irans flammten jetzt auf der Burg der Mermnaden. Die Perser hatten Sardes geplündert und wol auch zerstört; dann machten sie die Krösusstadt zum Sitz einer Satrapie und zum Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen gegen Griechenland. Eine Königsstraße verband sie mit Susa, der Residenz der Großkönige. Da Sardes der Schlüssel zwischen dem Innern Asiens und dem griechischen Meere war, blieb es immer ein wichtiger Ort. Große weltgeschichtliche Ereignisse und Gestalten ziehen hier von Jahrhundert zu Jahrhundert an unserem Blick vorüber.

Von Sardes ist Darius nach den Scythenländern aufgebrochen und dorthin wieder zurückgekehrt. Hierher rief er Histiäos von Milet, welcher den Abbruch der Donaubrücke verhindert hatte. Als sodann die Ionier aufstanden, zerstörten sie Sardes ohne die Burg, und auch damals regte sich kein Nationalgefühl mehr unter den Lydiern. Zum Rachezuge gegen Athen versammelte

Xerxes die Völker Asiens in Sardes. Die persische Regierung hatte das Volk Lydiens entwaffnet und seinem weichlichen Luxus überlassen, aber es stellte Truppen zum Kampf mit Griechenland. Im Katalog der Kriegsvölker des Xerxes führt Aeschylus die Lydier auf:

Auch des weichlichen Stamms in Lydia folgt viel Volk —
Auch Sardes sendet, die goldene, viel
Kriegsscharen, verteilt in die Wagen der Schlacht —
Die vom Tmolosgebirg und den Fluren umher,
Sie bedräun Hellas mit knechtischem Joch.

Lydien war noch ein blühendes Land; es gab Lydier von staunenswürdigem Reichtum, wie Pythias von Kelene, dessen tragische Geschichte Herodot erzählt hat.

In Sardes erschien Xerxes wieder, als Flüchtling von Salamis, und hier erfaßte ihn verbrecherische Leidenschaft zu seiner schönen Schwägerin, der Gemalin des Masistes. Hierher kam auch sein Besieger, der unglückliche Themistokles, jetzt ein Schützling desselben Großkönigs, der ihm die Einkünfte von Magnesia am Mäander geschenkt hatte. Plutarch erzählt, daß der Verbannte im Tempel der Kybele die eherne Figur einer Wasserträgerin wiedersah, die er selbst einst in Athen gestiftet und dann die Perser entführt hatten; daß er es wagte, dies Kunstwerk für die Athener zurückzufordern, und nur mit Not den Zorn des Satrapen Lydiens beschwichtigen konnte.

In Sardes erschien auch Herodot, der reisende Geschichtschreiber, dann Alkibiades, welchen im Jahr 410 der Satrap Tissafernes hier in die Burg gefangen setzte, aus welcher er nach 30 Tagen entsprang. Dann kam

Xenophon, vom Söldnerführer Proxenos in den Dienst des jungen Cyrus gerufen, welcher bei Sardes sein Rebellenheer versammelte.

Fünf Jahre später rief der Held Agesilaos die kleinasiatischen Griechen zur Freiheit auf; am Paktolos schlug er die Perser und zog weiter nach Phrygien, wo die Spartaner selbst seinem kühnen Marsch ein Ziel setzten, da sie ihn zurückriefen, als Lysandros bei Haliartos gefallen war.

Was dem Spartanerkönige nicht vergönnt gewesen, das führte der Macedonier Alexander aus. Nach der Schlacht am Granikus (334) unterwarf sich ihm Kleinasien. Die sardische Akropolis ergab sich; er schenkte den Lydiern die Freiheit, welche sie nicht mehr zu gebrauchen verstanden. Seither verwandelte sich Sardes in eine hellenische Stadt. Macedonische Veteranen siedelten sich am Hermos an, wie ehemals die Hyrkaner seit Cyrus. Lydien wurde ein Zankapfel zwischen den Königen von Pergamon und den Seleuciden Syriens; und schon unter den ersten Kämpfen der Nachfolger Alexanders eroberte Demetrios Polyorketes Sardes und Ephesus. Antiochus der Große belagerte zwei Jahre lang in der sardischen Burg seinen Statthalter Achäos, der sich zum Könige Lydiens aufgeworfen hatte, und er bezwang diesen „sichersten Ort der Welt", wie Polybios die Akropolis nennt, nur durch schimpflichen Verrat. Sardes wurde sodann der Waffenplatz des Antiochus im Kriege mit den Römern. Diese zertrümmerten seine Macht bei Magnesia, worauf sich jene Stadt ihnen ergab.

Die Römer schenkten ihrem Verbündeten Eumenes Vorderasien, und dann erbten sie selbst das pergamenische

Reich im Jahre 133 von Attalos III. Sie machten daraus die Provinz Asia proconsularis mit der Hauptstadt Ephesus, während Sardes die Metropole des lydischen Gerichtssprengels wurde.

Cassius rief hierher den Brutus, und das Heer proclamirte die Mörder Cäsars als Imperatoren. Von Sardes zogen sie dann fort in ihren Tod, auf dem Felde bei Philippi.

Im Jahre 17 n. Chr. wurde Sardes, mit elf anderen Städten Kleinasiens, durch ein Erdbeben umgestürzt. Da ging die lydisch-hellenische Gestalt der Stadt zum größten Teile unter. Auch die Akropolis wird zusammengestürzt sein, und die Burghöhe die zerrissene Form erhalten haben, die etwa die heutige ist. Tiberius und seine Nachfolger richteten Sardes wieder auf. Als Hadrian sie besuchte, war sie wieder in einiger Blüte; sie wetteiferte mit Ephesus, den Kaiser Roms durch Festspiele zu ehren. Als neuer Dionysos erscheint Hadrian in einer sardischen Inschrift.

So dauerte die Krösusstadt, als Haupt der lydischen Landschaft unter Römern und Byzantinern fort, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts die Türken sich im Hermosgebiet festsetzten. Sie und die Mongolen Timurs zerstörten die letzten Reste hellenischer Kultur Lydiens, und seit dem 15. Jahrhundert ist Sardes vom Erdboden verschwunden.

Ich blicke zu den Tumuli jenseits des Hermos hin; sie sind die ältesten Monumente der Kultur Lydiens — ich sehe dann die braunen Filzzelte der Hirten, die zwischen den Ruinen von Sardes ihre Herden weiden; sie

sind die Zeugen des Zustandes, in welchen das schönste Land Kleinasiens heute zurückgesunken ist, und das ist die Barbarei der Nomaden. Werden diese Gefilde, wird die herrliche Levante der türkischen Pascharegierung ewig überliefert bleiben?

Diese Frage hängt mit anderen zusammen, welche heute die ägyptische, syrische, orientalische u. s. w. heißen und alle zum Problem „Asien" aufwachsen. Dies ist ersichtlich, daß Europa in dem geschichtlichen Zuge begriffen ist, den ungeheuern Kulturverlust wieder herzustellen, den es durch die Bildung des mohamedanischen Weltreichs erlitten hat.

Die staunenswürdigste That der Griechen war die Hellenisirung des Orients. Griechische Sprache und Kultur herrschten einst vom Pontus über ganz Westasien bis zu den Katarakten des Nil. Alle diese Länder bildeten das hellenische Weltreich Alexanders. Die Römer erbten dasselbe, und die größte That Roms war die Verbindung des Abendlandes mit dem griechischen Morgenlande zu einem kosmopolitischen Ganzen, wie es die Geschichte nimmer gesehen hat. Dies blühende Kulturreich brach dann in seine beiden Hälften auseinander. Die östliche alexandrinische wurde zuletzt ihrer ganzen geographischen Ausdehnung nach von den Arabern und Türken in Besitz genommen. Auf ihren Trümmern entstand das mohamedanische Weltreich. Was die Perser des Darius und Xerxes nicht vermocht hatten, das gelang den Türken: sie eroberten Hellas und drangen in Europa ein.

Um jenes Levantegebiet, den schönsten Teil des Orbis

Romanus, ist seither die Machtsphäre des europäischen Kulturgedankens verringert worden.

In den Kreuzzügen versuchte Europa zuerst, den alten Zusammenhang mit dem hellenistisch-römischen Westasien wieder herzustellen, und diese Versuche setzten sich seit dem Falle Konstantinopels in den langen Türkenkriegen fort. Heute zerbröckelt die mohamedanische Herrschaft, Stück für Stück, und selbst die Zurücknahme Konstantinopels aus der türkischen Gewalt ist nur noch eine Frage der Zeit und der europäischen Politik. Konstantinopel aber ist der Schlüssel für Kleinasien. Wer den Bosporus und den Hellespont besitzt, wird auch das alte pergamenische Reich bis zum Taurus in Besitz nehmen. Ich hörte von den Träumen solcher, die Kleinasien für die deutsche Kolonisation ausersehen haben. Aber diese Politiker der Zukunft vergessen, daß alle Küsten dieses Landes noch heute, von der Zeit der alten Jonier her, dann seit Alexander, den Seleuciden und Attaliden und seit den Byzantinern hellenistisch geblieben sind. Sollte nicht das überall neu erstarkende Griechentum hier seine kosmopolitische Wiedergeburt finden?

Wir forderten unseren Führer auf, uns auf einem anderen Wege als wir genommen hatten, den Stadtberg hinabzubringen, und das hatte ein langes, verzweifeltes Umherirren zur Folge, da ein jeder Pfad an den schauerlichsten Abgründen endete. Wir beschlossen zuletzt, erschöpft wie wir waren, den steilen Gipfel der Akropolis nochmals zu erklimmen, von wo wir den Weg zur Tempelruine nicht verfehlen konnten. Hirten halfen uns dazu.

Wir setzten unsere Wanderung auf dem Abhange der Burghöhe ostwärts fort. Hier fanden wir viele Gruppen von Trümmern zerstreut. Nur wer in Sardes bestimmte archäologische Zwecke verfolgt, wird diese gestaltlosen Reste mit lebhaftem Interesse betrachten; ohne dies ermüden sie. Vieles verfehlten und versäumten wir. Im ganzen wurde uns klar, daß Sardes nicht den Reichtum noch bestimmbarer Ruinengruppen darbietet, wie Ephesus. Die topographischen Anhaltspunkte für eine Feststellung des Stadtplans sind hier so wenig ausreichend, daß ein solcher bis heute nicht versucht worden ist.

Die Bauwerke, welche hier Hellenen und Römer errichteten, scheinen nicht das Maß des Gewöhnlichen überstiegen zu haben. Kein alter Schriftsteller hellenistischer Zeit hat sardische Prachtmonumente gerühmt, neben den uns wolbekannten Denkmälern in Pergamon und Smyrna, in Kyzikus oder in Antiochia und Ephesus. Schon Herodot wußte von Sardes nichts Merkwürdiges zu sagen.

Einmal hat Polybius, bei Gelegenheit der Belagerung des Achäos, ein paar topographische Bezeichnungen gemacht; er nennt das persische Tor, das Stadium und den Prion, eine Bodenerhebung, die zwischen der Burg und der unmauerten Stadt eine natürliche Brücke bildete und dem Theater nahe lag. Ausgrabungen würden in Sardes sicherlich lohnend sein und manche verschüttete Kunstschätze und Inschriften ans Licht bringen. Eine schichtweise Ablagerung von Kulturen hat hier stattgefunden. Der prähistorische Urgrund ist zunächst mäonisch, dann altlydisch; darüber lagert die geschichtlich lydische, die persische, die hellenistische, die römische und byzantinische

Stadtanlage. Sardes harrt auf seinen Schliemann. Der Spaten eines so genialen Schatzgräbers würde vielleicht Urkunden zu Tage fördern, mit denen die Geschichte Lydiens so neu aufgebaut werden könnte wie die der hellenischen Heroenzeit, oder wie Assyriens und Babylons seit der Entdeckung ihrer monumentalen Reste und der beschriebenen Backsteintafeln.

Wir gelangten an einen starkströmenden Bach, welcher auf der Ostseite des Stadtgebiets dem Hermos zufließt. Hier stehen unter Baumgruppen ein paar Häuser und eine Mühle, die von einer riesigen Platane beschattet wird. In der Nähe liegt ein verwildertes Feld, auf dem sich Mauern und Pfeiler erheben, Reste eines mächtigen Gewölbebaues. Man schreibt sie einer christlichen Basilika zu. Sardes war eine der ersten Kolonien des Christentums in Kleinasien, eine der sieben Kirchen neben Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Philadelphia und Laodicea. Im dritten Kapitel der Offenbarung richtet Johannes eine Dithyrambe an den Genius der Gemeinde von Sardes. Le Quien hat den lückenhaften Katalog ihrer Bischöfe zusammengestellt; darunter ist Melito, der berühmte Apologet des Christentums unter den Antoninen. Auf dem Conzil in Ephesus erscheint der sardische Bischof Mäonius, der seines Namens wegen merkwürdig ist. Das Bistum dauerte hier bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fort. Unter den Griechen, welche den Kaiser Johannes Paläologus zum Unionsconzil nach Ferrara begleiteten, war auch Dionysius von Sardes. Dann erlosch das Bistum mit Nikolaus, welcher im Jahre 1450 neben anderen byzantinischen Bischöfen die Union der Griechen und La-

teiner auf der Synode in Konstantinopel als Ketzerei verwarf.

Wir verbrachten eine schlaflose Nacht auf dem Boden des Zimmers im Stationshause über notdürftigen Teppichen hingestreckt. In der Morgenfrühe sollte ein Lydier mit Pferden bereit sein, um uns über den Hermos nach den Tumuli zu bringen. Der Mann erschien und sagte uns, daß wir die Pferde an einem Ort am Fluß einzuholen hätten. Wir wanderten nordwärts durch die Niederung, erst über einen mohamedanischen Friedhof, zu dessen Stelen antike Säulenstümpfe dienten, dann immer tiefer in das sumpfige Flußgelände. Pfade waren nicht sichtbar, aber Scharen weidender Büffel und Kamele. Krösus verlor Schlacht und Reich an Cyrus, weil die lydischen Pferde den Geruch der persischen Kamelreiterei nicht ertragen konnten. Sollten wirklich die alten Lydier keinen Gebrauch von Kamelen gemacht haben?

Rittlings trug uns unser Führer über einige Gräben, und so gelangten wir an die Hermosfurt. Der Strom durchfließt hier sein mehrere hundert Fuß breites Bette in drei Armen, inselartige Strecken von Kies und Sand bildend. Jenseits liegt das Dorf Kermes. Wir standen ratlos am Ufer nach der Ortschaft hinüberrufend. Nun fügte es der Zufall, daß ein Türke auf einem prächtigen weißen Pferde flußentlang geritten kam, und dieser lieh uns sein Tier. Wir setzten einer nach dem anderen durch die Furt, welche hier so seicht ist, daß man sie durchwaten kann.

Der Schech des Dorfs — auf allen Lehmhütten nisteten Störche — schickte nach Pferden und lud uns

ein, unterdes seine Gäste zu sein. Er ließ unter einem Baum einen Teppich ausbreiten, worauf wir neben ihm Platz nahmen. Verschleierte Frauen brachten uns stumm die Kaffeeschalen. Unser Wirt redete, doch wir verstanden seine Sprache nicht; ein schöner Greis mit mächtigem Haupt unter dem bunten Turban, und mit grauem, über die Brust herabwallendem Bart. Seine würdevolle Art war von jener orientalischen Vornehmheit, die uns Europäer immer in Verwunderung setzt, obwol sie nicht aus dem Bewußtsein geistiger Hoheit fließen kann, sondern nur der Ausdruck natürlichen Gleichmaßes in apathischer Ruhe ist. Der Schech vom Hermos würde auf dem Trone des Großkönigs von Persien eine stattliche Erscheinung gewesen sein.

Wir ritten nach den Tumuli. Da man uns in Smyrna gesagt hatte, daß Herr Dennis, der dortige englische Consul, gegenwärtig in Sardes sei, um in der Nekropolis Ausgrabungen zu machen, so hofften wir, diesen verdienten Mann hier anzutreffen.

Die lydischen Tumuli zeichnen sich unter allen Hügelgräbern der antiken Welt dadurch aus, daß sie eine zusammenhängende Nekropole von stundenweiter Ausdehnung bilden. Strabo nennt sie Königsgräber, aber schwerlich sind hier nur die Fürstengeschlechter Lydiens bestattet worden. Daß sie keine Kenotaphien gewesen sind, wie die berühmten Tumuli in der Troas, welche Schliemann untersucht hat, haben die Ausgrabungen gelehrt.

Die Türken gaben der lydischen Todtenstadt den Namen „Tausend-Hügel“, und das scheint zu beweisen, daß sie eine viel größere Zahl von Kegelgräbern vorfanden, als



heute erhalten ist. Ich habe ihrer einige 60 gezählt, andere zählten 70 bis 80. Sie alle stehen in langen Reihen auf der wellenförmigen Hochfläche zwischen dem See des Gyges und dem Hermos. Sie sind daher meilenweit sichtbar, gleich den Pyramiden bei Gîze und Sakkara, welche gleichfalls auf einer Hochfläche stehen. Von der sardischen Burg wie von den Terrassen der Stadt blickten Könige und Volk auf diese ihnen heiligen Ahnengräber nieder.

Viele sind im Lauf der Zeit verfallen, und so weite Lücken in einem offenbar künstlich geordneten System entstanden. Alle sind grasgrün; in manche hat der Regen sandige Furchen gerissen; andere haben Schatzgräber durchwühlt, und den größten Tumulus hat ein tiefer Spalt bis auf seine Grundlage durchrissen.

Der Anblick dieser künstlichen grünen Kegel in der stillen Wildnis ist ohnegleichen fremdartig und seltsam monoton. Alle sind einander gleichförmig; denn nur Höhe und Umfang geben Merkmale des Unterschiedes. Ein gleiches Geheimnis umschleiert sie. Die Menschengeschlechter, welche diese Grabmäler aufgeschüttet haben, hielten dieselbe Form und dasselbe Princip der Verschwiegenheit durch die Jahrhunderte fest. Nirgends verkündet weder Bildwerk noch Inschrift den Nachruhm der Todten. Wenn man zwischen den Tumuli umherwandelt, hat man freie Wahl, sich unter diesem und jenem ruhend zu denken: Kandaules und sein rachsüchtiges schönes Weib, den kühnen Gyges, Ardyes, Sadyattes, oder den jungen Krösussohn, auf dessen Grabe der unselige Adrastos sich selbst dem Tode weihte.

Im 6. Jahrhundert bezeichnete man manche Tumuli alter lydischer Könige mit Namen; denn der Jambograph Hipponax von Ephesus erwähnt neben jenem des Alyattes die Denkmäler des Gyges, des Magastrys, Atys und Myrsilos. Die rätselhafte Nekropole ist heute das Symbol der Geschichte Lydiens, denn auch diese ist stumm für uns, bis auf einige Namen und Ereignisse. Ohne Herodot würden wir nicht einmal den größten der Tumuli als den des Alyattes bezeichnen können, und selbst diesen hat man schon im Altertum mit dem Grabmal verwechselt, welches Gyges einer geliebten Hetäre errichten ließ (das Denkmal der Bulerin).

Der Tumulus des Alyattes bezeichnet den Endpunkt der sardischen Königsgräber. Denn nach ihm ist kein lydischer Herrscher mehr am Hermos bestattet worden; sein Sohn Krösus, der letzte König Lydiens, fand seinen Tod im persischen Exil. Da nun Form und Bauweise der Tumuli im Wesen einander gleich sind, geben sie auch kein Zeitmaß ab. Wo die Reihe anfängt, wissen wir nicht. Die Form dieser Erdmäler ist im allgemeinen die der Heroengräber in der Troas und am Hellespont, wenn sich auch die lydischen Tumuli von jenen durch Massenhaftigkeit, durch das feste Steingefüge der Basis und die künstliche Anlage der Grabkammern auszeichnen. Schliemann versetzt die Heldengräber Ilions, die nur Ehrendenkmäler zu sein scheinen, in das neunte Jahrhundert. Erst wenn man mehr lydische Tumuli untersucht hat, wird man sich ein Urteil über ihr mutmaßliches Alter bilden können. Das aber kann in Bezug auf die Grundform schon pelasgisch-mäonisch sein.

Schon die Griechen glaubten, daß diese Grabform durch die Pelopiden zu den Achäern gebracht worden sei. Dieselbe Tumulusform, die sich über Smyrna und die Troas zum Hellespont und weiter in die Krim und nach dem Peloponnes erstreckt, findet sich auch in Etrurien wieder, wo sie als durchaus lydisch erscheint; aber auch der baltische Norden hat seine primitiven Hügelgräber, die Hünenmale.

Ich habe auf dem Todtenfelde von Memphis kleinere Pyramiden gesehen, welchen Verfall und Zerstörung durchaus die Form von Erdhügeln zurückgegeben hatten; ich erinnerte mich ihrer unter den lydischen Tumuli. Die Pyramiden Aegyptens haben sich aus demselben uralten Princip entwickelt, und dieses ist die Gruftkammer, über welcher ein hohes Mal errichtet wird, sei es von Erde oder von Steinquadern.

In Lydien verfuhr man dabei auf folgende Weise. Eine Fläche wurde, durchaus wie in Aegypten beim Pyramidenbau, auf dem Erdboden hergerichtet, und auf ihr eine enge, kaum mehr als 2 m hohe Gruftkammer aus Werksteinen regelrecht aufgebaut. Sie nahm nicht immer den Mittelpunkt des Erdmals ein, denn im Tumulus des Alyattes ist sie 50 m vom Centrum abgelegen. Neuere Forscher sind der Ansicht, daß der Todte über der Decke der Gruftkammer verbrannt wurde. Jedenfalls wurden dann seine Reste in einem Sarkophag von Stein oder Holz beigesetzt, oder auf einem steinernen Todtenbette niedergelegt. Ein schmaler, kurzer Gang, aus Stein gefügt, dem Süden zugekehrt, führte zur Gruftkammer. Man kann ihn dem Dromos der achaischen Grabmäler ver-

gleichen; er blieb innerlich in dem Erdmal selbst verborgen. Um den Druck der Erdmasse auszuhalten, wurde er mit Erde ausgefüllt. Dies bemerkt Choisy (Note sur les tombeaux lydiens de Sardes. Rev. Arch. N. S. 32. vol. 1876). Er ist der Ansicht, daß Gruftkammer und Erdmal gleichzeitig angelegt wurden. Ein Kreis von Steinblöcken bildete bei den vornehmsten Tumuli die gewaltige Unterlage des Erdhügels, und dieser wurde schichtweise aufgeschüttet, aus farbigen Streifen von Thon, Erde und Kieselsteinen. Eine ähnliche Schichtung fand Schliemann im Tumulus des Achilleus vor. Keine Thüre führte von außen in diesen geschlossenen Erdhügel, dessen Spitze man mit einem oder mehreren Denksteinen in Kegel- und Säulenform krönte. Grenzsteine (οὖροι) nennt sie Herodot.

Das lydische Grabmal ist trotz seiner Mächtigkeit sehr einfach und primitiv; es steht unter der kunstvollen Weise der reich geschmückten Tumuli Etruriens, wie der berühmten Kuppelgräber in Mykenä, Böotien und Attika. Herodot, welcher durch die Größe des Grabmals des Alyattes mit Recht in Erstaunen gesetzt wurde, hat auch nur diese Masse bewundert, und es erging ihm hier wie dem Pausanias, der die Mauern von Tiryns mit den Pyramiden Aegyptens zu vergleichen wagte.

Zur Zeit Herodots muß die lydische Nekropolis vollkommen unberührt gewesen sein, und eine gewaltige Wirkung gemacht haben. Deshalb ist es sehr auffallend, daß der sorgsam beobachtende Geschichtschreiber dieser Todtenstadt mit keinem Worte gedenkt, sondern nur den größten Tumulus beschreibt. „Das lydische Land", so sagt er, „bietet

nicht viel Merkwürdiges dar, außer dem vom Tmolos herabströmenden Goldsande, aber es besitzt ein Werk, welches nächst denen der Aegypter und Babylonier als das weit größte dasteht, das ist das Grabmal des Alyattes. Sein Sockel ist von gewaltigen Steinen, alles übrige Erdaufschüttung. Die Ackerbauern, die Handwerker und die Freudenmädchen haben es aufgerichtet. Noch zu meiner Zeit standen auf seiner Spitze fünf Denksteine, auf denen geschrieben war, was jede der genannten Klassen gethan hatte, und die Messung ergab, daß der größte Anteil den Hetären angehörte. Der Umfang des Hügels beträgt 6 Stadien und 2 Plethra, die Breite 13 Plethra. Nicht weit vom Grabmal liegt ein großer See, welcher, wie die Lydier behaupten, stets fließend ist. Er heißt der Gygäische See."

Die Maße Herodots (3400 Fuß) entsprechen ungefähr denen des heute größten Tumulus, welche Prokesch auf 3444 Fuß und Spiegelthal auf 1055,626 m angegeben haben. Dieser ehemalige Consul Preußens in Smyrna ist der erste Forscher gewesen, der überhaupt in der Nekropole von Sardes Ausgrabungen gemacht hat. Im Jahre 1853 eröffnete er den Tumulus des Alyattes, und seinen Bericht mit Plänen und Aufrissen hat Olfers in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1858) mitgeteilt. Spiegelthal trieb einen Schacht in den Erdhügel und fand die Gruftkammer ausgeraubt und leer. Nach seiner Ansicht haben ganze Dorfschaften der Umgegend in diesen Tumuli nach dem Golde der lydischen Könige gewühlt. Die Gruftkammer ist aus behauenen Marmorquadern aufgeführt, die meist mit Schwalben-

schwänzen von Blei befestigt sind. Die inneren Wände sind mit glatt polirtem weißem Marmor bekleidet und ganz schmucklos. Die nach Sardes gerichtete Thüre besteht aus rauhen Marmorplatten, und zu ihr leitet ein mit Steinblöcken ausgesetzter Gang, 2,43 m breit, während rohe Steine eine Treppe bildeten.

Den Boden der Gruftkammer fand Spiegelthal mit Asche, Kohlen, Scherben von Vasen und von Alabasterurnen bestreut; in einigen Handknochen wollte er sogar die Reste der Hand des Alyattes gefunden haben. Vom Sarkophag war keine Spur vorhanden. Von den fünf Stelen, welche noch zur Zeit Herodots auf der Spitze des Tumulus standen, ist noch einer dort übrig, halb in die Erde versenkt, und ganz verwittert. Er hat die Gestalt einer Kugel mit einer Basis, ohne Spur einer Inschrift, und widerspricht daher der Meinung des Prokesch, daß jene Denksäulen Phallen gewesen seien. Ein zweiter Denkstein ist in der Nähe des Tumulus gefunden worden. Obwol man auf keinem anderen dergleichen gesehen hat, können sie doch nicht gefehlt haben, da die Aufrichtung von Stelen über dem Hügelgrabe eine typische Kultusform war, und daran erinnern noch die Kegelaufsätze am sogenannten Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano, und die etrurischen Tumuli, wie die Cucumella in Vulci.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der von Spiegelthal geöffnete Tumulus jener des Alyattes beim Herodot ist. Aber die Beschreibung des alten Geschichtschreibers ist sehr flüchtig, und die Schriftangabe auf den Stelen sieht nach einer im Volk umlaufenden Anekdote aus. Die

Schrift mußte lydische Worte enthalten haben; wenn sie nun Herodot wirklich gesehen hat, so hat er sie doch nicht verstehen können. Er versetzt den Tumulus in die Nähe des Sees, während er eine halbe Stunde davon entfernt ist. Man könnte daher, wie Spiegelthal, versucht sein, aus diesen Angaben und dem Stillschweigen Herodots über die anderen Tumuli zu schließen, daß er nicht an Ort und Stelle gewesen ist. Aber das ist denn doch nicht anzunehmen.

Grüner Pflanzenwuchs bedeckt auch den Erdhügel des Alyattes fast überall, mit Ausnahme von Regenfurchen und eines klaffenden Spalts, der, 32 m tief, bis zu seiner Basis hinabreicht und gerade der Akropolis zugekehrt ist. Der Umfang und die Höhe von 69,12 m lassen ihn in der That bergähnlich erscheinen. Ein mit Gras überwachsener Damm, welcher gegen ihn hinführt, diente wahrscheinlich zur Herbeischaffung der Werksteine, deren Brüche in der Nähe entdeckt worden sind.

Das Innere des Erdhügels ist jetzt nur schwer zugänglich. Wir machten keinen Versuch, einzudringen, sondern bestiegen einen mittleren Tumulus und sahen von dort vor uns den See des Gyges, etwa eine halbe Stunde entfernt. Sein Becken erscheint keineswegs groß, obwol es einige Stunden im Umfange hat; im Sommer trocknet er ein, und auch jetzt, im April, war er halb versumpft. Schilf umkränzt ihn; es ist jenes heilige Schilfrohr, welches die Lydier zu Meistern im Flötenspiel gemacht hat. Am Ufer des Sees stand einst der berühmte Tempel der Artemis Gygäa oder Kolöne, ein uraltes Heiligtum, dessen Stelle aufgefunden worden ist. Strabo spricht von der



großen Heiligkeit dieses Tempels und von dem fabelhaften Schilftanze bei den Artemisfesten.

Schon Homer hat den See als Wiege der mäonischen Könige gefeiert, und auch im lydischen Cultus besaß er eine religiöse Weihe, weil gerade sein Bezirk zur Nekropolis ausgewählt war.

In einem geöffneten Tumulus fanden wir einen 132 cm hohen Eingang aus Steinblöcken, über welchen ein steinerner Thorbalken lag. Der Schlußstein war abgehoben. Aus einem schmalen Gange traten wir durch ihn in die oblonge Gruftkammer, deren nach der flachen Steindecke geneigte Wände mit genau zusammengefügten Kalksteinplatten belegt waren. Die Kammer war 168 cm lang und 185 cm hoch. Ein viereckiger Steinsarkophag stand in ihr hart an der Wand, mit einem Deckel geschlossen, ohne Bildwerk noch Schriftzeichen.

In einem anderen Tumulus, welchen Herr Dennis eben geöffnet hatte, fanden wir einen 116 cm hohen und 82 cm breiten Eingang, aus welchem der Gang in die Gruftkammer führte. In ihr befand sich kein Sarkophag, sondern ein 206 cm langes und 84 cm breites Todtenbett von Stein, eine Platte mit elliptisch abgerundeten Enden, und auf ihr lagen Reste von Asche und Knochen. Choisy hat im Jahre 1875 in einem der Tumuli ein marmornes Todtenbett mit zierlicher Decoration gesehen, und davon eine Abbildung gegeben. Dieselben Steinbahren finden sich auch in den Nekropolen Etruriens — eine besonders schöne aus Cäre bewahrt das Louvre.

In der Nähe jenes Hügelgrabes standen frisch errichtete Hütten und Zelte; hier war der Sitz des Herrn

Dennis. Aber zu unserer Betrübnis fanden wir ihn selbst nicht anwesend, da er nach Smyrna zurückgekehrt war. Nur seine Kawassen dienten uns als Führer. Seit Spiegelthal ist nur in den siebziger Jahren wieder, aber flüchtig, in der Nekropole gegraben worden. Alle größeren und mittleren Tumuli und viele kleinere sind im Lauf der Zeit nach Schätzen durchwühlt worden, aber viele noch unberührt. Sie bieten daher der Forschung noch ein weites Feld dar. Ob Herr Dennis seine Ausgrabungen fortgesetzt und welchen Erfolg er gehabt hat, ist mir nicht bekannt geworden. Im Jahre 1849 veröffentlichte er sein bekanntes Werk „The cities and cemeteries of Etruria"; er befindet sich also zu Sardes auf einem ihm bereits heimischen Boden, da die Kolonisirung Etruriens durch Lydier in vorhistorischer Zeit unzweifelhaft erscheint. Denn das Zeugnis des Herodot wird auch durch die lydische Tumulusform bestätigt, welche in den etrurischen Nekropolen, vor allem in jenen bei Vulci zur Anwendung gekommen ist.

Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört?

1886.



In der Geschichte Altgriechenlands sind die gothischen Völker mehr als einmal verheerend aufgetreten, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie dort mit Feuer und Schwert dem Christentum Bahn gemacht und den Hellenismus, wenigstens von außen, stark erschüttert haben. Schon die Gothen vom Pontus Euxinus her verwüsteten, unter der Regierung des Kaisers Gallienus, nicht nur die Küstenstriche, sondern auch den inneren Peloponnes. Damals wurden Korinth, Argos, Sparta und Tegea durch die Barbaren erobert, und selbst Athen erlebte eine schonungslose Plünderung, wenn auch keine Zerstörung der Monumente durch jene Heruler, von welchen dann der Geschichtschreiber Dexippos seine Vaterstadt wieder zu befreien vermochte, der letzte Held, der in der Stadt des Themistokles sichtbar geworden ist, und ihr letzter Xenophon.

Hundert und achtundzwanzig Jahre später, im Jahre 395, fand der Einbruch Alarichs in Griechenland statt. Er war kein so vorübergehender Raubzug, wie jene früheren, denn die Westgothen überzogen ganz Hellas vom Olymp bis in das Herz Achajas, und dort hausten sie ein Jahr lang. Sodann konnte Alarich, nachdem ihn der zur Rettung Griechenlands herbeigeeilte Stilicho ge-

zwungen hatte, nach dem Norden abzuziehen, als kaiserlicher Befehlshaber der Präfectur Illyricum, wozu Achaja gehörte, noch einige Jahre hindurch in denselben von ihm verwüsteten Provinzen als Gebieter schalten.

Die westgothische Verheerung des bisher friedlichen, von Wolstand blühenden griechischen Festlandes muß daher gründlich genug gewesen sein. Zosimus sagt, daß ganz Böotien, und so viele hellenische Landschaften die Barbaren durchzogen hatten, darniederlagen, und daß noch zu seiner Zeit (in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts) die Spuren ihrer Verwüstung zu sehen waren.[1]

Man hat daher den Zusammenbruch der antiken griechischen Welt von der Invasion Alarichs hergeleitet, und diesen Westgothen als den Verbündeten des Christentums bei dem grausen Werk der Vernichtung der hellenischen Kultur betrachtet. Fallmerayer, von dieser historischen Classe her unser Collega höchst ruhmvollen Andenkens, hat sich so ausgedrückt: „überhaupt zählt man drei Begebenheiten, welche der hellenischen Nation tödtliche Wunden schlugen: die Niederlage bei Chäronea durch König Philipp von Macedonien; die Zerstörung von Korinth durch Mummius, und die Vertilgung der Nationalgötter durch Alarich.“[2]

Die kühne Behauptung des gelehrten Schöpfers einer neuen Doctrin von der Ethnographie Griechenlands im

---

[1] Καὶ ἡ μὲν Βοιωτία πᾶσα, καὶ ὅσα μετὰ τὴν ἀπὸ Θερμοπυλῶν εἴσοδον, Ἑλληνικὰ ἔθνη διῆλθον οἱ βάρβαροι, ἔκειντο τὴν ἐξ ἐκείνου μέχρι τοῦ νῦν καταστροφὴν διδόντα ὁρᾶν. V, 5, 252 ed. Bonn.

[2] Gesch. der Halbinsel Morea I, 136.

Mittelalter, daß nämlich Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe, hat zu ihrer Zeit einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie in andere Geschichtsbücher übergegangen ist. Sogar ein so selbständiger und zugleich nüchterner Forscher, wie Karl Hopf, der unsere Kenntniß vom mittelalterlichen Griechenland erst urkundlich begründet hat, wiederholte einfach den Spruch Fallmerayers, indem er erklärte: „Schon Alarichs Horden hatten die Nationalgötter der Hellenen zerstört." [1]

Dies Wort, so zuversichtlich und zugleich so dunkel wie es ist, klingt freilich großartig genug. Aber ist es auch wahr? Was überhaupt hat Fallmerayer damit gemeint? Etwa, daß erst Alarich den antiken Götterglauben Griechenlands ausgelöscht habe? Das ist doch wol unmöglich. Denn keine noch so mörderische Invasion eines noch so gewaltigen Eroberers hat irgend wann und wo eine alte große Nationalreligion zu vernichten vermocht. Nur ein langer Prozeß der Zeit hat dies vollbringen können. Als Alarich sein aus Gothen und Skythen gemischtes wildes Kriegsvolk durch die Thermopylen nach Hellas führte, hatte sich hier die Auflösung des Heidentums im großen und ganzen bereits vollzogen. Der Verfall des nationalen Staats, der antiken Philosophie, Wissenschaft und Kunst, das Hinschwinden aller hellenischen Ideale, die siegreiche Macht des großgewordenen Christentums, endlich die wiederholten Edicte und Staats-

[1] Griechenland im Mittelalter, Separatausgabe aus der A. E. d. Wiss. u. Künste von Ersch und Gruber, Brockhaus 1870, VI, 85.

gesetze des Reichs hatten schon seit langem die Fortdauer der olympischen Götter erschüttert, oder diese schon hie und da zu Falle gebracht, oder sie in ihre verschlossenen Tempel gebannt. Die öffentlichen Opfer und Umzüge der Heiden, selbst die Festspiele waren durch kaiserliche Decrete unterdrückt.

Ich glaube daher nicht, daß Fallmerayer den Umsturz der hellenischen Nationalkulte einem einzelnen Barbarenhäuptling im Ernst hat zuschreiben wollen, vielmehr nehme ich an, daß er im Sinne hatte, von den Westgothen das zu sagen, was Aeschylus den zürnenden Schatten des Dareios von den Persern sagen läßt:

Die, nach Hellas bringend, nicht sich scheuten, Götterbilder
Auszuplündern, und die Tempel zu verbrennen;
Die Altäre zu vernichten, Sitze ew'ger Götter
Gottlos einzureißen und von Grund aus umzustürzen.[1]

Allein mit der Vorstellung von zertrümmerten Kultbildern und Tempeln scheint sich doch bei Fallmerayer diese andere verbunden zu haben, daß erst durch den gothischen Vandalismus dem antiken Götterdienst der Hellenen, welcher eben an jene Heiligtümer gebunden war, ein jähes Ende gemacht worden sei. Ob dies richtig sei, will ich hier untersuchen.

Nach der Ansicht Fallmerayers haben die Horden Alarichs die Vernichtung des Hellenismus mit Bewußt-

[1] οἳ γῆν μολόντες Ἑλλάδ' οὐ θεῶν βρέτη
ᾐδοῦντο συλᾶν οὐδὲ πιμπράναι νεώς·
βωμοὶ δ' ἄιστοι, δαιμόνων ἱδρύματα
πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων. Persae, v. 800 f.

sein vollzogen, entweder aus eigenem, freilich rätselhaftem Haß gegen das schöne Heidentum, oder als Werkzeuge des christlichen Fanatismus jener Männer in „grauen Kutten“, welche nach einer Bemerkung des Zeitgenossen Eunapius den Barbarenkönig bei seinem Einbruch durch die Thermopylen begleiteten. Fallmerayer nun stellt sich die Gothen noch ganz so vor, wie sie der Phantasie der italienischen Geschichtschreiber in der Renaissance erschienen waren, nämlich als Unmenschen, die mit einer eigenartigen dämonischen Wut, antike Denkmäler zu zerstören, ausgerüstet sind. Diese Barbaren morden, rauben und plündern freilich, und sie gehen ihren brutalen Lüsten nach, aber sie haben zugleich so viel Kraft und Zeit übrig, riesige Steingefüge von Tempeln oder gar pelasgische Mauern alter Stadtburgen mit unsäglicher Mühe auseinanderzubrechen. „Demnach“, so sagt Fallmerayer, „hat Alarich, von einer unbegreiflichen Wut fortgerissen, auch das Mauerwerk, besonders von Citadellen, Ringmauern, solide Tempelwände womöglich aus den Fundamenten herausreißen und zermalmen lassen.“[1] Wenn Sulla die langen Mauern Athens von seinen Legionen umstürzen ließ, so that er das, weil er diese Stadt für immer wehrlos machen wollte. Welche Zwecke aber konnte der Barbarenkönig bei der ungeheuern Zerstörung von Citadellen und Ringmauern in Griechenland vor Augen haben? Hatten seine Gothen ein solches Zerstörungswerk, und zwar nicht nur in einem einzelnen Falle, sondern wieder-

[1] I, 130. Es ist durchaus das Aeschyleische: πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων.



holt und im ganzen Hellas, auszuführen, so war das für sie eine Aufgabe, so schwer wie langwierig in einer Zeit, wo es weder Pulver noch Dynamit gegeben hat.

Das stärkste und sicherlich auch das bequemste Zerstörungsmittel der Barbaren war nicht ihre Streitaxt oder das Brecheisen, sondern das Feuer, und mit diesem werden sich die Gothen im allgemeinen begnügt haben. Wenn die Franzosen, als sie das Heidelberger Schloß und den Kreml in Moskau zerstörten, nicht in dem Besitze des Pulvers gewesen wären, so würden jene Bauwerke wol nur die Beschädigung durch Feuer erlitten haben.

Kein Geschichtschreiber hat die von Alarich in Griechenland zerstörten Städte aufgezählt. Da nicht wenige alte Orte hier am Ende des 4. Jahrhunderts bereits in Ruinen lagen oder ganz verschwunden waren, so konnten die Westgothen nicht mehr so viele Städte vernichten, als die Römer bei ihrer ersten Eroberung Griechenlands, als z. B. Aemilius Paulus, welcher mit einem Mal nur in Epirus 70 Städte zertrümmert und 150000 Menschen zu Sclaven gemacht hatte.

Der einzige Gewährsmann in Bezug auf die westgothische Verheerung Griechenlands ist für uns Zosimus, da das von ihm benutzte Geschichtswerk des Eunapius, welcher Zeitgenosse der gothischen Katastrophe gewesen war, leider verloren gegangen ist. Zosimus nun nennt mit Namen ein paar von den Barbaren eroberte Städte; er weiß aber nichts davon, daß Alarich Lacedämon, wie Fallmerayer behauptet, „von Grund aus umgekehrt“ habe. Er bemerkt nur, daß diese Stadt, gleich Megara, Korinth

und Argos und gleich anderen von ihm nicht genannten, „mit Gewalt“ erstürmt wurde und das allgemeine Los des „gefangenen“ Griechenlands erlitten habe.[1] Das Los der Griechen war Ermordung, Plünderung, Sclaverei.

Städte, welche Widerstand leisteten, erfuhren gewiß die schonungslose Wut des Eroberers, und der Dichter Claudianus, der Zeitgenosse dieser Ereignisse, kann immerhin das Bild des brennenden Korinths, von dessen Flamme beide Meere dampften, der Wirklichkeit entlehnt haben.[2]

In den verbrannten Städten mußten auch Tempel, Götterbilder und andere Kunstschätze ihren Untergang finden. Das Zerstörungswerk der Kaiser und der Christen überhaupt wurde ohne Zweifel von den Barbaren auch auf einigen berühmten Cultusstätten Griechenlands aus Rohheit und Mutwillen fortgesetzt. Indeß alle diese alten,

---

[1] Zosimus a. a. O. S. 254: εὐθέως οὖν ἡ Κόρινθος πρώτη κατὰ κράτος ἡλίσκετο καὶ τὰ πρόσοικα ταύτῃ πολίχνια καὶ ἐπὶ ταύτῃ τὸ Ἄργος, καὶ ὅσα ἦν αὐτῆς τε καὶ Λακεδαίμονος ἐν μέσῳ χωρία· καὶ αὐτὴ δὲ ἡ Σπάρτη συναπήγετο τῇ κοινῇ τῆς Ἑλλάδος ἁλώσει. In einer Note (I, 125) hat Fallmerayer zu seinem Ausspruch „von Grund aus umgekehrt“ noch hinzugesetzt e fundamentis disjecit, ohne jede Angabe des Autors, welchem diese Worte angehören sollen.

[2] Er spricht davon in jener Stelle in Rufinum V. 186 f., wo er sagt, wenn Stilicho nicht durch den Befehl von Byzanz her von einer Schlacht zurückgehalten worden wäre:

Prodita non tantas vidisset Graecia caedes,
Oppida semoto Pelopeia Marte vigerent,
Starent Arcadiae, starent Lacedemonis agri,
Non mare fumasset geminum flagrante Corintho,
Nec fera Cecropiae traxissent vincula matres.



ehrwürdigen Heiligtümer der Hellenen waren zur Zeit der westgothischen Invasion mehr und minder verlassen und verödet, da sie unter dem Banne der Staatsgesetze lagen.

Wenn schon zur Zeit Plutarchs die meisten griechischen Orakel schwiegen, so ist zwei Jahrhunderte nach ihm schwerlich, noch zum Trotz der christlichen Regierungsgewalt, auch nur das des Trophonius bei Lebadea noch in Thätigkeit gewesen. Dasselbe gilt von Delphi, wo schon Pausanias die Tempel halb in Ruinen gesehen und des Orakels mit keinem Worte mehr gedacht hatte, und wo diese für immer verstummte Pythia selbst Julianus nicht mehr wieder zu erwecken im Stande gewesen war. Alarich hat also hier den Nationalgott Apollo schon umgestürzt, die Schatzhäuser leer und die Tempel im Verfall gefunden. Aus dem Heiligtum des delphischen Gottes hatte bereits Nero 500 eherne Statuen entführt, und der Kaiser Konstantin hatte diesen Raub fortgesetzt, indem er die Bildsäule des delphischen Apollo und auch den berühmten Dreifuß der Pythia nach der neuen Hauptstadt am Bosporus fortbringen ließ, wo der aus ehernen Schlangen gebildete Untersatz dieses Weihgeschenks aus der Beute von Platää noch heute im Atmeidan zu sehen ist. Derselbe Kaiser hatte auch das Zeusbild von Dodona hinweggeführt und nebst einer Statue der Pallas Athene im Senatsgebäude Konstantinopels aufgestellt.[1] Wenn ferner die Gothen den Berg Helikon erreichten, so fanden sie auch dort die Heiligtümer längst ausgeraubt. Die gefeierten Bildwerke der helikonischen Musen hatte derselbe

[1] Zosimus V, 24, 281. Codinus De origin. Const. p. 8.

Constantin entfernt[1]; und das gleiche Schicksal wird den schönsten unter jenen vielen Statuen widerfahren sein, welche im Musenhain der Hippokrene dem Apollo, dem Hermes, Dionysos und anderen Göttern, wie den großen Dichtern Griechenlands geweiht waren. Wir werden später sehen, daß auch Olympia in Verlassenheit lag.

Das durch die Verfolgungsedicte des Staats erdrückte, aber keineswegs vertilgte Heidentum der Hellenen hatte am Ende des 4. Jahrhunderts in allen seinen großen Cultusstätten kein öffentliches Leben mehr; es führte ein solches, unter der Duldung der kaiserlichen Regierung, nur noch wissenschaftlich und akademisch fort. Denn die letzte Burg der Olympier war damals Athen, seit den Antoninen noch immer die größte Universität im europäischen Griechenland, da die Hochschule Konstantinopel erst von Theodosius II. gegründet wurde. Dort setzte sich die heidnische Schule des Plato und der Neuplatoniker in der Akademie fort und sie dauerte bis in die Zeit Justinians. Die Tempel waren freilich auch in Athen geschlossen, aber sie erlitten, vielleicht mit Ausnahme der Heiligtümer des Asklepios auf dem Südabhange der Akropolis, keine namhafte Zerstörung durch die Christen, und noch hatte kein Proconsul die berühmte chryselephantine Pallas Athene des Phidias aus dem Parthenon zu entfernen gewagt. Noch ragte die Promachos, der Erzcoloß derselben Göttin, von der Akropolis in die sonnige Luft. Alarich hat ihn bewundert und verschont. Die erlauchte Stadt des Solon teilte zum Glück nicht das Schicksal

---

[1] Zosimus a. a. O.

Korinths, Argos und Lacedämons, sondern sie blieb der Menschheit erhalten. Der Heide Zosimus hat bekanntlich ihre Rettung der wunderbaren Erscheinung der Göttin Athene und des Heros Achill zugeschrieben, welche beim Anzuge Alarichs gewaffnet die Mauern umschritten und den Barbaren zurückschreckten. Derselbe Alarich, welcher 15 Jahre später Rom mit Schonung und Ehrfurcht behandelte, ist am Ende kein ganz so brutaler Barbar gewesen, und wie immer sein friedliches Verhalten zu den Athenern erklärt werden mag, diese Thatsache steht fest, daß er die Nationalgötter und die Tempel Athens ebenso unberührt gelassen hat, wie jene der Stadt Theben, an deren fester Kadmea er vorübergezogen war.[1]

Da nun Athen von der gothischen Verheerung frei geblieben ist, so hat man doch den Untergang von Eleusis Alarich zugeschrieben, und wenn das richtig ist, so haben die Westgothen wirklich eine der heiligsten Cultusstätten der Hellenen zerstört.

Es ist wieder Fallmerayer, welcher dies am entschiedensten ausgesprochen hat. „Hier geschah es", so sagt er, „daß zum ersten Male Uneingeweihte, daß Scythen, Christen, Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleusis eindrangen, die heiligen Mysterien verhöhnten, die Schätze raubten und Feuerbrände in diesen letzten Zufluchtsort der überwundenen Götter schleuderten. Mit der Lohe des einstürzenden Tempels mischte sich das Blut des letzten Hierophanten von Griechenland, welcher nach Eunapius die Katastrophe vorherverkündet hatte und

[1] Zosimus V, 5, 252.

mit allen seinen Unterpriestern durch Alarich erschlagen wurde.“[1] Da nun diese im Jahre 1830 ausgesprochene Behauptung Fallmerayers keine vereinzelte, sondern fast allgemeine ist, so ist es der Mühe wert, sie nach den authentischen Quellen noch einmal zu untersuchen.[2]

Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, unterstützte hartnäckig den Kampf der platonischen Philosophenschule Athens gegen das Christentum durch den mit dem athenischen Stadtcultus unzertrennlich verbundenen Dienst der beiden großen Göttinnen, welcher als der Mittelpunkt der tiefsinnigsten religiösen Vorstellungen der antiken Religion galt. Diese Mysterien waren indeß schon längst so tief verfallen, daß der Kaiser Julian Mühe hatte, ihnen ein neues Leben einzuflößen. Als Mamertinus im Jahre 362

---

[1] Gesch. d. Halbinsel Morea I, 123.

[2] Den Untergang der Eleusinien und die Zerstörung des Tempels durch Alarich behaupten unter anderen Gibbon IV, Kap. 30; Aschbach, Geschichte der Westgothen, S. 69; Lasaulx, Untergang des Hellenismus, S. 84, Note 242; Finlay, Griechenland unter den Römern, S. 145, 265 f.; Herzberg, Gesch. Griechenl., III, 394; Güldenpenning, Gesch. d. oström. Reichs unter Arkad. u. Theodosius, II, 1885, S. 51; K. O. Müller (Eleusinien in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber) sagt, daß die Gothen, von fanatischen Mönchen geführt, die Heiligtümer in Eleusis mit wilder Wut verwüsteten. F. Lenormant, Rech. Arch. à Eleusis, p. 144; Zinkeisen, Gesch. Griech., I, 635; C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, I, 715 f. Der alte scharfsinnige Tillemont (Hist. d. E. V, art. 7) bemerkt nur: Eunapius sage, daß die Religion und die Opfer der Ceres und Proserpina, die noch in Athen dauerten, durch die Wut der Gothen vernichtet wurden; und er nennt nicht einmal den Namen Eleusis.

nach seiner Erwählung zum Consul eine Dankrede an diesen Kaiser hielt und von demselben die Wiederherstellung vieler Städte Griechenlands rühmte, sagte er, daß sogar Athen, die Schule aller Weisheit, jeden öffentlichen und privaten Cultus verloren hatte, und daß Eleusis in kläglichen Verfall geraten war. [1]

Julian stellte den Tempel der Demeter wieder her: den Hierophanten rief er zu sich nach Gallien, besprach mit ihm die allgemeine Restauration des Heidentums, und entließ ihn dann mit hohen Ehren. Von diesem Hohenpriester hatte der junge Eunapius, ein Lydier aus Sardes, etwa 30 Jahre vor dem Einbruch Alarichs, die Weihen empfangen, und ein Blatt einer Schrift dieses schwülstigen Sophisten ist die einzige Quelle, aus der wir über die Schicksale von Eleusis während der gothischen Invasion eine dunkle Kunde schöpfen können. Eunapius berichtet im Leben des Maximus Folgendes [2]: „Den Namen des damaligen Hierophanten verbietet mir Scheu auszusprechen; denn er gab mir, dem Schreiber dieses, die Weihen, und er selbst leitete sich vom Geschlechte der Eumolpiden ab. Dieser nun war derselbe, welcher die Zerstörung der Heiligtümer und den Untergang des ganzen Griechenlands vor-

---

[1] Ipsae illae bonar. artium magistrae et inventrices Athenae, omnem cultum publice et private perdiderant. In miserandam ruinam conciderat Eleusina. Mam. Juliano Augusto Gratiar. actio pro consulatu (Patrol. Migne vol. 18, p. 416).

[2] Eunapius ed. Boissonade im Maximus p. 52, und nochmalige verbesserte Ausgabe Boissonade's in Philostrat. et Callistrati Opp. Paris, Didot 1845, S. 475 f.

aussah, und im Beisein des Schreibenden offenbar machte, daß nach ihm selbst (dem Eumolpiden) jemand Hierophant sein werde, der den Hierophantenstul nicht einnehmen durfte, da er bereits anderen Göttern geweiht war und mit furchtbaren Eiden geschworen hatte, keinen anderen Mysterien vorzustehen (προστήσεσθαι). Und doch werde dieser (Fremdling), so sagte er, ihnen (den Eleusinien) vorstehen, obwol er kein Athener sei. Und so weit ging seine Voraussicht, daß er sagte, unter ihm selbst (ἐφ' ἑαυτοῦ) würden die Heiligtümer (in Eleusis) zertrümmert und verheert werden; jener (der Fremdling) werde das lebend mit ansehen, wegen seines maßlosen Ehrgeizes mißehrt und vor demselben (αὐτοῦ) werde der Dienst der beiden Göttinnen ein Ende nehmen, er aber (der Fremdling) werde der Ehre beraubt, weder als Hierophant noch als Mensch das Greisenalter erreichen[1]; und dies verhielt sich nun also; denn jener Mann aus Thespiä wurde Hierophant, obwol er zugleich Priester des Mithrasdienstes war, und nicht für lange, da viele und schreckliche Ereignisse hereinbrachen (von denen ich einiges in der ausführlichen Geschichte berichtet habe, anderes mit Hilfe der Gottheit berichten werde), als nämlich Alarich mit den

[1] ἐφ' ἑαυτοῦ τὰ ἱερὰ κατασκαφήσεσθαι καὶ δηωθήσεσθαι ἔφασκε, κἀκεῖνον ζῶντα ταῦτα ἐπόψεσθαι, διὰ φιλοτιμίαν περιττὴν ἀτιμαζόμενον, καὶ προτελευτήσειν γε αὐτοῦ τὴν θεραπείαν ταῖν Θεαῖν, τὸν δὲ τῆς τιμῆς ἀποστερηθέντα μήτε τὸν ἱεροφάντικην μήτε τὸν γηραιὸν βίον ἕξειν. Meursius, Eleusinia Kap. 32, hat das ἐφ' ἑαυτοῦ etc. mißverstanden, indem er es auf Julian bezog, und deshalb hat er den Hierophanten einen falschen Propheten genannt.

Barbaren durch die Thermopylen drang, wie als durchliefe er eine Rennbahn und ein von Rossen gestampftes Blachfeld. Diese Thore von Hellas hatte ihm sowol die Gottlosigkeit jener geöffnet, welche die grauen Gewänder tragen und ungehindert mit ihm einherzogen, als auch der Umsturz der hierophantischen Gesetze und Ordnungen."[1]

Dies ist die wichtige, durch ihre syntaktische Verworrenheit wie den dunkeln Gedankenausdruck schwierige Stelle des Eunapius. In ihr steht zunächst nichts davon, daß der letzte Hierophant, welcher den Untergang der Eleusinien vorherverkündet hatte, in dem von Alarich verbrannten Tempel mit allen seinen Priestern erschlagen worden sei.[2]

---

[1] Τοιαύτας αὐτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀκωλύτως προσπαρεισελθόντων ἀσέβεια, καὶ ὁ τῶν ἱεροφαντικῶν θεσμῶν παῤῥαγεὶς νόμος καὶ σύνδεσμος. Wir haben hier die einzige Quelle, aus welcher die Behauptung genommen worden ist, daß Alarich von fanatischen Mönchen begleitet und zum Umsturz der antiken Heiligtümer angetrieben worden sei. So hat sie Wyttenbach verstanden Annotat. in Eunap. Maximum p. 184. Zosimus V, 23 braucht den Ausdruck φαιὰ ἱμάτια allerdings von der Kleidung der Mönche, aber er spricht nicht von den Christen, welche Alarich begleiteten. Siehe dazu Reitmaiers Annot. zu seiner Ausgabe des Zosimus S. 604. Tillemont a. a. O. ist geneigt, unter Männern in grauen Gewändern die verräterischen byzantin. Generale zu verstehen. Die lateinische Uebersetzung des Junius (hinzugefügt der zweiten Ausgabe von Boissonade) lautet: Eas Graeciae angustias illi prodidit impia natio fuscis utentium vestibus, qui nullo prohibente simul cum eo irruperat, rescissa jam pontificalium institutorum lege atque vinculo. Sie ist frei und entspricht nicht genau dem Text.

[2] Fallmerayer verwechselt hier offenbar beide Hierophanten,

Zwei Hierophanten hat Eunapius unterschieden: den rechtmäßigen vom Geschlechte der Eumolpiden, und seinen unrechtmäßigen Nachfolger, den thespischen Mithraspriester. Der erste hat jenem Sophisten die Mysterienweihe erteilt, und in seiner Gegenwart das Schicksal der Eleusinien vorausgesagt, wozu, wie ich glaube, keine besonders große Sehergabe nötig war. Aus religiöser Scheu hat Eunapius den Namen dieses Hierophanten verschwiegen. Wahrscheinlich war es jener Nestorius, von welchem Zosimus berichtet, er habe Athen dadurch von dem großen Erdbeben (des Jahres 372) gerettet, daß er unter dem Schilde der Parthenos ein Zauberfigürchen des Achill aufstellte.[1] In der von F. Lenormant entworfenen lückenhaften Tafel der Hierophanten wird um 376 n. Chr. Nestorius als der letzte bekannte Oberpriester von Eleusis aufgeführt.[2]

Nach dem Tode Julians und dem jähen Zusammensturze seiner Restauration des alten Göttercultus hatte erst der Kaiser Jovianus die Eleusinien unterdrückt; auch Valentinian und Valens verboten nach dessen plötzlichem Tode durch ein Edict vom 11. September 364 alle Beschwörungen, magische Ceremonien und nächtliche Opfer bei Todesstrafe.[3] Dies Verbot traf demnach wesentlich auch die Eleusinien und ihre nächtlichen Mysterien; indes

---

den letzten Eumolpiden und den fremden Thespier miteinander, und dasselbe thut auch Zinkeisen I, 635.

[1] Zosimus V, Kap. 18.

[2] Rech. Arch. à Eleusis. p. 144.

[3] Cod. Theod. IX, 16. 7. Lasaulx, Der Untergang des Hellenismus, S. 83. Finlay, Griechenland unter den Römern, deutsche Ausg. Leipzig 1861. S. 265.

es gelang den Bitten und Vorstellungen des am Hofe hochangesehenen, noch heidnischen Proconsuls Achajas, des berühmten Prätextatus, eine Milderung des Edicts zu erreichen, und die Feier der Eleusinien wurde von jenen Kaisern wieder geduldet.[1] Allein spätere Reichsgesetze scheinen den Mysteriendienst doch aufgehoben zu haben. Wenn dies nicht schon im Jahre 380 geschah[2], so wird es im Jahre 394 geschehen sein, wo Theodosius I. die feierlichsten Spiele Griechenlands, die Olympischen, für immer verbot. Irgend ein gewaltsamer Angriff der Christen gegen die Heiligtümer in Eleusis mag in Folge kaiserlicher Edicte und aus Nacheiferung der allgemeinen Tempelzerstörung in Aegypten und Syrien unter Theodosius stattgefunden haben. Derselbe Hierophant, welcher den Fall der Demeter-Mysterien noch zu seiner Zeit geweissagt hatte, verschwand, was nicht bezweifelt werden kann, noch vor der Invasion Alarichs von der wahrscheinlich verwüsteten Scene seines Götterdienstes, mochte er zur Abdankung seines Amtes von den christlichen Staatsbehörden gezwungen worden oder gestorben sein. Denn dies ist sicher, daß das Ende des Hierophantenamtes des letzten Eumolpiden nicht mit dem Einbruche Alarichs in Verbindung stand, sondern ihm voraufging.[3] Dann aber folgte die mit der Gotheninvasion verbundene Schlußkatastrophe der Eleusinien.

---

[1] Zosimus IV, 3.

[2] Corsini Fasti Att. IV, 197.

[3] ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἐς ὕστερον ἐπράχθη, καὶ ὁ λόγος διὰ τὴν πρόγνωσιν παρήνεγκε, Eunap. p. 53.

Trotz der, wie ich annehme, schon unter Theodosius vollzogenen Aufhebung des Mysteriencultus der beiden Göttinnen, nahmen die Altgläubigen in Athen eine Gelegenheit wahr, diesen, wenn auch heimlich, fortzusetzen. Sie konnten das in den letzten Zeiten jenes Kaisers wagen, als nach der Ermordung Valentinians II. durch den Franken Arbogastes, der Rhetor Eugenius den römischen Tron usurpirte und sein Minister Flavianus die Wiederherstellung der alten Religion anfangs mit Erfolg durchführte. Diese römische Restauration des Heidentums konnte leicht auch auf Griechenland zurückwirken, zumal als Theodosius sich vom Osten entfernte, um die Rebellen in Italien und in Rom zu bekämpfen. Die Wiederherstellung der Eleusinien konnte vollends im Beginne des Jahres 395 nach dem Tode dieses Kaisers, des furchtbarsten Feindes des Heidentums, gewagt werden, weil die Kraft der Regierung augenblicklich gelähmt, das Reich unter zwei junge Erben geteilt und die Verwaltung ihren auf einander eifersüchtigen Ministern übergeben wurde.

Die Altgläubigen also stellten den eleusinischen Mysteriendienst wieder her; aber der neue Hierophant war nicht mehr jener prophetische Nestorius, sondern ein Mithraspriester aus Thespiä, wodurch die Gesetze der Hierophantie aufgehoben wurden, denn nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden durfte der oberste Priester der Demeter erwählt werden. Nestorius kann diese tumultuarische Restauration der Eleusinien doch noch erlebt haben, weil Eunapius ihn dieselbe voraussagen läßt; er kann sich dann geweigert haben, in ihr die Hauptrolle zu übernehmen. Die Athener mußten dazu einen Fremdling her-

beirufen. Daß aber dieser Mithraspriester, und nicht der letzte Eumolpide, Hierophant in Eleusis war, als die Gothen einbrachen, hat Eunapius gezeigt, welcher zu berichten fortfährt, daß nicht lange nach der Einsetzung des Mithraspriesters die schreckliche Katastrophe unter Alarich stattfand; den Barbaren aber öffneten die Thore Griechenlands, wie er ausdrücklich sagt, zwei mitwirkende Ursachen, einmal die Gottlosigkeit der den Gothenkönig begleitenden Männer in grauen Kutten, dann die Verletzung der alten Satzungen der Hierophantie, und damit will doch Eunapius sagen, daß jene Erhebung eines Mithraspriesters auf den Hohenpriestersitz der Demeter als Frevel von den beleidigten Olympiern selbst durch den Einbruch der Barbaren bestraft worden sei.

Man könnte nun glauben, daß dieser Thespier in den Flammen des Tempels von den Gothen erschlagen wurde. Allein auch davon steht beim Eunapius kein Wort. Im Gegenteil läßt dieser ausdrücklich den rechtmäßigen Hierophanten weissagen, daß der Mithraspriester den Fall des Mysteriendienstes überleben, seiner Ehre, d. h. seines Priesteramtes verlustig gehen und weder als Hierophant noch als Mensch zu hohen Jahren kommen werde.

Mit dem Einbruch der Barbaren hat Eunapius dies nach seiner Ansicht verdiente Schicksal und auch das baldige Lebensende des Usurpators verbunden, ohne dasselbe näher zu bezeichnen. Wer hat den Thespier der Ehre beraubt? Waren es vielleicht die christlichen Athener, welche, durch das Nahen Alarichs, eines christlichen Königs, ermutigt, jenen Hierophanten aus seinem Sitze verjagten? War es Alarich selbst? Ich glaube, daß der Barbaren-

fürst sich um die Mysterien in Eleusis herzlich wenig gekümmert hat. Kein Geschichtschreiber überhaupt redet bei dieser Gelegenheit von Eleusis, nicht einmal Eunapius sagt mit bestimmten Worten, daß Alarich dort gewesen, noch viel weniger, daß er den Tempel der Demeter mit seinen prachtvollen Propyläen und die anderen Heiligtümer zerstört habe. Warum hat der gläubige Heide Zosimus einer so großen Katastrophe, wie die Zertrümmerung jener heiligen Stadt sein mußte, nicht gedacht? Würde er es nicht gethan haben, wenn er in der Geschichte des Eunapius eine Schilderung dieses grausen Unterganges gelesen hätte?

Wie dem auch sei, an dem schrecklichen Besuche Alarichs und seiner Gothen in Eleusis darf trotzdem nicht gezweifelt werden, da dieser Ort vor den Thoren Athens lag; auch nötigt Eunapius dazu, eine Katastrophe in Eleusis als geschichtliche Thatsache anzunehmen. Wenigstens werden wir glauben müssen, daß die Gothen dort das Zerstörungswerk der Christen fortgesetzt haben, und wenn irgendwo fanatische Mönche und Priester dem Vandalismus der Barbaren eine bestimmte Richtung gegeben haben, so konnte dies immerhin in Eleusis sein. Nur in diesem beschränkten Sinne dürfte daher von dem einzigen Eleusis das Wort Fallmerayers und Hopfs gelten, daß Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe.[1]

---

[1] Von einer vollständigen „Vernichtung von Eleusis" durch die „christlichen Barbaren" spricht auch Curt Wachsmuth, Stadt Athen I, 715, in Verbindung mit der Invasion Alarichs; diesem schreibt er dann in der Note zu S. 716 „die thatsächliche Zer-

Der Gothenkönig führte seine Kriegsvölker, nachdem er Korinth erobert hatte, in den Peloponnes, und wir wissen, daß er hier unter anderen die Städte Argos und Sparta mit Gewalt bezwang. In den reichen Landschaften der Halbinsel, namentlich in Elis, Arkadien und Lakonien, konnte er ein Jahr lang verbleiben, bis ihn Stilicho, der Retter Griechenlands, am Gebirge Pholoe auf der Grenze Arkadiens umschloß, und ihm dann auf eine rätselhafte Weise den Abzug nach Epirus mit seiner Beute gestattete. Es ist bei dieser Gelegenheit, daß Zosimus bemerkt, Stilicho habe durch das Kriegsvolk, welches er mit sich gebracht hatte, den Griechen noch mehr und größere Uebel zugefügt als die Barbaren.[1] Da wir hier hauptsächlich die Cultusstätten und die Nationalgötter Griechenlands im Auge haben, so kann während des Aufenthaltes der Gothen im Peloponnes das Schicksal keines anderen Ortes unsere Teilnahme mehr erregen, als das Olympias. Und gerade von Olympia behauptet Fallmerayer, daß der große Tempel, das kolossale Bild des Zeus mit allen noch übrigen Kunstwerken von diesen höllischen Geistern zerstört worden seien.

Wir haben keine Ansicht davon, wie zur Zeit der westgothischen Invasion der offene Tempelbezirk Olympia beschaffen war, und wie viele jener berühmten Heiligtümer, welche dort Pausanias aufgezählt hat, noch im

---

störung von Eleusis" zu, und zwar nach der Stelle des Eunapius, die das aber keineswegs mit klaren Worten sagt.

[1] Lib. V, c. 7, p. 255: Στελίχων — ἄπρακτος ἐπὶ τὴν Ἰταλίαν ἀπέπλευσε, μείζονα καὶ χαλεπώτερα τοῖς Ἕλλησι κακὰ δι' ὧν ἐπήγετο στρατιωτῶν ἐπιθείς.

Jahre 396 der Zerstörungslust der Christen, der Habsucht der Griechen selbst, oder dem Kunstraube der Kaiser wie der Proconsuln Achajas hatten entgehen können. Denn weder Zosimus noch ein anderer Autor gedenkt Olympias mit einem Wort. Die Vermutung aber liegt nahe, daß Alarich die Kunstschätze und Monumente dieses großen Nationalheiligtums der Hellenen schon stark geplündert und die Gebäude teilweise verfallen vorgefunden hat.

Der Kaiser Theodosius I. hatte in demselben Jahre 394, wo er den letzten Versuch der Restauration des Heidentums unter Flavianus in Rom gewaltsam niederschlug, die olympischen Festspiele untersagt. Ob in Folge dieses Verbotes der christliche Fanatismus Hand an die Tempel und Denkmäler gelegt und dieselben durch Verwüstungen entstellt hat, wissen wir nicht. Es ist aber mehr als zweifelhaft, daß Alarich den Zeuscoloß des Phidias noch in seinem Tempel vorgefunden hat, vielmehr darf man glauben, daß dies erhabenste Bildwerk Griechenlands mit anderen Kunstschätzen Olympias schon in dem genannten Jahre, und zwar auf Befehl des Kaisers, nach Konstantinopel hinweggeführt worden ist. Eine alte Kunde macht dies wahrscheinlich. Später, unter Zeno dem Isaurier (474—491), soll dies Zeusgebilde im Palast des Lausus zu Konstantinopel durch einen Brand zu Grunde gegangen sein.[1]

---

[1] Cedrenus ed. Bonn. I, 364. Das letzte Datum des Daseins des Kunstwerkes in Olympia ist A. 384; Themistius Or. 34, p. 455. Lasaulx, Untergang des Hellenismus, S. 110. Es ist sehr merkwürdig, daß Lasaulx in seiner Monographie



Was den olympischen Tempel selbst betrifft, so konnten die Barbaren dies Wunderwerk noch anstaunen. Die Gothen sind hier nicht auf den Gedanken gekommen, die mächtigen Säulenreihen umzustürzen und die gewaltigen Grundmauern zu zermalmen. Denn der verödete Tempel stand noch zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) als Gebäude aufrecht. Erst unter seiner Regierung ist er durch eine Feuersbrunst wahrscheinlich von den Christen zerstört worden.[1] Die neuesten deutschen Ausgrabungen in Olympia haben gelehrt, daß die Säulencolosse des Tempels von keiner Menschenkraft so in Reihen niedergestreckt werden konnten, als sie unter den Sandmassen des Alpheus gefunden worden sind, sondern daß nur einem der zerstörenden Erdbeben des sechsten Jahrhunderts eine solche Wirkung zuzuschreiben ist.[2]

die Gothen in Hellas nur einmal in einer Note (Bd. I, S. 49) erwähnt, wo er von der Zerstörung des eleusinischen Tempels und der allgemeinen Verheerung Griechenlands durch sie redet, und die Stelle des Eunapius. Siehe Fallmerayer's Geschichte Morea's I, 114 f. [illegible]

[1] Curtius S. 19 [illegible] die betreffende Stelle des Scholiasten zu Lucian rhet. praecept. 9 (ed. Jacobitz IV, 221).

[2] A. Boetticher, Olympia, S. 31.

Mirabilien der Stadt Athen.

1881.

Was den olympischen Tempel selbst betrifft, so konnten die Barbaren dies Wunderwerk noch anstaunen. Die Gothen sind hier nicht auf den Gedanken gekommen, die mächtigen Säulenreihen umzustürzen und die gewaltigen Grundmauern zu zermalmen. Denn der verödete Tempel stand noch zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) als Gebäude aufrecht. Erst unter seiner Regierung ist er durch eine Feuersbrunst wahrscheinlich von den Christen zerstört worden.[1] Die neuesten deutschen Ausgrabungen in Olympia haben gelehrt, daß die Säulencolosse des Tempels von keiner Menschenkraft so in Reihen niedergestreckt werden konnten, als sie unter den Sandmassen des Alpheus gefunden worden sind, sondern daß nur einem der zerstörenden Erdbeben des sechsten Jahrhunderts eine solche Wirkung zuzuschreiben ist.[2]

---

die Gothen in Hellas nur einmal in einer Note (242, S. 84) erwähnt, wo er von der Zerstörung des eleusinischen Tempels und der allgemeinen Verheerung Griechenlands durch sie redet, und die Stelle des Eunapius, sowie Fallmerayer's Geschichte Morea's I, 119 f. anführt.

[1] Lasaulx S. 110 führt die betreffende Stelle des Scholiasten an zu Lucian rhet. precept. 9 (ed. Jacobitz IV, 221).

[2] A. Bötticher, Olympia, S. 31.

Mirabilien der Stadt Athen.

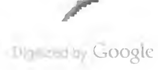
1881.



Am Denkmal des Lysikrates in Athen erinnerte ich mich lebhaft an die Mirabilien Roms. Es kam dort wieder eine Reihe von Vorstellungen in mir in Bewegung, die ich bei meinen römischen Studien gefaßt hatte. Ich gedachte dessen, was ich vor Jahren in der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter niedergeschrieben hatte: „Derselbe Geist der Sage hat die Monumente Athens wie Roms in Dunkel gehüllt. Auch in Athen wurde manches große Monument als Palation bezeichnet, aber die Erinnerung an die Philosophen schmückte noch im Mittelalter viele Ruinen mit dem Titel der Schulen (Didaskaleia) des Sokrates, der Eleaten, der Kyniker und Tragiker, des Sophokles, Aristoteles u. s. w.“[1]

Jenes choragische Denkmal ist das einzige heute erhaltene von allen den andern gleicher Bestimmung, welche im alten Athen in der Straße Τρίποδες errichtet gewesen sind. Die von Choragen gewonnenen Preise, kunstvolle Dreifüße von Erz, waren dort auf Säulen oder kleinen tempelartigen Gebäuden aufgestellt. Pausanias hat sie in jener Straße bemerkt, doch nicht namentlich genannt. Alle diese

[1] Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, II, 145. 3. Aufl.



Monumente sind bis auf jenes eine untergegangen; aber noch im 17. Jahrhundert war dort ein anderes sichtbar, welches vom Volk die Laterne (τὸ φανάρι) des Diogenes genannt wurde.[1]

Das Denkmal des Lysikrates ist im Jahre 334 v. Chr. errichtet worden. Jeder kennt es aus Abbildungen als ein kleines Bauwerk von den graziösesten Formen. Ein Rund von sechs korinthischen Säulen, die durch Marmorplatten verbunden sind, steht auf einer schlanken viereckigen Basis; auf der Flachkuppel, welche Monolith ist, ruht eine Marmorblume, die einst dem Dreifuß zur Unterlage gedient hat. Von der Gestalt dieser Marmorblume hat das Lysikratesdenkmal den vulgären Namen „Laterne des Demosthenes" erhalten (λύχνος, φανάρι oder κανδύλι τοῦ Δημοσθένους), lateinisch lucerna Demosthenis.

Man darf nur diesen volkstümlichen Namen eines athenischen Monuments aussprechen, um denselben Geist zu empfinden, der die römischen Mirabilien durchweht. Man wird sich dabei an den Arcus septem lucernarum in Rom erinnern.

Jener Vulgärname findet sich zum ersten Mal in der Antrittsrede des berühmten Metropoliten Michael Akominatos an die Athener, worin er der Laterne des Demosthenes (ὁ Δημοσθένους λύχνος) erwähnt hat. Da diese Rede um das Jahr 1182 gehalten worden ist, so muß das Lysikratesdenkmal schon lange zuvor seinen volkstümlichen Namen geführt haben.[2] Derselbe findet sich viel

[1] L. Roß, Archäolog. Aufsätze, 2. Sammlung, S. 260.

[2] Εἰσβατήριος ὅτε πρῶτον ταῖς Ἀθήναις ἐπέστη in M. Ἀκο-

später in athenischen Mirabilienfragmenten, im bekannten Briefe des Jesuiten Babin, wie in der Stadtbeschreibung Guillets. Auch Johann Georg Transfeldt hat ihn bemerkt.

Dieser merkwürdige Mann war im Jahre 1648 zu Straßburg in Westpreußen geboren. Schon als Schüler hatte er davon geträumt, einmal das alte Athen zu sehen. Er war als Soldat in polnischen Diensten im August 1672 bei Batow in die Gefangenschaft der Tartaren geraten. Als Ruildersclave auf einer türkischen Galeere am Cap Sunion gescheitert, konnte er von dort am Ende des Jahres 1674 nach Athen entfliehen, wo er beim venetianischen Viceconsul Schutz fand, und ein Jahr lang die Sehnsucht seiner Jugend zu stillen vermochte. Er hat eine lateinische, leider nur fragmentarische Selbstbiographie verfaßt, welche handschriftlich in der Bibliothek im Haag aufbewahrt wird. Von dort hatte sie Adolf Michaelis, der Verfasser des verdienstvollen Werks über den Parthenon, entliehen, und ein Bruchstück daraus unter dem Titel „Examen reliquarum antiquitatum Atheniensium“ veröffentlicht, im Jahrgang 1876 der Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.

Transfeldt hat einige Ruinen dieser Stadt beschrieben, darunter mit Vorliebe das Lysikratesdenkmal. Die griechische Inschrift, welche er von ihm abgeschrieben und nachher, als er sie verloren, dem Buche Spons (III, 2, S. 31) wenn auch fehlerhaft entliehen hatte, bewog ihn zuerst, dem

---

μινάτου τοῦ Χωνιάτου τὰ Σωζόμενα ed. Spir. Lambros. Athen 1879. I, 98.



Monument seinen richtigen Namen zu geben, und die Tradition von der Laterne des Demosthenes als irrig zu bezeichnen, während noch Babin meinte, daß dies Denkmal wirklich zur Wohnung des Demosthenes könne gehört haben, und daß der große Redner sich seiner vielleicht als eines Tempels bedient hatte, wo er zu Ehren seiner Idole Lampen anzündete, deren Dampf den Marmor geschwärzt habe. Transfeldt selbst sah darin ein von Lysikrates für die Jugend Athens errichtetes Gymnasium, konnte aber dem Reiz der Vulgärtradition nicht entsagen, so daß er wünschte, diese durch die ihr widerstreitende Inschrift nicht durchaus zu beseitigen. Die Marmorblume auf der Kuppel hielt auch er für eine Lampe; in ihr sollte an den Festtagen des Demosthenes zum Andenken an dessen nächtliche Studien oder Lucubrationen Oel verbrannt worden sein: denn von seinen Arbeiten sagte man, daß sie nach der Lampe und dem Oele röchen. Dagegen schrieb Babin in seinem vom 8. October 1672 aus Smyrna an den Abbé Pécoil in Lyon datirten Briefe, daß ihm die gebildetsten Athener gesagt hätten, der große Redner habe sich in jenes Denkmal zurückgezogen mit abgeschorenem Bart und Haar, um so sich selber zur studienvollen Einsamkeit zu zwingen.[1]

Mit besonderer Liebe hat Transfeldt gerade vom Lysikratesdenkmal geredet, weil er in dem Klosterhospiz daneben gewohnt, ja in der Laterne des Demosthenes selbst, wie später Lord Byron, seinen eigenen Träumen und Stu-

[1] Der Brief ist abgedruckt bei Laborde, Athènes aux 15, 16 et 17 siècles, I, 185, und bei Curt Wachsmuth, Stadt Athen, I, 745.

dien nachgehangen hat. Im Jahre 1658 waren französische Kapuziner als Missionäre nach Athen gekommen, an Stelle der Jesuiten, die sich hier 13 Jahre früher niedergelassen hatten, dann aber nach Negroponte verzogen waren. Die Kapuziner nun hatten das Denkmal im Jahre 1669 angekauft und an dasselbe ein Hospiz gebaut.[1] So wurde dieses antike Monument erhalten, wie der Titusbogen in Rom, der Arcus septem lucernarum nur dadurch erhalten blieb, daß ihn die Mauer des Klosters stützte, welches auf den Trümmern des Hadrianischen Prachttempels der Venus und Roma erbaut worden war. Die Kapuziner bedienten sich des Denkmals als einer Zelle, denn Anna Ackerhjelm, die Dame der Gräfin Königsmark, schrieb am 18. October 1687 aus Athen an ihren Bruder: nous allâmes voir aussi un Capucin, qui se sert pour chambre de la lanterne de Démosthène.[2]

Das Klosterhospiz ist verschwunden; das Lysikratesdenkmal steht jetzt frei in der Straße, welche nicht weit vom hadrianischen Torbogen sich hinzieht und wieder officiell Τριπόδων heißt. Eine Wächterbude steht daneben; an ihr fand ich zerbrochene Marmorstelen angelehnt, welche mir zeigten, daß mit dem Hospiz ein christlicher Friedhof verbunden gewesen war. Auf einem dieser Grabsteine las ich verzeichnet, daß Mertrud, Consul Frankreichs und Italiens in Candia, zu Athen verstarb am 5. Thermidor des Jahres 13. Das altertümliche Viertel dort ist die von Albanesen bewohnte Plaka, ein Gewirr von Gassen

[1] Laborde I, 75.
[2] Laborde II, 279.



mit kleinen würfelförmigen Häusern und Höfen, am Fuß der Akropolis. Wenn man am Lysikratesdenkmal steht, nimmt sich diese Stadtburg gar seltsam aus: man sieht die gewaltige Ostseite der Felsmassen mit ihrer tiefen Aushöhlung und nichts Griechisches, nichts von den Tempeln droben, sondern nur die geschwärzten Umfassungsmauern des Castells mit ihren Zinnen, so daß sich diese vollkommen als die Rocca di Setines der fränkischen Zeit, als eine Gestalt des Mittelalters darstellt.

Nun hat aber, eben durch jene französischen Kapuziner dasselbe Local für die topographische Wissenschaft Athens eine Bedeutung gewonnen, die es geschichtlich ehrwürdig macht. Die Mönche dort sind die ersten Abendländer gewesen, welche die Trümmerwelt Athens an Ort und Stelle studirt, und man darf fast sagen, hier die älteste topographische Schule gebildet haben. Aus ihren Forschungen stammt das erste Panorama Athens, ein Stadtplan, dessen sich Guillet nebst andern Angaben der Kapuziner zu seiner Schrift Athènes ancienne et nouvelle ... (Paris 1675) bedient hat.[1] Wenn sich Transfeldt in seiner Beschreibung der Laterne des Demosthenes so ausdrückt: „Zu meiner Zeit besaßen sie die Kapuziner, welche auch außer dem Gottesdienst eine Schule hielten, so daß sie ihrer früheren ehrenvollen Bestimmung wiedergegeben zu sein schien“, so hat er freilich nur an eine bescheidene Schulanstalt für die Jugend in Athen gedacht. Er schweigt von den Forschungen der Mönche, welche bald eine wissenschaftliche Wichtigkeit erlangten.

[1] Der Plan ist abgedruckt bei Laborde Bd. I.

Ich habe also erklärt, warum mir das Monument des Lysikrates den Gedanken erweckt hat, alles dasjenige aufzusuchen, was unter den Begriff Mirabilia der Stadt Athen gebracht und in Parallele zu jenen der Stadt Rom gestellt werden kann. Es gibt freilich so wenig ein Mirabilienbuch Athens, als irgend geschichtliche Annalen dieser Stadt im Mittelalter bekannt geworden sind. Es gibt aber doch zwei mirabilienhafte Fragmente einer Stadtbeschreibung Athens aus dem 15. Jahrhundert, ich will mit Absicht sagen, aus dem Zeitalter des Cyriacus von Ancona.

Mit diesem berühmten reisenden Antiquar der italienischen Frührenaissance beginnt die wissenschaftliche Forschung über die Ruinen Athens, welche vor ihm, so viel uns bekannt ist, weder ein Grieche noch ein Abendländer mit dem Blicke des Gelehrten angesehen hat. Viele Florentiner kamen wol an den Hof der Herzoge Athens aus dem Hause Acciajuoli: doch keiner scheint eine Aufzeichnung über Athen gemacht zu haben. Ein Niccolò Machiavelli ist im Jahre 1423 dort gewesen; er war hingerissen vom Zauber dessen, was ihn umgab, aber dieser Stammgenosse und Namensvetter des spätern großen Staatsmannes hat nur dies von Athen einem Freunde zu schreiben gewußt: „Du hast nie ein schöneres Land gesehen als dieses, noch eine schönere Festung.“[1]

Trotzdem hatte die Akropolis schon im 14. Jahrhunderte, als die catalanische Companie noch Athen be-

[1] Brief an Nerio Acciajuoli in S. Maura aus Athen (Setina), bei Buchon, Nouv. Recherches, Recueil etc. LVII.

herrschte, die Aufmerksamkeit selbst der Spanier erregt, nicht blos als eine der stärksten Festungen des romanisirten Griechenlands, sondern wegen der Schönheit ihrer antiken Tempel. Der König Pedro IV. von Aragon, welchem jene Companie den Besitz des Herzogtums Athen übertragen hatte, nannte im Jahre 1380 die Akropolis den „reichsten Edelstein, welchen die Welt besitzt, von solcher Art, daß alle Könige der Christenheit zusammen nichts Aehnliches erschaffen könnten“.[1]

Wenige Jahre nach jenem Machiavelli stand auf der Akropolis mit einem höheren Bewußtsein ein anderer Italiener, nämlich Cyriacus von Ancona, der erste für das classische Altertum begeisterte Reisende aus dem Abendlande nach dem Orient aus Zwecken der archäologischen Wissenschaft, welche eben zu seiner Zeit im Entstehen begriffen war.

Schon gleichzeitig mit ihm bereiste nach 1417 Cristoforo Bondelmonte die griechischen Inseln und Küsten, die er dann in seinem dem Cardinal Orsini gewidmeten Liber Insularum Archipelagi beschrieben hat.[2] Gerade weil Bondelmonte Florentiner war, ist es auffallend, daß er sich nicht mit Athen beschäftigt hat.

Cyriacus aber war zweimal dort, im April 1436, im März 1447. Es regierte damals Nerio II. Acciajuoli

[1] con lo dit castell sia la pus richa joya qui al mon sia e tal que entre tots los Reys de cristians envides la porien fer semblant. Lerida, 11. Sept. 1380. Aus dem Archiv der Krone Aragon mir freundlich mitgeteilt von Don Antonio Rubió y Lluch, Professor der Universität Barcelona.

[2] Letzte Ausgabe von L. de Sinner, Berlin 1824.

als Herr von Stives und Setines, wie zu jener Zeit von den Abendländern die Städte Theben und Athen genannt wurden. Das romantische Herzogtum der Franken dort neigte sich schon dem Falle zu, und es war an dessen Vorabend, daß Cyriacus die Akropolis sah, deren Besuch ihm wenige Jahre später die Türken würden verwehrt haben. Er betrachtete mit Enthusiasmus die „unglaublichen Marmorbauten und Heiligtümer innerhalb und außerhalb der Stadt, die bewundernswerten Kunstgebilde und Säulen", was alles in Ruinen zerrissen dalag. Er bestaunte den „wundervollen Marmortempel der Göttin Pallas auf der Burg, das göttliche Werk des Phidias". Er besuchte den Herzog Nerio in Gesellschaft von dessen leiblichem Vetter Nerio di Donato. „Wir fanden ihn", so schrieb er, „auf der Akropolis, der hohen Burg der Stadt." Leider hatte Cyriacus dort für das Treiben und Thun des seltsamsten der Fürstenhöfe noch weniger Sinn und Blick, als vor ihm Ramon Muntaner bei seinem Besuch in der Kadmea Thebens gehabt hatte. Er besaß nur Augen für die antike Marmorpracht der Propyläen, in welchen eben der Herzogspalast eingerichtet war, und nochmals gab er (im Jahre 1447) eine etwas genauere Beschreibung des Parthenon.[1]

Der Blick dieses unermüdlichen Forschers war schon seit 1412 auf Reisen im Orient, und auch durch die Ruinen Roms geübt worden, wo er im Jahre 1433 dem Kaiser Sigismund als Cicerone gedient hatte, während sein

[1] Siehe seinen Brief bei Targioni Tozzetti, Relaz. d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana, 2. ed., V, 439.



alter Gönner, der ehemalige Cardinal Gabriele Condulmer, als Eugen IV. den heiligen Stul einnahm. Aber er hatte doch nicht hinreichende Kenntnisse für Athen mitgebracht, und sein Aufenthalt hier war beide Male nur ein sehr kurzer. Was er an Notizen mit sich nach Italien brachte, wurde dort später zerstreut. Nur erst stückweise ist seine Sammlung von Inschriften zusammengesucht worden, und Copien des Giuliano da S. Gallo von Zeichnungen einiger griechischer Monumente nach dem Skizzenbuch des Cyriacus bewahrt bekanntlich die Barberiniana in Rom, wo zuerst Spon und Winckelmann auf dieselben aufmerksam geworden waren.[1] Auch in Dürers Hände sind solche Zeichnungen gelangt, und zwar durch Vermittlung des Nürnberger Arztes und Humanisten Hartmann Schedel, welcher in Padua von Stücken jenes griechischen Skizzenbuches Copien genommen hatte.[2]

In Athen mußte Cyriacus wahrnehmen, daß sich hier eine Mirabilientradition ausgebildet hatte, ähnlich jener in Rom, und wie dieselbe war auch sie das Erzeugniß antiquarischen Halbwissens, dessen fernen Hintergrund noch immer Pausanias abgab. In seinen athenischen Notizen verzeichnete Cyriacus zu den Resten der hadria-

[1] L. Roß (das Zeichenbuch des römischen Architecten Giul. da S. Gallo, Hellenika I. I, 72) hat zuerst die Herkunft dieser Zeichnungen von Cyriacus dargethan.

[2] De Rossi hat bekanntlich dieses Bruchstück von des Cyriacus Skizzenbuch in der Münchener Handschrift Schedels erkannt. Ueber die Beziehung Dürers zu diesem Skizzenbuch siehe O. Jahn, Populäre Aufsätze aus d. Altertumswissensch., S. 344 f.

nisch-antoninischen Wasserleitung am Lykabettos, daß sie vom Volk das „Studium des Aristoteles“ genannt wurden. Er hörte das Olympieion als „Palast Hadrians“ bezeichnen, und vernahm ohne Frage auch die Vulgärnamen des Lysikratesdenkmals und der Wasseruhr des Andronikos Kyrrhestes; er hielt jedoch das erste Monument für eine theatralische Kathedra, das andere für einen Tempel des Aeolus.

Solche Vulgärnamen stammten schon aus dem hohen Mittelalter her. Denn die Ansicht Fallmerayers, daß derartige Benennungen, deren erste Spur diesem berühmten Gelehrten nur aus der Turco-Graecia des Martinus Crusius bekannt gewesen war, den albanesischen Colonisten Athens seit dem 14. und 15. Jahrhundert zuzuschreiben sind, wird widerlegt durch Michael Akominatos, welcher den Vulgärnamen des Lysikratesdenkmals in seinen Schriften bemerkt hat. Die ungriechisch redenden, des athenischen Altertums völlig unkundigen Epiroten waren schwerlich befähigt, weder sich um den Ursprung und die Bestimmung der alten Monumente zu bekümmern, noch viel weniger diesen solche Namen zu geben, welche, so irrig sie auch waren, doch immer einige Kenntniß der Altertümer und der Geschichte Athens voraussetzten, wie die Benennung Arsenal des Lykurg für einen Teil der Propyläen, und Laterne des Demosthenes für jenes choragische Denkmal.[1] Solche Namen konnten nur von ein-

[1] Siehe Fallmerayers Abhandl.: „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und die Landschaft Attika?“ (Stuttg. u.

geborenen und zwar halbgelehrten Athenern erfunden worden sein; so waren sie im Laufe der Zeit volkstümlich geworden, und als solche hatte sie schon Akominatos vorgefunden.

Schon zur Zeit dieses Bischofs, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, muß der Bestand der antiken Denkmäler Athens im Großen und Ganzen auf die Summe dessen herabgesunken gewesen sein, was später Cyriacus dort vorgefunden hat. Denn der berühmte Metropolit hat in seinen Schriften mehrmals eine Reihe von Monumenten hervorgehoben, und deshalb müssen diese damals als die ansehnlichsten Reste Athens gegolten haben. In seiner Antrittsrede sagte er: „Ich habe mich noch nicht überzeugt, ob das alte Athen noch fortdauert oder nur sein ruhmvoller Name besteht, wenn mir auch ein Perieget die deutlichen Merkmale davon aufweisen und mir sagen sollte: dies ist der Peripatos, dies die Stoa, das hier die Akropolis, dort der Piräus, das die Laterne des Demosthenes, und wenn er mich so überreden wollte, daß ich noch die alten Athener vor mir sehe.“[1]

In seiner Anrede an den Prätor Demetrios Drymis sagt derselbe Akominatos: „Umsonst wirst du dich be-

---

Tübing. 1835), S. 51, wo er als epirotische Benennung ausdrücklich die „Laterne des Diogenes“ anführt, und das Waffenhaus Lykurgs.

[1] Κἂν περιάγων τις δείκνυσιν ἐναργῆ γνωρίσματα οὑτοσὶ μὲν ὁ περίπατος, αὕτη δὲ ἡ Στοά, ἡ δ' Ἀκρόπολις ἥδε, ὁ Πειραιεὺς ἐστιν αὖ ἐκεῖνος, ὅδ' ὁ Δημοσθένους λύχνος, πείθοι ἂν με τοὺς πάλαι ποτὲ προσορᾶν Ἀθηναίους — Vol. I, N. 14 der Ausg. des Spiridon Lambros.

mühen einen Rest der Heliaia, des Peripatos oder des Lykeion aufzufinden. Nur den Felsenhügel des Areopag magst du noch erblicken, welcher jedoch nur ein nackter Kamm von Stein, und nur an seinem ehrwürdigen Namen kenntlich ist. Du siehst wol auch noch einen kleinen Rest der Stoa Poikile, aber auch dort weiden Schafe, und seine Steinblöcke hat der Zahn der Zeit zernagt.“ [1]

An einer anderen Stelle klagt er mit rhetorischer Uebertreibung, daß die verkommene Stadt Athen selbst bis auf ihren Namen aus der Erinnerung der Menschen sich zu verlieren drohe, wenn diesen nicht noch aufrecht hielten die unzerstörlichen Gestalten der Akropolis, des Areopags, des Hymettos und des Piräus. [2] Er nennt noch ein anderes Mal als im Andenken der Menschen fortdauernd den Hymettos, den Piräus, Eleusis, Marathon, die Akropolis. Auf dem Hymettos sitzend, blickt er auf die Eilande Psyttaleia, Salamis und Aigina hinab voll Genugthuung, daß sie noch ihren antiken Namen bewahrt haben. [3] Er wiederholt anderswo als noch fortdauernd dieselben Namen und fügt ihnen die berühmte Quelle

---

[1] Οὐδ' ἐρείπιον γοῦν Ἡλιαίας ἢ Περιπάτου, ἢ Λυκειοῦ εὕροις ἂν πλεῖστα καμών. Μόνον ἂν ἴδοις πετραῖον Ἀρείου Πάγου γεώλοφον, οὐδὲν ὅ φασιν ἱερὸν, ὅτι μὴ στεφάνην πέτρας ψιλὴν, καὶ μόνῳ τῷ σεμνῷ γνωριζομένην ὀνόματι. τυχὸν δέ τι καὶ τῆς Ποικίλης Στοᾶς μικρὸν λείψανον, μηλόβοτον καὶ αὐτὸ καὶ τοῖς ὀδοῦσι τοῦ χρόνου τὰς πλίνθους παρατρωγόμενον. Vol. I, S. 160.

[2] I, 312.

[3] II, 12—14.

Kallirrhoe hinzu.[1] Er nennt auch einmal den Kerameikos.[2]

In diesem dürftigen Katalog ist die Akropolis nur im Allgemeinen genannt, und leider sind ihre zum Teil noch heute erhaltenen Bauwerke nicht bezeichnet. Der Name der Propyläen kommt nicht vor, der Parthenon nur bei Erwähnung der in ihm eingerichteten Kirche. Auch der Theseustempel ist nur durch die Kirche des heiligen Georg im Kerameikos bezeichnet.[3] Die großen Reste des Olympieion hat Akominatos so wenig genannt, als das Stadion, oder als die Wasserleitung des Hadrian und Antoninus, oder das Dionysostheater, oder die Odeen am Südende der Akropolis, und viele andere große, noch heute fortdauernde Trümmer.

Der gelehrte Bischof hat leider keine topographischen Notizen gemacht, nur einige Altertümer hervorgehoben, die ihm von der antiken Größe Athens noch ein Zeugniß gaben. Das aber waren vor allen die Akropolis, der Areopag und die alten Schulen der Philosophen; und hier ist es auffallend, daß er dem Namen Lykeion jenen des Peripatos vorzieht, ja einmal beide Begriffe für die Schule des Aristoteles von einander zu trennen scheint. Die Stoa (und auch den Namen Poikile kannte man noch zu seiner Zeit) war ihm wichtiger, als die Akademie

---

[1] II, 42.

[2] II, 238.

[3] τῷ ἐν τῷ Κεραμεικῷ μεγαλομάρτυρι Γεωργίῳ — II, 238. Leider hat Akominatos diesem Tempel nicht den alten, oder zu seiner Zeit als antik geltenden Namen gegeben, was von besonderer Wichtigkeit sein würde.

des Platon, welche er in jener Zusammenstellung von Namen merkwürdiger Weise nicht erwähnt hat. Dies ist freilich nur zufällige Unterlassung, denn an einem anderen Ort gedenkt er der Akademie, indem er sagt, daß Platon sie, den ungesundesten Ort Attikas, zum Aufenthalt der Philosophen gewählt habe.[1] Nicht allein kennen die späteren Mirabilienfragmente Athens die Akademie sehr wol, sondern hundert Jahre vor Akominatos gedachte ihrer Michael Psellos. Dieser große byzantinische Gelehrte spricht einmal von dem Untergange der Herrlichkeit Griechenlands und sagt: „Auch in Athen ist bis auf den Namen zu nichts geschwunden die Akademie, und die Stoa Poikile des Chrysippus, und das Lykeion; so sind auch mir die Namen der Wissenschaften und das Auserlesene der Philosophie geblieben, aber was mit ihnen als Wirklichkeit zusammenhing ist geschwunden.“[2] Psellos, ein enthusiastischer Verehrer des alten Griechenlands, liefert also den Beweis, daß es schon im 11. Jahrhundert gelehrte Griechen gegeben hat, die das Bedürfniß einer Topographie von Hellas, von Attika und Athen empfanden. Denn er selbst hat für seine Freunde und Schüler eine solche, meist aus dem Strabo, zusammengetragen.[3]

---

[1] Πλάτων αὐτός τε τὸ νοσωδέστατον, ὥς φασι, τῆς Ἀττικῆς χωρίον, τὴν Ἀκαδημίαν, οἰκεῖν ἐπίτηδες εἵλετο. II, 269.

[2] Καὶ πέπονθα ταὐτὸν ταῖς Ἀθήναις. κἀκεῖσι γὰρ ἐν σκιαῖς, ἡ ἀκαδημία καὶ ἡ ποικίλη τοῦ Χρυσίππου στοά, καὶ τὸ λύκειον μέχρις ὀνόματος — Brief ohne Ueberschrift in Mich. Psellos Epistolae bei C. Sathas Mesaionike Bibliotheke V, 471. 472.

[3] Sie findet sich in seiner Schrift De Operatione Dae-

Im 12. Jahrhundert, wo die Mirabilien Roms ihre wesentliche Gestalt gewannen, wäre kein anderer Gelehrte mehr berufen gewesen eine Periegese der damaligen Ruinenwelt Athens zu versuchen, als Michael Akominatos, der glühende Bewunderer des Altertums, und der langjährige Bewohner der Akropolis. Er scheint sich mit dieser Aufgabe wirklich beschäftigt zu haben. Denn darauf lassen die Schlußverse seiner Monodie auf den Untergang Athens schließen. Dies Klagelied in Jamben führt in den Verzeichnissen griechischer Handschriften den Titel De pristinae urbis Athenarum dignitate, und Ellissen hält es für identisch mit einer von Labbäus und Fabricius angeführten Schrift über die Unähnlichkeit des damaligen Athen mit dem alten. Er zieht aus den letzten Zeilen der Monodie den Schluß, daß diese Verse überhaupt nur die Einleitung eines größeren Gedichts oder einer Rede gebildet haben, welche die Vergleichung des alten mit dem neuen Athen zum Gegenstande hatte.[1]

---

monum ed. Boissonade, Nürnberg 1838, p. 44 f. περὶ τῶν Ἀθηναϊκῶν τόπων καὶ ὀνομάτων.

[1] Das Gedicht hat den Titel Στίχοι τοῦ σοφωτάτου μητροπολίτου Ἀθηνῶν κυροῦ Μιχαὴλ τοῦ Χωνιάτου ἐπὶ τῇ ἀρχετύπῳ ἀνιστορήσει αὐτῶν, τουτέστι τῆς πόλεως τῶν Ἀθηνῶν. Es ist aus einem Pariser Codex zuerst abgedruckt worden von Boissonade (Anecdota Graeca p. 373); mit deutsch. Uebersetzung von Ellissen [Michael Akominatos S. 142 f.), zuletzt von Lambros in der Ausgabe d. Schriften des Akominatos, II, 397. — Siehe zum Text oben Labbei Nov. Bibl. Mass. Libror. Paris 1653, p. 135: Michaelis Choniatae Atheniensis Metropolitae, Athenarum urbem multum esse dissimilem ab antiqua. In codice regio 2016.

Diese Ansicht aber machen mir die Schlußverse unzweifelhaft; denn sie geben offenbar kund, daß Michael mit einer Darstellung des alten Athen sich zu beschäftigen die Absicht hatte:

> Hinsank, zu Grunde ging der ganze Ruhm Athens!
> Kein noch so kleines Merkmal blieb davon zu sehn.
> Drum ist's verzeihlich, wenn ich, da mir's nicht vergönnt
> Der Athenäer vielbesungne Stadt zu schaun,
> Ein Bild von ihr in dieser Schrift errichtete.[1]

Aber ein bedauerliches Mißgeschick hat es verhindert, daß wir aus den mittleren Jahrhunderten irgend eine schriftliche Aufzeichnung über die Trümmerwelt Athens besitzen. Die Namen der antiken Götter und Helden, der Weisen, Künstler und großen Bürger sind dort zu jeder auch der dunkelsten Zeit im Volke wie in den Schulen genannt worden, und man hat sie zu jeder Zeit in Denkmälern und Ruinen localisirt. Selbst deren vulgäre Benennung, die ohne Zweifel von Scholasten herstammt, beweist ein wenn auch noch so kümmerliches Fortleben antiquarischer Beschäftigung mit den Ruinen in jener Stadt, deren Herrlichkeit vor Pausanias in so vielen leider untergegangenen periegetischen Werken beschrieben worden war. Ob nun im Mittelalter irgend ein Antiquar noch topographische Notizen über Athen gemacht hat, wissen wir nicht. Erst aus den letzten Jahren des Herzogtums der Acciajuoli oder den ersten der Türkenherrschaft sind dürftige

[1] Συγγνωστὸς οὐκοῦν, εἴπερ οὐχ ἔχων βλέπειν
Τῶν Ἀθηναίων τὴν ἀοίδιμον πόλιν,
Ἴνδαλμα ταύτης γραφικὸν ἐστησάμην.

griechische Schriftstücke an den Tag gekommen, deren Charakter dem der Mirabilien Roms entspricht. Es sind die zwei bekannten Fragmente: der von Otfried Müller entdeckte und von Ludwig Roß herausgegebene Anonymus von Wien (Τὰ θέατρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν), und das kleine Pariser Bruchstück (περὶ τῆς Ἀττικῆς), welches Detlessen entdeckt und in Gerhards Archäologischer Zeitung im Jahre 1862 abgedruckt hat.[1]

Ludwig Roß hat darzuthun versucht, daß der Wiener Anonymus bald nach dem Untergange des fränkischen Herzogtums durch die Türken abgefaßt worden ist. In dieser Schrift wird nämlich vom Herzog (δουξ) Athens im Imperfectum gesprochen, der Türkenherrschaft gar nicht gedacht, und von der Parthenonkirche als von einer christlichen geredet. Dieselbe war also, so scheint es, noch nicht Moschee, als der Schreiber seinen Tractat niederschrieb. Das Jahr, in welchem sie dazu wurde, ist unbekannt.

Die Akropolis behauptete der Herzog Franco, der letzte regierende Acciajuoli, nachdem der Pascha Omar im Jahre 1456 die Unterstadt Athen besetzt hatte, noch fast zwei Jahre lang; dann capitulirte er und zog mit

---

[1] Anonymi Viennensis Descriptio urbis Athenarum, nebst den Briefen des Zygomalas und Kabasilas. — Ein Beitrag zur Topographie von Athen. Besonders abgedruckt aus dem XI. Bande der Jahrbücher der Literatur, Wien 1840. — Und in Ludwig Roß Archäol. Auff. I, 259, mit Commentar. Dann bei Laborde, Athènes etc., Bd. I. Neuerdings nebst dem Pariser Tractat abgedr. von Curt Wachsmuth, die Stadt Athen I.

seinen Schätzen nach Theben ab, was ihm Mohamed II. in Gnaden als Lehn überlassen hatte.[1] Der Sultan selbst besuchte Athen 1458; er bewunderte die Herrlichkeit der antiken Reste der Stadt und behandelte die Athener mit Milde. Aber ein entdeckter oder vielleicht künstlich in Scene gesetzter Verschwörungsplan reizte ihn zum Zorn; nachdem er Morea überwältigt hatte, kam er wieder nach Athen, im Jahre 1460. Er ließ hier zehn vornehme Bürger nach Konstantinopel abführen, und befahl, den Exherzog Franco umzubringen, was auch in Theben geschah. Aus diesen Gründen darf man annehmen, daß der erbitterte Sultan zu derselben Zeit befohlen hat, die Marienkirche zur Moschee zu machen. Ob sie aber, wie Ludwig Roß geglaubt hat, vorher, d. h. gleich nach dem Abzuge des letzten Herzogs im Jahre 1458, dem orthodoxen Cultus der Griechen zurückgegeben worden war, ist mir doch mehr als zweifelhaft. Der Anonymus spricht nicht davon, während er doch von einem Heratempel an der Kallirrhoe, welchen, wie er sagt, der Herzog zur Gebetkapelle zu benutzen pflegte, zu rühmen weiß, daß sie „jetzt" von den „Gottesfürchtigen", d. h. den orthodoxen Griechen wieder zur Kirche der „allerheiligsten Gottesgebärerin" gemacht worden sei. Wenn aber die alte berühmte Metropole im Parthenon zur Zeit, als er schrieb, dem griechischen Cultus wirklich zurückgegeben war, würde das nicht der Schreiber um so mehr mit national-religiösem Bewußtsein bemerkt haben?

---

[1] Vor dem October 1458; siehe Hammer, Gesch. des Osman. Reichs, II, 38.



Karl Hopf hat die Verwandlung der Parthenonkirche zur Moschee schon in das Jahr 1458 angesetzt, doch ohne bestimmte Gründe dafür anzugeben; die oben bemerkten Thatsachen machen es aber doch wahrscheinlicher, daß die türkische Besitznahme der Hauptkirche Athens erst im Jahre 1460 oder nach ihm geschehen ist.[1] Vor eben dieses Jahr darf daher die Abfassung der Schrift immerhin angesetzt werden. Ich fasse 1460 als zeitliche Grenzbestimmung auf, und stelle neben diese das wichtige Datum „Jetzt" von der Zurückgabe der christlichen Capelle im sogenannten Heratempel an die Orthodoxen. Diese aber kann nur in Folge des Zusammensturzes der herzoglichen Regierung geschehen sein. Die Griechen kamen in Besitz jener Capelle durch die Erlaubniß der neuen türkischen Gebieter, entweder schon im Jahre 1456, als Omar, der Sohn Turachans, die Stadt Athen besetzt hatte, oder 1458, als durch den Abzug des Herzogs von der Akropolis die Herrschaft des Sultans entschieden an die Stelle der fränkisch-italienischen getreten war.

Im Jahre 1458 legten die Türken eine Besatzung in die Akropolis, und diese Stadtburg Athens war jetzt

---

[1] Siehe L. Roß Archäologische Auff. I, 245 f. Karl Hopf, Gesch. Griechenl. II. Periode S. 128. Laborde, Athènes etc., I, 5, sagt: Le Parthénon devint mosquée, après que la revolte suscitée par Acciajoli eut été apaisée (also 1460). Ihm folgt A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 40, wo aber d. Jahr 1459 in 1460 zu verbessern ist. Auch Hertzberg, Gesch. Griechenl. seit d. Absterben d. antiken Lebens, II, 380, Wachsmuth und Michaelis (Parthenon S. 35) sind für das Jahr 1460.

ihre argwöhnisch gehütete Festung, die wichtigste Attikas. Wird man da glauben können, daß sie diese Burg noch zu andern als militärischen Zwecken benutzen ließen? Da hat schwerlich mehr ein Grieche sie betreten dürfen; da ist schwerlich mehr weder lateinischer noch griechischer Gottesdienst im Parthenon gehalten worden; vielmehr hat mit dem Einzuge der Türken auf der Burg jeder Cultus in der Marienkirche aufgehört, bis diese endlich zur Moschee gemacht worden ist. Da ist es auch dem atheniſchen Scholasten nicht erlaubt gewesen auf der Akropolis umherzugehen. Als er seine topographischen Notizen niederschrieb, bestand aber das Herzogtum nicht mehr. Um Bemerkungen über die Gebäude auf der Burg zu notiren, hat er, ein sicherlich einheimischer Mann, es nicht nötig gehabt, sich wieder an Ort und Stelle zu begeben; es war ihm das alles bekannt und gegenwärtig.

Er sagt bei dieser Gelegenheit, offenbar von den Propyläen sprechend: „gegen die Nordseite hin befand sich die ganze Kanzelei aus Marmor und weißen Säulen gemacht.“[1] Curt Wachsmuth notirt zu dieser Stelle folgendes: „also in dem nördlichen Flügel, d. i. der sogenannten Pinakothek, war die Kanzelei der fränkischen Herzoge eingerichtet.“ Auch Ludwig Roß hat dies so verstanden. Nur ist es befremdend, daß zu dem Wort καγγελαρία vom Schreiber des Fragments nicht hinzugefügt worden ist „des Herzogs“, daß er überhaupt von dem herzoglichen Palast dort nichts sagt, welchen doch Cyriacus wenigstens

---

[1] §. 10. Πρὸς δὲ τὸ βόρειον κλεῖτος ὑπῆρχε πᾶσα καγγελαρία ἐκ μαρμάρου καὶ κιόνων πεποιημένη λευκῶν.

im allgemeinen als praecellentis aulae nobilissum opus bemerkt hatte. Was soll ferner das Beiwort „πᾶσα“ zu καγγελαρία bedeuten? Offenbar liegt in ihm der Begriff der räumlichen Ausdehnung. Der ganze nördliche Teil der Propyläen wird als καγγελαρία gefaßt. Aber muß darunter durchaus die fränkisch-herzogliche Kanzelei verstanden werden? Konnte nach der ganzen mirabilienhaften Auffassung des Schreibenden derselbe Begriff nicht auch für eine antik-griechische Bestimmung gebraucht werden? Ebenso gut wie man von einem Arsenal des Lykurg fabelte, konnte man von einer antiken Kanzelei im allgemeinen fabeln. Kurz und gut, ich wollte nur mit dieser Bemerkung andeuten, wie unsicher doch die Schlüsse aus den Notizen des Anonymus auf die Zeitbestimmung derselben sind.

Noch schwieriger ist die Zeit des zweiten sehr geringen Fragments „über Attika“ festzustellen. Gleich am Eingange desselben wird der Akropolis noch das fränkische Zuwort castro gegeben, und dann sofort der Tempel der Pallas Athene, also die Parthenonkirche, mit dem Beiwort τὸ ἰσμαίδ bezeichnet. In diesem türkisch klingenden Wort hat Bursian τσαμί vermutet und Wachsmut ἰσμαγίδιον (Moschee) gelesen. Es wird ferner das noch heute bestehende albanesische Viertel Plaka unter der Akropolis genannt. Es wird einer der Marmorlöwen (am Dipylon) erwähnt, welcher erst im Jahre 1688 von Morosini nebst zwei andern fortgeführt worden ist, worunter sich auch der Piräuslöwe befand. Da dieses kleine Fragment sonst im allgemeinen den Charakter des ersten größeren an sich trägt, und auch in Einzelheiten mit ihm übereinstimmt,

so kann seine spätere Abfassungszeit doch nicht zu weit von der jenes ersten abliegen. Sein Entdecker glaubt die Handschrift noch dem 15. Jahrhundert angehörig. Bursian schreibt dem Verfasser wegen einiger antiker Reminiscenzen, die sich im Wiener Anonymus nicht finden, sogar mehr Gelehrsamkeit zu als diesem.[1] Die Vergleichung beider aber lehrt, daß sie eine gemeinsame Quelle gehabt haben, und diese war sowol die festgewordene Vulgärtradition, als das rohe archäologische Wissen gebildeter Athener. Und gerade deshalb ist die Auffindung des zweiten Fragments wichtig, weil es nicht eine Recension des ersten, sondern ein selbstständiges Stück ist, und dadurch beweist, daß man sich in Athen im 15. Jahrhundert mit einer Stadtbeschreibung beschäftigt hat. Auf beide athenische Stücke aber darf man immerhin den römischen Begriff der Mirabilien übertragen.

Das mittelalterliche Buch von den Sehenswürdigkeiten Roms ist die in der Literatur niedergelegte Anschauung des fortlebenden Römervolks von den Monumenten seiner Stadt; es ruht auf der Grundlage der alten Regionenverzeichnisse. Auf dieser hat sich mit Zuziehung kirchlicher Notizen die städtische Topographie weiter fortgebildet, und so entstanden die Mirabilia Urbis Romae aus amtlichen Daten und vulgärer Legende. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts haben sie ihre literarische Gestalt gewonnen, worauf erst in der Frührenaissance die gelehrte Forschung über die Antiquitäten der Stadt Rom begonnen hat. Ihr

[1] Detlefsen in der Archäolog. Zeitung 1862, S. 378. Bursian ebendaselbst 1863, S. 52 f.

Begründer war Flavius Blondus. Im Jahre 1447 hat dieser ausgezeichnete Mann die Roma Instaurata vollendet, den ersten Versuch wissenschaftlicher Feststellung und Erklärung der römischen Monumente.

Diese Epoche machende Schrift hatte zu ihrer Voraussetzung eine lückenhafte Reihe anderer, welche mit den Regionenverzeichnissen der Kaiserzeit des 4. und 5. Jahrhunderts beginnt, und von der Notitia und dem Curiosium Urbis sich in mehren Gliedern fortsetzt, wie die Verzeichnisse der heiligen Stätten Roms und der Anonymus von Einsiedeln in der carolinischen, die Anfänge der Graphia in der ottonischen Zeit, die Ordines Romani, die ersten Versuche eines Stadtplans, die Mirabilia im 12. und 13. Jahrhundert, die Inschriftensammlungen des Cola di Rienzo, des Dondi, Signorili, des Poggio und anderer.

Nun befand sich in demselben Jahre 1447, wo Flavius Blondus seine Roma Instaurata Eugen dem IV. überreichte, Cyriacus von Ancona, der eben diesem Papst sechs Jahre früher seinen ersten Reisebericht übergeben hatte, zum zweiten Male in Athen, und hier sammelte er Inschriften, und machte er Zeichnungen von Monumenten. Dies zufällige Zusammentreffen zweier Ereignisse in der topographischen Wissenschaft der beiden Hauptstädte der classischen Welt beweist zum mindesten den Zusammenhang geistiger Zeitströmungen. Es ist eine Welle desselben wissenschaftlichen Triebes, die von Rom nach Athen hinüberschlägt, es ist ein italienischer Antiquar, der das antike Athen gleichsam wieder entdeckt. Diese Thatsache hat sich dann so weiter fortgesetzt; denn es sind nicht Atheuer, nicht Griechen gewesen, welche diese Stadt er-

forscht und ihre Mirabilienlegende in Wissenschaft umgesetzt haben, sondern die Instauration Athens ist durchaus das Werk des Abendlandes: ein verspätetes Werk, wie sich alles in Bezug auf Athen verspätet hat. So gehören auch jene beiden athenischen Mirabilienfragmente erst jener Zeit an, in welcher die Stadt Rom schon zu einer wissenschaftlichen Topographie gelangte. Sie fallen um drei Jahrhunderte später, als die römischen Mirabilien. Eine topographische Wissenschaft Athens aber entsteht erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts aus den Arbeiten der französischen Kapuziner am Lysikratesdenkmal und den Untersuchungen Spons und Whelers.

Da nun jene Mirabilienfragmente Athens der Zeit angehören, wo die antiquarische Forschung durch Cyriacus eben erst auf diese Stadt übertragen worden war, so bin ich der Ansicht, daß die Anwesenheit dieses bedeutenden Mannes dort auf das Entstehen von Versuchen einer Stadtbeschreibung Einfluß gehabt hat. Gelehrte Italiener, wie Aurispa, Filelfo und Guarino, hatten wol Konstantinopel besucht, um dort die griechische Literatur zu studiren, aber wir kennen keinen namhaften Abendländer, der vor Cyriacus aus wissenschaftlichen Zwecken nach Athen gekommen wäre. Dieser der griechischen Sprache mächtige Mann, ein Freund der angesehensten Gelehrten Italiens, erschien in Athen als Repräsentant der Bildung des Abendlandes. Es mußte tiefen Eindruck auf die Athener machen, wenn sie ihn Inschriften abschreiben, Monumente messen und zeichnen, und nach Münzen und Altertümern forschen sahen, die er sammelte.

Seine Zwecke konnte er in der ihm fremden Stadt

nicht ausführen, ohne mit den kundigsten Athenern in Verbindung zu treten. Halbwissende Exegeten werden ihn hier auf seinen Wanderungen begleitet haben. Cyriacus, der die Mirabilien Roms, wie die Forschungen des Flavius Blondus kannte, wird sich bei gebildeten Athenern erkundigt haben, ob schriftliche topographische Wegweiser oder Inventarien der Denkmäler Athens vorhanden seien; er wird dann athenische Antiquare zu solchen Arbeiten ermuntert haben. So kann von ihm immerhin ein Anstoß zu einer antiquarischen Thätigkeit in Athen ausgegangen sein, aus welcher dann, nicht lange nach seinem letzten Besuche dort Schriften entstanden sind, wie jene zwei Fragmente.

Beide erscheinen als Bruchstücke eines größeren Ganzen, das erste einer Stadtbeschreibung, das zweite vielleicht einer geographischen Abhandlung, von der sich nur ein Blatt erhalten hat, worauf von Ruinen Athens geredet wird. Ludwig Roß hielt die mehre Blätter starke Schrift des Anonymus von Wien für den ungeschickten Aufsatz eines Schülers, und Laborde hat vermutet, daß ihr Verfasser kein Athener, sondern ein ausländischer Grieche gewesen ist, der für seine Landsleute einen Wegweiser Athens habe verfassen wollen. Aber es ist doch sachgemäßer zu glauben, daß beide Fragmente die Arbeiten unwissender athenischer Antiquare gewesen sind, die etwa das Inventarium der zu ihrer Zeit bestehenden Denkmäler verzeichnen wollten.

Mehre Jahrhunderte trennen also das Bruchstück der athenischen Stadtbeschreibung von den Mirabilien Roms, und doch erscheint jenes im ganzen Stil und Ton



der Darstellung diesen Mirabilien so nahe verwandt, daß man auf den ersten Blick versucht sein könnte, die Entstehung beider Stadtbeschreibungen, der römischen und der athenischen, in eine und dieselbe Epoche legendärer Anschauung des Mittelalters anzusetzen. Es drängt sich sogar die Frage auf, ob etwa, was bei der langen Verbindung Athens mit Rom und Italien während des fränkischen Herzogtums nicht gerade unmöglich war, Copien der römischen Mirabilien in die Hände athenischer Antiquare gekommen sind und auf ihre Anschauungsweise der Ruinenwelt Athens eingewirkt haben. Aber die Aehnlichkeit mit den Mirabilia Romae erklärt sich hinreichend aus der Gleichartigkeit des Gegenstandes selbst und aus der Mitbeteiligung der Tradition hier wie dort. Die Art endlich, in welcher der athenische Perieget seinen Tractat angelegt hat, ist ihm schon von Pausanias vorgezeichnet; denn auch er wanderte in der Stadt umher und notirte das für ihn Wichtige.

Keine Mittelglieder verbinden diese dürftigen Fragmente mit der Periegese des Pausanias. Sie haben auch keine officielle Grundlage, wie sie die römischen Mirabilien in den Regionarien gehabt haben. Sowol dieser Mangel, als die ganz andere topographische Natur Athens verbot es dem barbarischen Nachfolger des Pausanias (ich spreche hauptsächlich von dem größeren Stück des sogenannten Wiener Anonymus) eine Einteilung in Kategorien zu machen, wie sie die Mirabilien Roms haben, wo mit den Mauern und ihrem Umfange begonnen wird, von den Stadttoren, den Ehrenbogen, den Bergen, Thermen, Palästen, Theatern, heiligen Passionsstätten, den

Brücken, den Kirchhöfen, und dann erst von den einzelnen Tempeln, Säulen, christlichen Monumenten u. s. w. gesprochen wird, bis die Aufzählung in eine breite ungeordnete Stadtperiegese übergeht. Erst diese letzte Masse aber bietet die auffallende Uebereinstimmung mit dem größeren athenischen Fragment.

Nach der Ueberschrift desselben „Die Theater und Schule Athens" zu schließen, hat sein Verfasser die Stadt in diesen zwei wesentlichen monumentalen Gruppen begreifen wollen. Er beginnt mit ihnen, doch alsbald verliert er sich in dem Labyrint verworrenster Notizen. Jene Ueberschrift nun ist im Verhältniß zum Ganzen so unpassend, daß sie kaum vom Verfasser selbst gemacht worden sein kann. Sie würde nur dann Sinn haben, wenn ihr die für Athen wichtigste und umfassendste Kategorie der „Tempel" hinzugefügt wäre.

Der Schreiber dieses Fragments war zu unwissend um Vergleiche mit dem Inventarium des Pausanias anzustellen; er forschte nicht mehr nach dem, was untergegangen war, oder vom Schutt bedeckt lag, wie das Dionysostheater, das Asklepieion, das Odeum des Perikles, oder das Metroon, das Prytaneion, die Agora, die Gräberstraßen im Karameikos, die Mauern, Stadttore u. s. w. Er hat meist nur das Sichtbare verzeichnet, und redet ordnungslos von Monumenten in allen Richtungen der Stadt, vom Stadium jenseits des Ilissus, ja vom entfernten Hymettos, und vom Lykabettos bis zu den Grenzen der Akropolis und zum Hügel des Museion hin.

Im Verhältniß zu den Mirabilien Roms ist es auf-

fallend, daß sich der griechische Perieget mit dem christlichen Athen gar nicht beschäftigt hat. Auch die römische Stadtbeschreibung hat mit Vorliebe die Monumente des Heidentums behandelt, aber das Bedürfniß der Pilger forderte zum mindesten die Aufzählung der heiligen Martyrerstätten, wie der Kirchhöfe im Mirabilienbuch, und die Aufnahme berühmter Legenden, welche Heidentum und Christentum in Verbindung setzten. Daher finden sich dort die Legenden von Augustus und der Sibylle, vom Kaiser Julian und der zu ihm redenden Bildsäule, vom Bau des Pantheon, vom Bau der Basilika S. Pietro in Vincoli, vom Vatican und anderes dergleichen. Dinge solcher Natur konnten sich dem Periegeten Athens nicht darbieten, und auch der Legendenstoff hat sich dort nur spärlich ausgebildet.

Der Stadtbeschreiber Athens hat keine byzantinische oder fränkische Kirchen eines Blickes gewürdigt, obwol zu seiner Zeit die Stadt fast ebenso viel Kirchen und Kapellen gezählt hat, wie das gegenwärtige Rom. Wenn nun auch die meisten kleine, unbeträchtliche Bauwerke waren, so gab es doch immer manche unter ihnen, welche als die hervortretenden Denkmäler des christlichen Mittelalters bedeutend waren und noch heute ziehen sie als solche die Aufmerksamkeit des Forschers an. Babin zählte noch im Jahre 1672 innerhalb der Stadt und draußen im Umkreis einer Millie sogar 300 Kirchen; und noch im Jahre 1832 besaß Athen 130 mehr oder minder zerstörte christliche Heiligtümer.[1]

[1] L. Roß, Hellenika I. I, 83.

Der athenische Antiquar war ein strenggläubiger Anhänger des griechischen Glaubens, vielleicht sogar selbst ein Geistlicher. Den Parthenon, das herrlichste Denkmal des Altertums, hat er sogar nur als Kirche der Muttergottes bezeichnet, und diese Metropole war für die christlichen Athener durchaus das, was für die Römer die Basilika des S. Peter gewesen ist. So hoch stand ihr Ansehen, daß der Herzog Nerio I. Acciajuoli in seinem zu Korinth am 17. Sept. 1394 vollzogenen Testament die ganze Stadt Athen mit allem was ihr zugehörte dieser einen Kirche vermachte. Er hat sie dabei nur mit dem Titel der Maria bezeichnet, und weder den antiken Namen des Parthenon noch der Akropolis irgend genannt.[1] So hat auch der athenische Mirabilienschreiber den Namen Parthenon nicht ausgesprochen, wie er auch den der Propyläen und des Erechtheion verschweigt. Da seine Schrift an der Beschreibung der Marmorzelle und des Säulenperistils abbricht, so kann freilich in der Folge der antike Name von ihm noch genannt worden sein. Der Pariser Anonymus hat diesen schon zur Moschee gewordenen Tempel durchaus als den der Pallas Athene bezeichnet.

Eine mittelalterliche Sage fabelte, daß die Parthenonkirche ein Bau des Königs Jason gewesen sei; aber im athenischen Mirabilienfragment wird sie nicht erwähnt. Sie findet sich vereinzelt nur im Liber Guidonis. Statt des mythischen Argonautenheros sind es in der athenischen

---

[1] Buchon, Nouv. Rech. II, 1. Recueil n. XLVIII. Item lassamo all' ecclesia di S. Maria in Athene la città di Athene con tutte sue pertinentie et ragioni. —

Stadtbeschreibung Apollos und Eulogios, die jene Kirche dem Unbekannten Gotte erbaut haben. Laborde hat diese unerklärlichen Namen auf die byzantinischen Baumeister jener Parthenonkirche bezogen, und neuere Forscher haben an den Judenchristen Apollos erinnert, von welchem die Apostelgeschichte (18, 24; 19) redet. Dem athenischen Antiquar hat die Erinnerung an den Altar des Unbekannten Gottes vorgeschwebt. Mit diesem Titel wurde auch der christliche Parthenon noch lange von Abendländern bezeichnet, welche sogar eine solche Inschrift auf dem Frontispiz des Tempels wollten gelesen haben, bis dies Spon als Fabel erwies. Merkwürdiger Weise hat der Stadtbeschreiber bei dieser Gelegenheit des Apostels Paulus gar nicht erwähnt. Dagegen nennt er den Andreas, wo er von der ersten Agora Athens spricht, und deutet hier eine Legende aus der Apostelgeschichte an.[1]

Aus dieser sparsamen Beziehung auf christliche Legenden darf nicht gerade der Schluß gezogen werden, daß nicht mehrere solcher an andere Locale Athens sich geheftet hatten, wol aber, daß ihre Zahl im Ganzen nicht groß gewesen ist. Der Zusammenstoß des Christentums und Heidentums war in Athen, wo der alte Glaube durch die platonische Philosophenschule sich noch bis in das 6. Jahrhundert hinein erhielt, kein so heftiger als in Rom, und die Umwandlung des heidnischen Athen in das christliche

[1] Siehe über die Kirche S. Andreas A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 105, und L. Roß, Archäol. Aufs., I, 251. Laborde I, 27.

vollzog sich verhältnißmäßig kampf- und geräuschlos. Es gibt kein unterirdisches christliches Athen, und die dunkle Geschichte der von Sanct Paul dort gestifteten Kirche hat keine welthistorischen Züge. Ihre einzige legendäre Heroengestalt ist der heilige Dionysos vom Areopag. Noch im 17. Jahrhundert wurde an jenem Felsenhügel das Haus dieses ersten Bischofs Athens gezeigt, und daneben ein Brunnen, worin sich der verfolgte Apostel Paulus 24 Stunden lang sollte verborgen haben. Diese Stätten scheinen überhaupt die berühmtesten der christlichen Legende der Athener gewesen zu sein; Babin hebt nur sie hervor, und dieser Jesuitenpater war zugleich der erste Stadtbeschreiber, der neben den antiken Monumenten auch christliche Kirchen Athens aufgezählt hat.

Mit derselben Sparsamkeit hat der athenische Anonymus auch die Profansagen behandelt, welche etwa an antike Monumente im Lauf der Zeit sich geheftet hatten. So erzählt er von fabelhaften zwölf Königen, welche die Königsburg (das Olympieion) erbaut hatten, ferner vom doppelgestaltigen Kekrops, der die Mauern Athens (auf der Akropolis) erbaut, die Heiligtümer innen und außen vergoldet und das Ganze Athen genannt habe. Auch in den Mirabilien Roms wird von den goldenen Mauern des Capitols gesprochen, und das Prädicat „die goldene" war beiden Städten gemeinsam.

Der Begriff βασιλεύς mit allen seinen auf Ruinen bezogenen Ableitungen gehört der Erinnerung an das Kaisertum der Römer und Byzantiner an, wie auch jener des „Palation" vom Kaiserhofe Roms stammt, und wol erst von den Franken auf die Ruinen Athens übertragen

worden ist. Sagen von Kaisern und ihren fabelhaften Palästen waren im ganzen weiten Römerreiche verbreitet. In Rom selbst hatte Benjamin von Tudela „80 Paläste der 80 Könige, welche alle Kaiser heißen" zu sehen geglaubt und viel Seltsames davon berichtet.

In den Mirabilien Athens wird für große Ruinen im Allgemeinen der nationale Begriff Basilika mit dem fränkischen Palatia abwechselnd gebraucht. So werden die Propyläen Palation megiston genannt, und das entspricht vollkommen dem Palatium majus auf dem mittelalterlichen Palatin. Man bezeichnete die kolossalen Reste des Olympieion als das Palation überhaupt (oder Basileia, Oikos Basileios) d. h. das Kaiserschloß, oder die Domus Hadriani principis, wie schon Cyriacus vermerkt hat. Das Hadrianstor, welches zu dieser Basileia führte, mit den beiden bekannten Inschriften trug den Namen kamara megisti, was dem römischen Ruinenbegriff camere, camerelle entspricht, und dabei sind vom Stadtbeschreiber nur die Namen Hadrian und Theseus erwähnt. Die Pyle der Agora mit damaligen Resten einer Säulenhalle galt als Palatia des Themistokles. Bei Babin ist der Palast das sogenannte Gymnasium des Hadrian, aber er schwankt, ob er nicht dieselbe große Ruine für den hadrianischen Tempel des olympischen Zeus halten solle. Der erste, der dies Olympieion richtig erkannt hatte, ist Transfeldt gewesen.

Es werden sonst andere Häuser großer Athener des Altertums bemerkt. Sie bilden einen Bestandteil der athenischen Mirabilien, ähnlich wie die Paläste großer Römer in denen Roms. Hier in Rom kannte man auf dem

Palatin nur noch das Palatium majus in Pallanteo monte, und man unterschied nicht mehr die Häuser des Augustus, Tiberius und anderer Kaiser. Man zeigte nicht mehr die Wohnung der Scipionen, des Virgil, des Horaz oder Cato; man bemerkte aber doch Paläste und Gärten wie des Mäcenas, des Sallust, der Pincier, des Octavian, der Domitier, der Laterani, des Präfecten Chromatius und des Euphemianus, und man übertrug den Begriff des Palasts mit pomphaften Kaisernamen auf große Ruinen der verschiedenartigsten ursprünglichen Bestimmung.

In Athen hatte man noch dem Pausanias die Wohnungen berühmter Männer gezeigt, und lange Zeit muß sich die Tradition davon erhalten haben. Wir haben bemerkt, daß man große Ruinen als Paläste auch solcher Athener bezeichnete, die wie Themistokles und Miltiades niemals so prächtige Wohnungen besessen hatten. In unserer Schrift werden als Wohnungen (οἴκημα, οἶκος) die des Thukydides, Solon, Alkmäon genannt, und zwar in der Nähe des Lysikratesdenkmals, der Laterne oder Wohnung des Demosthenes; es sind darunter ohne Zweifel andere choragische Monumente in der Dreifußstraße zu verstehen. Das wirkliche Haus des Themistokles stand im Viertel Melite auf dem Nymphenhügel, und das war dem Bewußtsein der Athener entschwunden, wie die Lage der Wohnungen anderer berühmter Männer in jenem Bezirk und in der Agora.

Es ist auffallend, daß der Anonymus nirgend des Perikles gedacht hat, und doch wurden dem Marquis Nointel antike Reste mit dem Namen „Palast des Perikles"

bezeichnet, als dieser Botschafter Frankreichs im Jahre 1674 Athen besuchte.[1]

Von den unzählbaren Statuen und Kunstschätzen des Altertums war kaum eine Spur mehr in der Erinnerung des Volks übrig geblieben. Einmal nennt der Stadtbeschreiber, nicht weit von den Palästen des Themistokles und in der Nähe der „glänzenden Häuser des Polemarchen", Bildsäulen des Zeus (ἀγάλματα τοῦ Διός). Unter der Wohnung des Polemarchen hat Ludwig Roß und mit ihm Wachsmuth das sogenannte Gymnasion des Hadrian verstanden, wo zur Zeit der fränkischen Herzoge und auch der Türken die Residenz des Stadtgouverneurs gewesen sein soll.[2] Unter den Statuen des Zeus aber wollen dieselben Gelehrten die beiden Telamonen oder Atlanten verstehen, die noch heute auf jenem Local gesehen und auch als Eponymen bezeichnet werden. Keine andere Bildsäule hat der Anonymus bemerkt, nur daß er in dunkler Weise gewisse Sculpturen in Relief andeutet.

Zu seiner Zeit war demnach von dem öffentlichen Bildsäulenschmuck der Stadt Athen nichts mehr erhalten, und auch die Grabdenkmäler am Dipylon im äußeren Kerameikos bedeckte längst der Schutt. Die Erinnerung an die Athena Promachos und Parthenos, an den Zeuscoloß im Olympieion, an die Tausende von Statuen und Weihgeschenken auf der Akropolis wie in der Stadt war

[1] Depesche Nointels Athen 17. Dec. 1674, bei Laborde I, 122: ayant passé sous les beaux restes du palais de Periclès et auprès de la chapelle du tombeau de Socrate.

[2] Siehe auch A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 114.



völlig erloschen. Nur einmal fabelt der Stadtbeschreiber von einem Agalma der Athene und einem andern des Poseidon, die er auf die zwei choragischen Säulen über dem Dionysostheater versetzt statt der Dreifüße, welche sie ursprünglich getragen haben; und auch von dem Gorgoneion an der Burgmauer weiß er noch etwas aus dem Pausanias.

Dieselbe Vergessenheit bedeckt die Gemälde Athens; selbst in jener Stelle, wo der Anonymus in oder bei den Propyläen von einer Stoa ἐν ποικίλῃ ὡραιότητι περικχρυσωμένῃ redet, darf man schwerlich glauben, daß ihm eine dunkle Erinnerung an die Stoa Poikile vorgeschwebt hat. Er nennt nirgends einen Künstlernamen. Phidias und Praxiteles waren in Athen verschollen, während man ihre Namen zu Rom an die colossalen Rossebändiger in den Thermen des Konstantin geheftet hatte, von denen das römische Mirabilienbuch als von großen die Zukunft weissagenden Philosophen eine bekannte Legende zu erzählen wußte. Rom war überhaupt darin glücklicher als Athen, daß es einige berühmte Statuen des Altertums bewahrte, wie die bronzene Wölfin und die Reiterfigur des Marc Aurel; und nur wenige Decennien nach der Abfassung jener athenischen Fragmente begann man im römischen Capitol das erste Museum anzulegen.

Auch die Erinnerung an die musischen und dramatischen Künste scheint in Athen nur noch schwach fortgelebt zu haben. In den Mirabilien Roms nimmt die Gruppe der Theater einen eigenen Paragraphen ein; es werden darin die alten Theater und Circus in nicht zu barbarischer Verwirrung zusammengestellt. In Athen gab es

an Gebäuden dieser Gattung: das berühmte Dionysostheater, das Odeum des Perikles, das des Herodes Atticus, das Stadium des Lykurg über der Ilissosbrücke, welches jener große Wolthäter Athens mit marmornen Sitzen ausgestattet hatte, und das von Agrippa im Kerameikos erbaute Agrippeion. Das Stadium allein hatte sich im 15. Jahrhundert so weit erhalten, daß es der Anonymus verzeichnen konnte. Er hat ihm den Namen des Theaters gegeben (τὸ τῶν Ἀθηνῶν θέατρον κύκλῳ περιεχόμενον); es galt ihm schlechtweg als das Theater Athens, wie in Rom schon vor Cassiodor das Theater des Pompejus wesentlich Theatrum Romanum genannt worden ist. Aber das Bewußtsein von der wahren Schaubühne Athens war dem Antiquar entschwunden; das Dionysostheater lag im Schutt; doch einige noch hervortretende Reste desselben nannte er die Schule (διδασκαλεῖον) des Aristophanes. Da vom Odeum des Herodes Atticus noch große Trümmer am Südwesthange der Akropolis aufrecht standen, so konnten sie nicht unbemerkt und unbenannt bleiben; wie es scheint hat der Stadtbeschreiber darin die Paläste des Miltiades und eines Kleonides verlegt.[1]

Von dem höchsten Wert für jeden Athener mußte die Erinnerung an die großen Weisen der Vorzeit sein. Es entstand deshalb die antiquarische Kategorie der Schulen (Didaskaleia); sie ist nur den Mirabilien Athens eigen, die römischen haben sie begreiflicher Weise nicht, sondern nur die Erinnerung an die alten Bibliotheken, deren Zäh-

[1] C. Wachsmuth S. 733. Bursian in der Archäolog. Zeitung 1863, S. 53. L. Roß, l. c., S. 263.

lung aus der Notitia entliehen ist. Der athenische Anonymus beginnt sogar seine Schrift mit der Akademie, die er in einen Bezirk der Basiliken oder großen Ruinen verlegt; die zweite Schule ist für ihn sonderbarer Weise die Eleatische in Ampelokipi; es folgt drittens noch das Didaskaleion Platons im Garten; viertens das des Polyzelos auf dem Berge Hymettos; endlich das des Dioboros in dessen Nähe. Schon aus diesen beiden unbestimmbaren Namen geht hervor, bis zu welchem Grade barbarisch die Unwissenheit der Athener geworden war. Selbst die Bestimmung der berühmten Akademie ist so verworren, daß sie erst als solche überhaupt in einem ungewissen Bezirk der Basiliken, dann als Didaskaleion Platons in dem Paradeisos oder Garten auftreten muß. Der Pariser Anonymus verlegt die Schule (σχολεῖον) des Platon in die Akademie, welche er nicht localisirt. Einer Vulgärtradition gemäß versetzte sie Babin in einen Turm, eine halbe Meile von der Stadt, eine Viertelmeile vom Hymettos entfernt, also in den Gärten von Ampelokipi, dem alten Alopeke.

Ebenso unbestimmbar war das Lykeion des Aristoteles geworden; mit diesem Namen hat es der Pariser Anonymus verzeichnet als gelegen ein wenig unterhalb der marmornen Sonnenuhr an der behauenen Felswand über dem Theater. Er hat das Local bestimmt durch die beiden choragischen Säulen über der Grotte (Panagia Chrysospeliotissa), und da auch der Wiener Anonymus das Didaskaleion des Aristoteles, wie er das Lykeion nennt, unter jenen Säulen ansetzt, so hat man im 15. Jahrhundert dasselbe in einer Ruine am Dionysostheater zu

sehen geglaubt. Im Widerspruch dazu steht freilich das „Studium des Aristoteles", welches dem Cyriacus in den Resten der hadrianischen Wasserleitung gezeigt wurde.

Die Halle der Stoiker und die Schule der Epikureer werden in großen prächtigen Bauwerken der Akropolis angegeben, von denen es ungewiß ist, welche Teile der Propyläen damit bezeichnet sind, oder ob dabei an das Erechtheion zu denken ist.[1] Denn diese beiden Namen werden ebensowenig mehr genannt, als der Parthenon. Auf derselben Akropolis wird ein kleines Didaskaleion als die von Pythagoras gegründete Musikschule bezeichnet, und da sie als am Eingange gelegen geschildert wird, so ist sie vielleicht der Niketempel.

Es werden sodann die Schulen der Kyniker und Tragiker beieinander genannt, auf unbestimmbaren Localen in dem westlich von der Akropolis gelegenen Bezirk; ferner das Didaskaleion des Sokrates, wofür der Turm der Winde galt, welcher außerdem auch als Tempel und Grab desselben Philosophen ausgegeben wurde, und auch Sophokles wird mit einer Schule beehrt. Euripides ist leer ausgegangen; Demosthenes lebt im Denkmal des Lysikrates fort, und die Rhetoren im Allgemeinen werden nach einem Tempel (βωμός) verwiesen, nach welchem sie kamen um den Pankratiasten und olympischen Siegern die Leichenrede zu halten. In diesem Bomos hat, gemäß der ihm vom Anonymus gegebenen Lage, Ludwig Roß den Tempel des Ares oder sogenannten Theseustempel erkannt. Die Stelle

[1] Der Anon. von Paris versetzt das Scholeion der Stoiker in die Basilika.

des griechischen Stadtbeschreibers erinnert mich an die Phrase der römischen Mirabilien vom Templum Martis, ubi elegebantur Consules in kalendas Julias, et morabantur usque in kalendas Januarias, und dort sollten dann die römischen Sieger die Schiffschnäbel aufgestellt haben.

Viele andre große Namen Athens fehlen; keine Spur ist geblieben von den letzten Sophisten und neuplatonischen Philosophen und ihren Hörsälen, von Herodes Atticus, Proäresios, Himerios, von Priscus, Proklos und andern, welche der hingeschwundenen Stadt Solons noch bis zum Ende des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine wissenschaftliche Bedeutung als Universität gesichert hatten. Keine Erinnerung lebt mehr an die Panathenäen, die Eleusinien, und den alten Götterpomp Athens, keine mehr an die musischen Wettkämpfe, an die Pnyx und die Volksversammlungen oder an die Richtertribunale. Nur der Areopag wird noch in Verbindung mit dem heiligen Dionysos genannt. Freilich haben wir immer nur ein Fragment vor uns, und können deshalb nicht das ganze Gebiet localer Erinnerungen des Schreibers übersehen. Es geht aber doch wol aus dem Vorhandenen hervor, daß der Verfasser von der Ruinenwelt Athens nicht mehr viel zu sagen wird übrig gehabt haben.

Es reizte mich, die topographischen Fragmente Athens mit den Mirabilien Roms zu vergleichen; und nichts mehr als dies zu thun, war meine Aufgabe. Was alle, welche sich mit den letzteren beschäftigt haben, wissen, nämlich daß aus ihnen sehr wenig für die topographische Wissenschaft Roms zu gewinnen ist, dasselbe erklären auch die

Forscher in der Topographie Athens von dem Werte der athenischen Fragmente in Bezug auf diese Stadt. Wichtig wäre aber, festzustellen, ob es irgend Mittelglieder zwischen Pausanias und jenen Fragmenten gegeben hat. Bis heute ist nichts davon entdeckt worden.

Aus der Landschaft Athens.

1880.



Am Morgen des 23. April wollten wir, in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute, von Athen nach Chasiá fahren, die Burg Phyle zu sehen und den Parnés kennen zu lernen. Wir genossen erst das entzückende Schauspiel, welches die Akropolis darbietet, wenn die Horen des jungen Tages ihre steilen Felsenwände und die Marmortempel droben mit dem Frühlicht verklären. Die Morgenröte ist hier wirklich die rosenfingerige Eos des Homer. Sie erhebt am Horizont einen crocusfarbenen Schein, aus welchem Purpurstralen fächerartig emporschießen. Wenn Guido Reni dies attische Phänomen gesehen hätte, so würde er seiner Aurora und den andern Lichtgöttern eine minder derbe Gestalt gegeben haben.

Ich war verwundert, vor der Thüre des Hotels drei Gensdarmen neben ihren Pferden halten zu sehen. Sie standen da wie Statuen, stumm und regungslos, und keineswegs so ideal wie Reiterfiguren vom Fries des Parthenon. Man sagte uns, daß sie von der Stadtpolizei zu unserer Begleitung beordert seien; denn jede Ausfahrt Reisender überwache dieselbe seit jenem Mordanfall auf die unglücklichen Engländer bei Marathon, welcher die öffentliche Sicherheit des Landgebietes Athens



in der ganzen Welt verrufen habe. Die Absicht war lobenswert, aber die Vorstellung, uns auf den geweihten Fluren Attikas von Gensdarmen begleiten zu lassen, erschien uns so ungeheuerlich profan, daß wir die Reiter dankend entließen. Dies konnten wir um so mehr, als kein Raubanfall seit einigen Jahren hier irgend hörbar geworden war, und zur Ehre des Landes will ich bestätigen, daß man heute in ihm überall „mit dem Golde auf der Hand“ sicher sich bewegen kann.

Der säumende Wagen ließ uns Zeit, das Erwachen Athens zu beobachten. Es bietet freilich weniger Stoff zur Betrachtung dar, als das erwachende Rom, Neapel, London und Paris; denn kein berühmter Ort in der Welt ist noch so erst werdend wie Athen. Niemals wurde ich mir dessen mehr bewußt als in der Morgenfrühe, wenn die ärmlichen Läden in der Hermesstraße sich aufthun, wenn die wenigen Kaffeetrinker sich vor die Gasthäuser hinsetzen, die Zeitungsläufer die Tagesblätter ausrufen, und die zehn oder zwölf Fiaker auf den Schloßplatz gefahren kommen. Der von uns bedungene Wagen erschien nicht — endlich rollte er von der Stadionstraße her über den Platz; aber in ihm saß behaglich ein Usurpator unserer Rechte, und mit bronzener Stirn trabte der Fuhrmann an uns vorüber, ohne nur auf unsere Winke und Anrufe zu achten. Wir selbst verschuldeten diese graeca fides, weil wir versäumt hatten, den Mann durch eine Caparra zu verpflichten, welche auch in Athen üblich ist, wie an solchen Orten Italiens, wo sich noch das alte Institut der Vetturini erhalten hat. So kamen wir um eine Stunde der kostbaren Zeit, und erst um 7 Uhr

konnten wir auf einem andern Wagen unsere Fahrt antreten.

Wir nahmen unsern Weg durch die neuesten Stadtviertel Athens, die sich vom königlichen Schlosse her nach dem Lykabettos hinaufziehen, wo die Luft frisch und bewegt ist, während das unpraktisch angelegte Ottonische Athen die Niederung auf der Nordseite der Akropolis einnimmt und hier leider große Teile der antiken Stadt für immer überdeckt. Es wäre besser gewesen, hätte man das neue Athen von vornherein am Lykabettos angelegt, oder, wenn es einmal tiefer stehen sollte, die vom Seewind bestrichene Südseite unter der Akropolis gewählt, wo einst die Altstadt (ἄστυ) der Athener gelegen war. Aus der schönen Stadionstraße gelangten wir auf den Platz der Eintracht. Hier etwa endet das städtisch civilisirte Athen und beginnen geringere vorstadtartige Gebiete, aus denen man in die offene Landschaft gelangt. Wege führen auf dieser Seite nach Patisiá, nach Menidi, nach Chasiá und weiter links nach Eleusis und zum Piräus. Wir nahmen die Fahrstraße nach Chasiá, einen wenig belebten Landweg, der direct nach Phyle führt.

Nahe zur Linken liegt der Kolonos; so heißen jetzt zwei kleine Felsenhügel, welche die Lage des alten Demos dieses Namens bezeichnen, wo einst die Heiligtümer des Poseidon Hippios, des Prometheus, des Theseus, des Oedipus und der Eumeniden sich befunden haben. Sophokles war in diesem Gau geboren. Mit Reben, mit Lorbern und Oliven bedeckt, vom Lied zahlloser Nachtigallen durchtönt, nennt die Antigone des Trauerspiels den Kolonos. Dies paßt heute wol noch auf die Gärten



und den Oelwald in der Nähe, nicht auf die nackten Felshügel selbst.

Zwei Grabstelen von Marmor stehen auf dem kleinern, und nahe ragt eine einsame Cypresse. Welche classische Grabstätte, um wie viel weihevoller als selbst der schönste Ort auf dem berühmtesten Friedhof im Abendlande, jenem an der Pyramide des Cajus Cestius in Rom! In Sophokleischer Erde, auf der tragischen Scene, wo Oedipus am Hain der Eumeniden in den Hades versunken ist, ruhen im Angesicht Athens zwei berühmte Gelehrte, Repräsentanten der einzigen namhaften Wissenschaft, die noch auf den Trümmern Athens ein einheimisches Leben hat. Diese Glücklichen sind ein Deutscher und ein Franzose, Otfried Müller und Charles Lenormant. Beide sind in Athen gestorben, der eine im Jahre 1840, der andere 1859. Auf der Grabstele Lenormants steht in griechischen Versen geschrieben, daß der Demos Athens sein Herz hier auf dem Kolonos bestattet habe. Das Herz Otfried Müllers hat der Erde Athens wol inniger und eigener zugehört, als das des Freundes Champollions. Welcher Deutsche steht hier, ohne an das grausame Schicksal zu denken, das unserm Winckelmann den blutigen Tod und das unclassische Grab in Triest statt im Pantheon Roms gegeben hat!

Platon gesellt sich hier zu Sophokles, denn nahe am Kolonos lag die Akademie. Elektrisch berührt das Gemüt des Wanderers die Atmosphäre, in welcher ihm die Gestalten der idealsten Geister Griechenlands heimisch und gleichsam persönlich entgegentreten. Und so ist es ja überall auf dem Boden Athens. Auf dem Boden des

großen Rom verzehrt die kosmopolitische Luft das Persönliche; das Ereigniß und sein Weltbezug ist dort gewaltiger als die geschichtliche Individualität. Aber in der räumlich beschränkten Geisteswelt Athens ist das Ereigniß das Geringere, das Höchste der Mensch selbst in seinem eigensten idealen Selbst. Man geht hier umher wie in einer Götterversammlung. Was ich sagen wollte, liegt ausgedrückt in der „Schule von Athen", die Rafael im Vatican gemalt hat. Ich fragte mich oft, welche Empfindung in den heutigen Athenern mächtiger sein müsse, die Wonne oder die Pein, auf den Trümmern der Vorwelt fortzudauern, von deren großen Menschen sie eine Kluft trennt, die durch keine andere dem Altertum nachgefolgte Civilisation ausgefüllt worden ist. Dies freilich war nicht ihre Schuld.

Um das alte Athen legte sich geschichtslose Wüste, während über den Ruinen Roms eine zweite Weltcultur sich entfaltet hat. Ja die armen Athener, welche gegen so viele Hindernisse ihrer Entwickelung zu neuem Leben mutig ankämpfen, haben es bitter schwer, hier nicht zu verzagen. Sie sind noch obenein so naiv gewesen, die Straßen Neuathens, die nichts erlebt haben, ja selbst die armseligsten mit den erhabensten Namen des Altertums zu bezeichnen. In dem Enthusiasmus ihres wiedererworbenen Rechts, Hellenen zu sein, haben sie wie Geisterbeschwörer ihre leeren Gassen mit den großen Todten bevölkert, und von den Göttern des Olymp und den Heroen der Mythe abwärts durch die ganze antike Geschichte der Stadt des Kekrops gibt es kaum einen glänzenden Namen, mit dem nicht eine Straße benannt ist: Athene,



Theseus, Kodros, Solon und Perikles, Themistokles, Sophokles und Phidias, Euripides, Platon, Aeschylos, Demosthenes und hundert andere mehr. Das Volk in Athen ist aber doch geistreicher als sein Gemeinderat; denn es nimmt von diesem Namenprunk, von Straßennamen überhaupt niemals Notiz.

Es ist gut, daß der Kolonos und seine Umgebung noch durch keine Neubauten entweiht sind und noch nicht moderne Gassen enthalten, mit Namen auf ihren Ecken, etwa wie Schwelle des Hades, Oedipus, Antigone, Ismene, Theseus, Kreon und Polyneikes, sondern daß sie der Verwilderung der Natur überlassen sind. Man denke sich hier Dampfschornsteine rauchen, Maschinenräder rasseln, oder Krapp- und Tabackspflanzen angebaut. Das wäre noch unerträglicher als die Vorstellung des möglichen Kartoffelbaues auf der Campagna Roms, welche einst Wilhelm von Humboldt so sehr erschreckt hatte. Aber Geduld, es kommt auch für Athen eine Zeit, wo das nichts verschonende Leben die geweihten Stätten des Altertums nutzbar machen wird. Was uns noch heilig gilt, wird das auch später noch heilig sein? Wir heute Empfindenden sind noch die Kinder der Renaissance. Erst gestern lebten Winckelmann, Heyne und Wolf, Lessing und Goethe. Unsere idealistische „Griechheit" wird ein späteres Geschlecht von Utilitariern kaum noch verstehen, oder etwa nur so weit, wie wir heute die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen. Die Reliquien der Atriden werden diesem Geschlecht keine größere Gemütsbewegung zuziehen, als uns heute das Skelet eines Megatherions der Urwelt. Wir aber weinen noch um Hekuba. Die Entdeckungen in Ilium

und Mykenä und in Olympia haben uns so tief aufgeregt, wie die Zeitgenossen der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert die Auffindung des Laokoon oder der antiken Mädchenleiche auf der Via Appia in Rom. Ein Beweis, daß wir Heutigen trotz Dampf und Maschine noch in der Strömung des Humanismus stehen, welche erst aufhören wird, wenn nichts Wichtiges vom Altertum mehr auszugraben und nichts besonders Neues mehr von ihm zu sagen übrig bleibt. Wir haben noch etwas Zeit damit; doch ist dies schon wahrzunehmen, daß die humanistischen Studien mit jedem Tage mehr von den realistischen Bedürfnissen verdrängt werden.

Von der Terrasse des Niketempels an den Propyläen sah ich öfters, in Betrachtung der Landschaft Athens versunken, die neue Zeit auch hier heranziehen: in Gestalt nämlich des ersten und einzigen Eisenbahnzuges, der sich überhaupt durch das Land der Griechen bewegt. Nichts Seltsameres, als diese ersten schüchternen Schritte zu sehen, welche der alte Prometheus hier in der neuen Cultur versucht. Ein Zug von vier oder fünf provisorisch aussehenden Waggons, von der Locomotive Apollon geführt, fährt vom Piräus an den Resten der langen Mauern hin und erreicht sein Ziel in 13 Minuten am primitiven Bahnhof. Dieser ist im Kerameikos nahe beim Dipylon aufgestellt, nahe den Gräbern alter Athener, den Stelen und Marmorsarkophagen, den wundervollen Grabreliefs des Dexileos und der Hegeso, die dort an der Hagia Triada aus der Erde auferstanden sind. Als ich den Zug erblickte, erinnerte ich mich, daß ich vor Jahren Zeuge auch des ersten Eisenbahnzuges gewesen bin, der die Cam-

pagna Roms durchfahren hat, längs den Resten der antiken Aquäducte Claudia und Marcia. Ich erinnerte mich zugleich, daß vor nun zwei Jahren die ehrwürdigen Mauern des Servius Tullius auf dem Esquilin nur mit Mühe und Not, und wol nur auf Zeitfrist, vor der Zerstörungswut der römischen Eisenbahnverwaltung gerettet werden konnten, welche sie durchaus mit gutem Grunde, als den Bahnhof hindernd, beseitigen wollte. Jene römische Locomotive hat seither den Vatican erstürmt und das Mittelalter Roms zersprengt.

Leake zählt in seiner Topographie Athens die Akademie des Platon zu den Orten, für deren sichere Bestimmung Geschichte und Augenschein zusammentreffen; das aber ist doch nur allgemein richtig. Der neueste Topograph der Stadt Athen, Curt Wachsmuth, erklärt, daß die Akademie Platons nur ungefähr localisirt sei. Keine Spur haben wir mehr weder von den Heiligtümern, die noch Pausanias auf dem Wege dorthin gesehen hat, noch von dem Garten des göttlichen Philosophen selbst, dessen Stelle man in der Nähe des Kolonos sucht, noch von seinem Museion, oder seinem Grabe. Gerade in diesem Gebiete, wo jene großen Genien lebten und lehrten, welche den Menschengeist in die höchsten Sphären des Ideals erhoben haben, hat der menschenverachtende Pessimist Timon seine Behausung gehabt. Den Turm (Πύργος) des Timon, jenes Mannes, „welcher allein gewußt hat, daß es keine Weise glücklich zu sein gibt, als diese, die andern Menschen zu fliehen", hat noch Pausanias in der Nähe des Kolonos gesehen. In Wahrheit, geistreicher konnte der Zufall nicht die Contraste verbinden, in welche die philosophische Ansicht vom

Werte des Menschendaseins auseinandergeht. Wenn es wirklich Contraste sind! Denn hier auf dem Kolonos überkam ja auch den hohen Geist des Sophokles die Stimmung des timonischen Pessimismus, sodaß er den Chor die berühmte Strophe singen ließ:

Nie geboren zu sein, ist der
Wünsche größter; und, wenn du lebst,
Ist der andere, schnell wieder
Dahin zu gehen, woher du gekommen.

Timon von Athen ruft aus dem fernsten Britannien, von dessen Dasein kein Grieche irgend Kunde gehabt, die Gestalt Shakspeare's herbei, und als ebenbürtig gesellt sie sich zu dem Schatten des großen Sophokles. Auch durch den „Sommernachtstraum" ist der Name Shakspeare's mit Athen, ich möchte sagen geradezu mit diesen Olivenhainen am Kolonos verbunden. Denn wollte man für die phantastischen „Waldscenen bei Athen" in jener wunderbaren Dichtung nach einem wirklichen Local suchen, so würde sich nur dieses hier nahe bei der Stadt denken lassen, in der Niederung des Kephissos, der fruchtbarsten und für Olivenwaldung am meisten geeigneten.

Die Vorstellung, welche in seiner Zeit Shakspeare vom wirklichen Athen haben konnte, mußte mehr als dunkel, ja völlig mythisch gewesen sein. So war sie noch nicht weder bei Chaucer, noch bei Dante und Boccaccio. Alle diese Dichter haben den alten Theseus „Herzog von Athen" genannt, und zur Zeit eines jeden von ihnen bestand geschichtlich ein Herzogtum Athen, und gab es wirkliche Großherren und Herzoge dieser Stadt. Boccaccio

zumal war mit deren Zuständen bekannt als Freund der Acciajuoli. In einer seiner Novellen („Giornata“, II, VII) hat er auch das wirkliche herzogliche Athen zur Scene der Handlung gemacht. Theseus, der „Herzog von Athen“ im „Sommernachtstraum“, ist wol eher ein Reflex aus den genannten Dichtern, als noch eine undeutliche Erinnerung an jenes fränkische Herzogtum, welches nach seinem Untergange durch die Türken im Jahre 1458 im Abendlande vergessen war. Erst 14 Jahre nach dem Tode Shakspeare's wachte die Kunde von dem verschollenen Athen (onde ogni scienza disfavilla) in Europa langsam wieder auf, nachdem der französische Gesandte Des Hayes die Stadt des Theseus besucht und von seiner Reise einen flüchtigen Bericht gegeben hatte.

Der berühmte Olivenwald zieht sich noch als ein grüner, doch nicht dichter Gürtel von den phalerischen Ufern herauf. Ich nehme an, daß diese Pflanzung alt ist und sich immer wieder erneuert hat. In dem herrlichen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos“, wo der Dichter den Hain und die Blumenpracht seines „glänzenden“ Geburtsortes preist, rühmt er auch vom „schlummerlosen“ Kephissos, daß er die breiten Fluren des Landes befruchte, und er gesellt zu diesem Preise sofort das Lob des bläulich schimmernden Oelbaums, der ohne Pflege kraftvoll in dieser Landschaft gedeihe.

Sulla hat zuerst die mörderische Axt an die ehrwürdigen Haine der Akademie gelegt, und mehrmals haben sie im Laufe der Zeit Verwüstungen erlitten; Antigonos hat den Tempel des Poseidon und den heiligen Hain verbrannt. Die Chronik der Anargyri berichtet, daß die

catalanische Bande, welche im Jahre 1311 Athen einnahm und plünderte, auch die Olivenhaine am Kolonos zerstört habe. Diese Chronik ist ein gefälschtes Machwerk; aber trotzdem darf man solchen Frevel Eroberern zutrauen, welche viele Jahre lang ihr abenteuerliches Heldenleben durch Raub und Plünderung griechischer Provinzen gefristet und diese bis vor die Tore Konstantinopels wüste gelegt hatten. Indeß, die heiligen Haine hier überlebten selbst die Rachewut der letzten türkischen Gebieter, und sie sind noch immerhin als Nachschößlinge antiker Oelwälder zu betrachten. Ihre stete Forterzeugung in allen trostlosen Jahrhunderten der Versunkenheit Athens hat etwas Ergreifendes; denn sie dauern hier als eine gesetzmäßige Erscheinung der Natur, so unaustilgbar, wie die Formen des attischen Felsenbodens, und ich will trotz Fallmerayer sagen, auch der hellenischen Race. So ist das Wort des göttlichen Dichters doch wahr geworden, der in jenem Preisgesange des Chors gesagt hat, daß niemals ein feindlicher weder alter noch junger Heerfürst den Oelbaum dieser Landschaft tilgend verheeren solle, weil mit ewig wachem Blick schirmend auf ihn niederschauen Zeus Morios und Athena.

Auch der Kephissos, welcher den Olivenwald in seiner ganzen Länge durchfließt, hat wol niemals seine gewundene schmale Felsenrinne verändert, wenn er auch im Altertum, ehe die Entwaldung der Berge Attikas Fortschritte machte, reichlicher geflossen ist. Er allein hat rinnendes Wasser, wenn die schwachen Adern im steinigen Bette des kleineren Ilissos sammt der spärlich tropfenden Quelle Kallirrhoe versiegt sind. Er hat dessen genug, um die Kanäle zu füllen,

welche in die Gärten der Vorstädte geleitet sind, wo jetzt der Pfirsichbaum in üppiger Blüte steht. Der Kephissos schmückt, gleich seinem Zwillingsbruder Ilissos, seine schwärzlichen Uferränder mit einem entzückenden Flor von Anemonen, die vom tiefsten Purpurrot glühen. Von solcher Farbe sah ich keine in Italien, auch nicht in der Villa Doria Pamfili bei Rom, die durch ihre Anemonen weltberühmt ist. Die Lorbeerrosen am Flusse sind jetzt noch blütenlos, aber überall wuchert die zarte Viole. Sie wächst so massenhaft in der attischen Landschaft, zumal an den Meergestaden, daß ich erst hier verstehe, warum die alten Dichter vom „veilchenbekränzten" Athen reden.

Wir überschritten den Kephissos auf einer Brücke nahe bei den Orten Levi und Sepolia, und hatten nun den freien Anblick des Pedion, der Ebene Athens. Sie wird von herrlichen Gebirgsreihen umschlossen. Westwärts steht der dunkle Aegaleos, der sich zur Bucht von Salamis absenkt und die Ebene Athens von der eleusinischen trennt. Der weiße Fahrweg, den wir dort sehen, ist die heilige Straße, die durch den Paß Daphni im Korydallos nach Eleusis führt. An den Aegaleos grenzt nordwärts der Parnés, das höchste Gebirge Attikas, dessen kahle Gipfel noch Schnee bedeckt. Dorthin, wo sich beide berühren, geht unsere Straße nach Phyle. Ein hohes mächtiges Felsenhaupt wird sichtbar: es ist das Harma, welches von seiner wagenstulartigen Form den Namen hat. Die andere Fahrstraße, die östlich zum Parnés hinzieht, ist die von Dekeleia, dem zweiten Paß, der neben jenem Phyles nach Böotien an die Ufer des Asopos führt. Südöstlich steht der marmorreiche Brilettos oder Pentelikon, das

schönste Gebirge Attikas. Er ist in dieser Landschaft, was das Sabinergebirge mit dem Monte-Gennaro in der Campagna Roms, ihr classisch geformter Abschluß. Gleich einem hochgeschwungenen Tempelgiebel ragt seine Marmorpyramide in der ätherklaren Luft glanzvoll über den Gefilden Athens. Wie die Sabinergebirge durch ein tiefes Tal, die uralte Völkerstraße nach Campanien, von den Albanerbergen getrennt sind, so scheidet hier eine geringere Einsenkung die Ausläufer des Parnés von dem Pentelikon; es ist der Paß nach Marathon, Trikorythos und Rhamnus. Zu den südöstlichen Meeresküsten senkt sich der ganz kahle Hymettos hin, einst, als er noch blühende Wälder trug, berühmt durch seine Bienenschwärme. Auf seiner Sunion und dem Meer zugekehrten Seite hat er prächtig gegliederte Formen; doch Athen gegenüber lagert er sich als eine einförmige, die Landschaft bedrückende Wand, ähnlich dem Gargánus bei Manfredonia. Nur wenn der Abend seine starren Felsenmassen in Purpur taucht, macht den Hymettos das Licht, nicht seine Form schön.

Dies ist die Umrahmung des Pedion Athens. Sie läßt südwärts den Blick auf die Küsten und das Meer mit seinen Inseln frei. Aber in dieser großen Ebene erheben sich noch nahe bei Athen Reihen mittlerer Felsenhügel. Die nackten Turkovuni (vielleicht der Anchesmos im Altertum) und ihr charaktervoll aufragendes Vorgebirge, der steile braune Obelisk des Lykabettos, bilden mit den Felsenmassen der Akropolis, des Areopags, des Philopappos, der Pnyx, des Nymphenhügels, welche alle sich zueinander senken und zusammenhängen, einen Ring von ganz kraterförmigem Ansehen. Dieser Ring ist mehr-

mals durchbrochen; wo er nordwestlich auseinandergeht, wird die attische Ebene frei, welche sich längs dem Parnés und dem Aegaleos zum Meere senkt; wo er sich zwischen Lykabettos und der Akropolis auflöst, dehnt sich eine Hochfläche aus, und diese setzt sich über dem Ilissos fort, um dann zu den Ufern des alten und neuen Phaleron abzusteigen.

Keine mehr plastischen Formen sind irgend denkbar als diese der Umgebung Athens. Die Natur hat hier Land und Meergestade in der reichsten Fülle der Gestalten wie mit dem Meißel ausgearbeitet, und diese Landschaft zur Wohnstätte der bildenden Kunst gemacht. Wie Naturproducte entsproßten diesem durchgeformten Felsenboden die Kunstwerke Athens.

Ich bin beglückt, daß ich dies athenische Land vor mir sehe und mir seine Naturscene neben jene der Campagna Roms stellen kann, die ich in so langen Jahren durchwandert habe. Man soll zwar nicht ein Großes mit dem anderen vergleichen, denn jedes besteht für sich; aber das hier zu thun, liegt doch mir besonders nahe, und Rom und Athen verbinden sich von selbst miteinander, als die Seiten einer und derselben Medaille, welche das Gepräge der classischen Welt auf sich trägt. Strenge, stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemein, nur herrscht in der römischen die Majestät vor, in der athenischen die Grazie, aber auch dieser ist, wie in den maßvollen Werken des griechischen Geistes, der hohe Ernst beigesellt. Als perspectivisches Gemälde ist die von Gebirgen prachtvoll umfaßte weite Ebene Roms das großartigste der Welt; die athenische ist beschränkter,

aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, eben diese im Genuß der Lichteffecte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden inselreichen Meeres und seiner duftigen Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt. Das Meer fehlt der schwermutsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie der immer volle triumphirende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Aether, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmutsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen

umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Oede gemildert: denn dieselbe schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus, wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafheerden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier gleich Oasen über die Landschaft zerstreut.

Ich war aber doch überrascht, die Ebene Athens bevölkerter zu finden als die römische Campagna; denn sie enthält manche Dörfer, besonders gegen den Parnés und den Pentelikon hin; aber alle diese Ortschaften rings um die Hauptstadt der Hellenen sind nicht von Griechen, sondern von fremd redenden Albanesen bewohnt. In der römischen Campagna stehen außer wenigen Weilern oder Tenuten im unmittelbaren Stadtdistrict keine Ortschaften

mehr; allein auf den Vorhöhen der Gebirge dauern daselbst noch saturnische Städte fort, deren Ursprung die Sage zum Teil an griechische Einwanderung knüpft, und welche alle älter sind als Rom. Auf den Bergen Athens ist nirgends ein Ort zu sehen; nur am Meere steht weithin sichtbar die jetzt schnell sich entfaltende Piräusstadt, während die versunkenen Hafenstädte Ostia und Portus von Rom aus nicht sichtbar sind.

Die Bauwerke der Alten sind in der attischen Ebene fast spurlos; doch in langen Linien durchziehen noch die Aquäducte und die Consularstraßen der alten Römer die Campagna, und sie ist noch mit Resten antiker Tempel und Grabmäler und Villen sowie mit Türmen und Burgen des Mittelalters bedeckt. Die Ansiedelungen auf der attischen Ebene sind neu, und kaum ist hier eine Spur der antiken Demen übrig geblieben, es sei denn in noch fortdauernden oder noch erkennbaren Namen. Vergebens sucht man Ruinen aus jener fränkischen Feudalzeit, welche der Marschall Geoffroy de Villehardouin, die Chronik von Morea und der catalanische Xenophon En Ramón Muntanér geschildert haben. Was sollen auch mittelalterliche Burgen hier? Dies ist kein Boden für Guelfen und Ghibellinen. Keine Burgruine in der Ebene Athens erinnert mehr an die zwei und ein halbes Jahrhundert umfassende Zeit der La Roche, der Brienne, der Aragonen und der Florentiner. Buchon suchte im Jahre 1839 die Gräber der La Roche in einer attischen Abtei, deren Namen Delfina ihm eine Urkunde aus Mons im Hennegau bezeichnet hatte, und endlich erkannte er sie, auf den Wink unsers Ludwig Roß, in dem Kloster Daphni am



heiligen Wege nach Eleusis. Dort fand er zwei namenlose Sarkophage auf, die nun als solche der Großherren Athens aus jenem burgundischen Hause gelten. Alles Fränkische ist in der Ebene Athens verschwunden, und auch alles Türkische.

Die Türken in Griechenland! Dies sind Begriffe, die man nur mit einem gewissen Grauen verbindet. Und doch haben die Türken hier weniger zerstört als die Römer, die Germanen, die Slawen und die Lateiner. Mohamed II. betrat als Herr Athens diese Stadt und dankte seinem Pascha, ihrem Eroberer, daß er ihn in den Besitz solcher Herrlichkeiten gesetzt habe. Ungleich den geistvollen Arabern in den andern Südländern Europas haben die Türken in Griechenland kaum nennenswerte Monumente ihrer langen Herrschaft zurückgelassen, und weil sie solche nicht bauten, haben sie auch das Material der alten Denkmäler verhältnißmäßig geschont. Ich wiederhole gern ein Wort, welches ein gebildeter Levantefahrer, der französische Kapitän unsers Ueberfahrtschiffes zum Piräus, mir gesagt hat: „Les Turcs en Grèce n'ont rien démoli, rien restauré, rien créé." Nicht sie sind es gewesen, welche den Parthenon so verstümmelt haben, wie er heute ist, sondern den Venetianern und ihren deutschen Söldnern und dem Lord Elgin haben die Athener zu danken, daß dies Wunderwerk der Welt heute nur in Trümmern aufrecht steht.

Wir nähern uns schon den Ausläufern des Aegaleos auf sanft gehügelter Landschaft voll Olivenwuchs und Weincultur und oft so reichen Saatfeldern, daß sie im Widerspruch stehen zu der sprichwörtlichen Magerkeit des



attischen Bodens, welchen Thucydides als λεπτόγεων bezeichnet hat. Zerstreute Dörfer stehen links und rechts an der Straße, Kamatero und Liosia und der große Ort Menidi. Dieses Gebiet hier gehörte im Altertum zum Demos Acharnä, und so tritt uns nach Sophokles und Platon auch Aristophanes entgegen, der in jenem Gau geboren war.

Jetzt öffnet sich ein Paß am Aegaleos und aus der Ferne blickt das blaue Haupt des Kithäron und das Meer hervor. Vor uns steht nahe der klüftereiche Parnés. Noch zur Zeit des Pausanias trug er auf einer seiner Höhen, vielleicht auf dem Harma, das Erzbild des Zeus Parnethios. Zu seinen Füßen liegt eine wolangebaute Ebene mit einem unter Gruppen von Pinien und Oelbäumen malerisch zerstreuten Weiler, Kalivia genannt, was kein Eigenname ist, sondern in Griechenland einen Anhang zu größern Dörfern bezeichnet. Wasserbäche, vom Parnés her in Kanälen fortgeleitet, erhalten Felder und Wiesen in frischem Grün.

Von hier geht es aufwärts in die Berge des Parnés, auf kaum fahrbarer Felsenstraße. Eine Schlucht nim̄mt uns auf, die ein Bach durchströmt; Frauen waschen an ihm; fremdartig aussehende Albanesenkinder kommen neugierig auf den Weg. Wir wandern zu Fuß durch diese schöne Wildniß und werfen noch den letzten Blick rückwärts auf die ferne Akropolis und die Ebene Athens, ehe wir uns ganz in den Parnés vertiefen. Es ist eine wilde Bergeinsamkeit hier, wie in den Abruzzen. Schildkröten kriechen am Wege; sie sind Autochthonen in Attika. Das alte Aegina führte die Schildkröte in seinen Mün-



zen. Man sammelt sie massenhaft auf den griechischen Küsten, und Schiffe bringen diese Thiere nach Bari, wo man sie in wimmelnden Haufen im Hafen hoch aufgeschichtet sehen kann. Zur Zeit des Pausanias war der Parnés noch reich an Wildschweinen und Bären; heute findet sich hier die Wildkatze häufig vor.

Chasiá, von fern einem schwarzen Steinhaufen ähnlich, liegt vor uns auf einer Hochfläche unter mächtigen Felsenbergen, durch welche der Paß von Phyle hindurchgeht. Dieses Dorf, dessen neuer Name auch sonst in Griechenland vorkommt, ist das größte Attikas. Seine ungeschlossenen Straßen stehen auf dem nackten Felsboden; die Häuser aus Kalkstein haben ummauerte Höfe, nach welchen in der Regel die Fenster gerichtet sind. Hier und da stehen Cisternen auf kreisrunden Terrassen. Kein Zeichen des Bedürfnisses nach Wohnlichkeit oder Schmuck des Daseins ist in diesem ärmlichen Orte zu sehen. So primitiv lebten wol die ältesten Ansiedler Attikas, deren Hausspuren noch in Fundamenten von Felskammern auf den Hügeln Athens sichtbar sind.

Ich betrat eine kleine gekuppelte Kirche, über deren Portal Hagios Petros abgemalt ist, ein Gebäude in den Händen haltend, während bunte irdene Scheiben als Mosaik in der Façade eingemauert sind. Ein Friedhof liegt vor der Kirche, ohne anderes Grün als das eines verkümmerten Oelbaumes und einer kleinen Cypresse. Auf den niedrigen Grabhügeln wachsen Rosmarin und weiße Lilien. Steine beliebiger Form sind als Grabstelen aufgerichtet, doch inschriftlos. Neben ihnen liegen umgestürzte Krüge und Scherben mit einigen Kohlen. Viel-

leicht hat man hier Weihrauch als Todtenopfer verbrannt. Auch in den Gräbern zu Mykenä fanden sich in Menge absichtlich zerbrochene Thongefäße vor; noch heute aber ist es in Griechenland Gebrauch, mit Wasser gefüllte Krüge auf die Gräber der Abgeschiedenen hinzuwerfen.

Chasiá ist von Albanesen bewohnt, wie alle Dörfer Attikas. Dieses kriegerische Volk ist seit dem 14. Jahrhundert wiederholt in Griechenland eingewandert, und auch durch die Türken hereingebracht worden, im Jahre 1688 nach dem Rückzuge der Venetianer, dann noch im Jahre 1770 nach dem Ende des russischen Insurrectionsversuchs. Seither sind die Albanesen die Ackerbauer und Tagelöhner, die hart arbeitenden neuen Heloten der Griechen geworden, von denen sie Rassetypus, Sprache und Sitte trennen. Man schilderte sie mir in Athen, wo sie noch das ärmliche Viertel Plaka unter der Akropolis bewohnen, als arbeitsam, geduldig, aber geistesträge. Vorzugsweise Ackerbauer, sind sie Feinde jeder Baumzucht. In Chasiá nähren sie sich von Holz- und Kohlenhandel, während die Frauen geübte Stickerinnen sind. Wir erfuhren das im Hause des Locandahalters, wo wir rasteten. Hier sahen wir in einem Zimmer, welches keine Möbel enthielt außer einer hölzernen Lade und einigen Bretern an der Wand für Geräte, Frauen und Kinder am Boden um den niedern Herd kauern. Sie boten uns schöne in Gold und Seide gestickte Gewänder zum Kaufe dar, und diese funkelnden Dinge sahen in dem berußten Zimmer aus wie Schätze einer Höhle in Märchen des Orients.

Als Führer zum Castell Phyle erbot sich uns ein Chorophylax, d. h. einer der Ortsgensdarmen, ein junger

Mann in Uniform, mit roten Schnabelschuhen an den Füßen. Solche Schuhe werden im ganzen Orient getragen; sie sind eine uralte entwickelte Sandalenform Asiens, die man an griechischen und kleinasiatischen Reliefsfiguren findet, z. B. an denen des Harpyenmonuments von Xanthos. Unser Führer ging auf solchen lykischen Schuhen mit leichten Hermesschritten voran, und wir folgten ihm einer Bergschlucht entlang, dem Rinnsal eines Wildbaches, dessen Ufer Oleander, Lorbern und Myrtenbüsche dicht umkränzten. Auf den Berghängen sahen wir konische Hütten der Blachen, die mit ihren Schafheerden in Attika nomadisiren. Ihre zottigen Hunde sind ganz so grimmig wie jene der römischen Campagnahirten, und jeden Wanderer in den attischen Bergen wird Furcht befallen, wenn er das tieftönige Gebell dieser Schäferhunde von fern her näher und näher erschallen hört.

Am Rande einer mächtigen Schlucht steht ein Kloster angebaut; wir stiegen an ihm vorbei auf Felsenpfaden durch die duftige Waldregion der Strandkiefern. Die griechische Flora ist der süditalienischen nahe verwandt, aber sie erscheint doch mehr südlich oder orientalisch und veredelter. So prächtige Ericabüsche, Mastixsträucher und Arbutusbäume mit roten Stämmen habe ich in Italien nie gesehen. Nur die Pinie (Pinus Pinea) dort ist majestätischer als die attische; ihresgleichen sah ich hier nicht oder nur in wenigen Exemplaren auf dem Pentelikon. Größere Pinienwälder gibt es bei Marathon, in Euböa und besonders auf der Ebene von Olympia und Pyrgos im Peloponnes. So sagt Theodor von Heldreich in seiner Schrift „Die Nutzpflanzen Griechenlands“. Die

gewöhnliche Pinie Attikas ist die Aleppokiefer, welche nicht das hohe Schirmdach der italienischen bildet, sondern ein feines Nadellaub an ihren dichter um den Stamm hängenden Zweigen trägt. Sie liefert das Brenn- und Bauholz, die Kohlen und das Harz (ῥητίνη). Wir fanden auf unserm Wege viele Stämme mit der Axt angehauen, und in diesen tiefen Wunden sammelt sich das Harz. Man gebraucht dies als Beimischung zum Wein, dem allgemein in Griechenland beliebten κρασί ῥητσινάτο, und dieser Gebrauch ist antik; zwar spricht Homer nicht von ihm, aber Plutarch und Plinius wissen davon. Vielleicht steht der Thyrsus mit dem Pinienzapfen als Symbol des Dionysos mit diesem Harzwein in Verbindung.

Ich habe eben eine die griechische Natur betreffende Schrift Heldreichs genannt, und ihr könnte ich noch manche andere desselben Autors hinzufügen, wie „La Faune de Grèce". Unser Landsmann lebt seit langen Jahren in Athen, wo er Director des Botanischen Gartens gewesen ist. Eines Tages war ich zu ihm gegangen, erfüllt von etwas, was mir auf der Akropolis eingefallen war, als ich die zarten Kräuter und Blumen betrachtete, welche dort dem schneeweißen Felsboden entsprießen. Ein Engländer, Richard Deakin, hat im Jahre 1855 eine „Flora of the Colosseum of Rome" herausgegeben; wenn nun diese Schrift ein hohes Interesse erregt, wie dankbar müßten wir nicht für eine Beschreibung der idealsten Flora der Welt sein, jener nämlich, welche den Fußstapfen der antiken Götter und Menschen auf der Burg der Athene entsprießt. Indem ich solchen Wunsch Herrn von Heldreich mitteilte und ihn aufforderte, eine

Flora der Akropolis zu schreiben, versicherte er mir zu meiner Freude, daß er diesen Plan bereits gefaßt und nahezu schon ausgeführt habe. Ich nehme mir von der Bergwildniß Phyles die Gelegenheit, unsern verdienten Landsmann an sein Vorhaben zu erinnern. Wenn sich auf dem dürren Trümmerstaube des Amphitheaters des Titus 420 Pflanzenspecies festgeklammert halten, so wird der Felsenhügel der Akropolis sicherlich eine vielmal reichere Flora aufzuweisen haben.

Phyle zeigt sich noch immer nicht. Wir klimmen fort auf labyrintischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblöcken; aber die Richtung unsers Führers wird immer unsicherer und der Ausdruck seines Gesichts immer bedenklicher. Endlich verschwindet er laut- und spurlos; ja wie Oedipus scheint er in die Erde versunken zu sein. Nie haben wir ihn wiedergesehen. Gensdarmen, selbst in classischen Ländern, führen arme Sterbliche mit unfehlbarer Sicherheit nur einen Weg, und niemand wähle sie zu Ciceronen für Altertümer. So in der Wildniß von unserm Dämon verlassen, stiegen wir weiter, und bald erblickten wir die berühmte Burg nahe vor uns, aber eine tiefe unwegbare Schlucht trennte uns von ihr.

Phyle lag vor uns in erhabener Gebirgswildniß, umringt von kahlen Bergmassen, deren Wände steil in die Tiefe niedersinken. Auf einer vorgeschobenen Felskuppe steht das alte Castell, ein Viereck aus Quadern mit Resten von Türmen und Eingängen. Strändher hängen von den zersplitterten Mauern; zwei Schuttmassen liegen davor. Die Burghöhe senkt eine mit Pinien bewachsene Flanke herab, und auf dieser nordöstlichen Seite befindet

sich der einzige Zugang zum Castell. Es hat nur 900 Fuß im Umkreise (nach der Berechnung von Curtius); aber es genügte vollkommen, den engen Paß zu sperren, welcher unten an den Felsenwänden vorüber nach Böotien führt.

Daß diese Burg die alte Grenzfeste Phyle ist, macht ihre Lage, ihre Entfernung von Athen (100 Stadien) und die Fortdauer ihres Namens, τὸ Φυλί, unzweifelhaft. Ihr Ursprung ist unbekannt, und erst die Heldenthat des Thrasibulos hat sie geschichtlich berühmt gemacht. Mit 70 Exilirten besetzte sie der kühne Athener, von Theben ausziehend, im Winter 403. Hier schlug er die Scharen der 30 Tyrannen ab, stieg dann durch den Paß des Parnés in den Gau Acharnä, zersprengte dort das feindliche Lager, kehrte siegreich in dies Felsennest zurück und unternahm sofort, jetzt mit 1000 Exilirten, den genialen Zug nach dem Piräus, der die Befreiung Athens zur Folge hatte. Helden eines großen Augenblicks zwingt meist das neidische Schicksal, ihn und sich zu überleben. Im wütenden Parteiwesen ist auch Thrasybulos untergegangen, und nur der Tod durch die Mörderhand der Bürger von Aspendos ersparte dem ruhmvollen Befreier Athens die Verurteilung im Staatsprozeß, dem sein Waffengefährte Ergokles erlag.

Unsern Kummer, die alte Burg nicht betreten zu können, milderte etwas die Nähe, aus der wir ihre ehrwürdigen Mauern betrachten konnten, und der hinreißende Blick von unserm 2000 Fuß hohen Standpunkt auf die Ebene Athens, die im Duft der Ferne schwebende Akropolis, die strahlenden Meere, die Inseln und die Küsten bis zum Peloponnes hin. Wir stiegen abwärts zu der

großen Schlucht, wo jenes Kloster liegt, welches von ihr εἰς τὰ κλειστά genannt wird. Ein langer schmaler Hof aus Stein umschließt hier ein paar niedrige Gebäude und das kleine gekuppelte Heiligtum, eine Grottenkirche, deren Decke von einer Säule getragen wird. Sechs schwarzhaarige, schwarzbärtige Mönche saßen im Hofe mit ihrem Igumenos; alle trugen sie hohe schwarze Mitren, schwarze kurze Röcke, und die langen blauen Beinschienen aus Tuch, die Homerische Knemis. Kaum sah ich schönere Griechen. Nichts Mönchisches lag in ihrem stolzen Wesen. Sie sahen aus wie Archonten, die hier im wilden Gebirge zu gebieten haben. Es war ganz natürlich, daß ich mich nach den Waffen umsah, die sie hätten tragen müssen. Frauen und Kinder, darunter ein bildschöner Knabe, waren bei ihnen, und sie schienen zu ihnen in nähern als nur wirtschaftlichen Beziehungen zu stehen. Die Basilianer boten uns gastlich Resinatwein dar, reichten uns frische Lorbeerzweige, die in keinem griechischen Kloster fehlen, und lehnten selbstbewußt jede Entschädigung ab, die wir dann den Kindern gaben. Zwei junge, mit Gewehren bewaffnete Männer gesellten sich hier zu uns; es waren Deutsche aus Athen, welche die Burg noch in später Stunde ersteigen wollten. Wir wünschten ihnen besseres Glück, als wir selbst gehabt hatten, und setzten unsere Wanderung nach Chasiá fort.

Ich sah keine großartigere Bergwildniß in Attika, als diese hier am Höhlenkloster, wo nordwärts über der Schlucht die gewaltige Felskuppe des Harma aufsteigt. Graue Oliven, Lorbeern, Pinien und duftige Gebüsche decken die Terrassen der Berghänge, über welchen läutende Schafheerden wan-

dern. Bald glänzen die Felsen von einem silbertönigen Grau, bald sind sie rotglühend und stürzen in schwindelnde Tiefen nieder. Auf der felsigen Straße durch grüne Waldung sind wir so fortgewandert, hier und da Eseltreibern begegnend, ärmlichen Hausirern mit bunten Zeugen, oder Frauen, welche bemalte Osterkerzen tragend daherkamen, in blauen und weißen Gewändern, den Hals geschmückt mit schweren Silberketten, den Kopf in das gelbe Schleiertuch gehüllt, das auf türkisch über Kinn und Mund gezogen wird. Bittere Armut sprach aus ihren Zügen. Auch in Chasiá ließ sich unser verschwundener Führer nicht erblicken. Wir übergaben daher die ihm bestimmte Belohnung dem Locandahalter und fügten ihr noch einen freundlichen Gruß hinzu, um den Beschämten wieder aufzurichten.

Unsern Rückweg nahmen wir auf derselben Straße den Parnés abwärts zu den Kalivia, und bogen hier links ab, um das Kuppelgrab bei Menidi zu sehen. Dorthin fuhren wir durch eine sanft aufsteigende Landschaft von solcher Feinheit und Anmut, daß nichts greller sein konnte als ihr Contrast zu den nahen Wildnissen des Parnés. Auf weiten Flächen grünen hier junge Saaten, und nahe Orte unter Pinien und Olivenbäumen bieten das Bild des Glücks und des Friedens dar. Der Gau Acharnä, welchen Aristophanes unsterblich gemacht hat, nahm wol diese schöne Landschaft ein. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit, Anzahl und Tapferkeit des Volks machten ihn zum angesehensten und größten Demos in Attika. Dreitausend Hopliten stellten die Acharner im Beginne des Peloponnesischen Kriegs. Aber vom alten Acharnä ist keine

Spur übrig, sodaß seine Lage nicht mehr sicher angegeben werden kann. Leake suchte sie zuerst im heutigen Menidi, dann glaubte er wieder, daß dieses Dorf die Stelle des alten Paionidai einnehme. Bursian versetzt in seiner „Geographie Griechenlands" Acharnä durchaus nach Menidi, in dessen Häusern und Kirchen Reste der alten Bauwerke enthalten seien. Wie unsicher sind doch die Bestimmungen der Demen Attikas, welche zuerst Leake und Roß zu ergründen gesucht haben. Viel günstigern Boden hat die Forschung in der Campagna Roms, wo der Ager Romanus durch gründliche Karten und Untersuchungen topographisch bestimmt und erläutert worden ist.

Menidi ist ein sehr freundlicher Ort, der größte Attikas nächst Chasiá. Albanesen bewohnen auch ihn, Ackerbau und Kohlenhandel treibend, wie die alten Acharner. Weite, saubere Straßen, mehrere Kirchen, wohnliche Häuser mit Höfen und Gärten, zeugen von einiger Behaglichkeit des Daseins. Da sich der Tag neigte, sahen wir viele Bewohner in Ruhe vor den Thüren sitzen, namentlich patriarchalisch würdevolle Greise mit langen Bärten, rauchend und kauernd wie Türken, und durch ihre apathische Art ganz an die Türkenzeit erinnernd. Frauen in malerischer Tracht erblickten wir gruppenweise, waschend an einer Quelle, oder Wasser schöpfend an gemauerten Cisternen: friedliche Bilder des Orients unter silbergrauen stillen Olivenbäumen.

Da der Ort auf einer Hochfläche liegt, die vom Kephissos herauf steigt, so hat man von ihm einen der umfassendsten Blicke auf die Ebene Athens. Schön stellt sich hier der dunkle Parnés mit dem hohen Harma dar.

Auch der Pentelikon mit seinen weithin über Attika leuchtenden Narben, den alten und neuen Marmorbrüchen, liegt ganz nahe; unter ihm ist Tatoi sichtbar, ein Gut des jetzigen Königs der Hellenen, am Paß jenes Dekeleia, von dessen Feste her die Spartaner Athen blokirt und endlich bezwungen hatten. Zu den Füßen des Pentelikon zeigt sich auch Kiphisia mit üppigen Platanenhainen, wo der Kephissos seine Quellen hat. Der alte Name dieses Ortes dauert noch fort; er war der Lieblingsaufenthalt jenes hochgebildeten reichen Herodes Atticus von Marathon, der mit dem Kaiser Hadrian wetteiferte, Athen durch Bauten zu schmücken und mit Wolthaten zu überhäufen. Weiterhin zeigt sich Marusi, ein Dorf, welches vom ehemaligen Tempel der Artemis Amarusia den Namen trägt. Unterwärts nach Athen zu dehnen sich die Niederungen des Kephissos mit dem grünen Olivengürtel bis zum Piräus aus, und darüber ragen in die klare Luft der Hymettos, der hohe Kegel des Lykabettos, die bronzefarbigen Turkovuni, und die Götterburg Athen. Der Abend betrat schon leise diese Landschaft, sie mit sanftgestimmten Farbentönen von rosigem Licht zum Schatten hinüberführend, so zauberhaft, daß die Sprache es nicht sagen kann.

Eine Viertelmeile von Menidi entfernt liegt auf der Straße nach Athen eine Anhöhe, Lykotrupa genannt, und in ihr ein vorhistorisches Kuppelgrab. Ich war um so begieriger, dasselbe zu sehen, weil ich eben erst die Gräber in Mykenä besucht hatte, und dieses neu entdeckte hier demselben uralten Todtenkultus und demselben der geschichtlichen Kultur Griechenlands fremden Bauprincip an-

10*



gehört. Denkmäler der Art sind bisher nur in der Argolis aufgegraben worden, während man die Kuppelgräber in Lakonien und Böotien noch nicht erforscht hat. Das Tholosgrab bei Menidi hat sich glücklicher Weise zu jenen argivischen gesellt und die Ansicht bestätigt, daß dasselbe sepulcrale System in Urzeiten über ganz Ostgriechenland verbreitet gewesen ist. Im Jahre 1872 entdeckte es ein athenischer Antikenhändler; im Frühjahre 1879 hat es das Deutsche Archäologische Institut in Athen ausgegraben, nachdem ihm die griechische Behörde bereitwillig die Ehre des Unternehmens überlassen hatte.

Die Grabanlage ist die gleiche des sogenannten Schatzhauses des Atreus (oder Grabes des Agamemnon) und der anderen Tholosgruft am Löwentor Mykenäs, welche Schliemann ausgegraben hat, nur in kleinern Verhältnissen, prunklos und vergleichsweise ärmlich durchgeführt. Der parallele Dromos (er leitete als eine feierliche Eingangsstraße zu solchen Gräbern hin) aus roh aufgeschichteten Steinblöcken, 3 Meter breit und mehr als 27 Meter lang, führt schräge abwärts zur Grabesthüre, die aus vier großen rohen Steinbalken zusammengesetzt ist. Ueber dem massigen Thürsturzblock fehlt das in Mykenä übliche Entlastungsdreieck, und dessen Stelle wird von vier durch Zwischenräume getrennten Steinbalken eingenommen. Nur auf der innern Seite ist jenes Dreieck sichtbar, aber mit kleinen Steinen zugedeckt. Der Innenraum hat die trichterartige Tholosform, in einer Höhe von 9 Metern. Ringe bilden dieselbe, in den untern Lagen aus größern Kalksteinblöcken, in den obern aus immer kleinern, ohne jedes Bindemittel aufgebaut. Fugen sind mit kleinen Steinen ausgefüllt.

Die innern Kreisflächen erscheinen ziemlich gleichmäßig, obwol sie nicht künstlich abgeglättet sind; daher sind sie nicht, wie jene im majestätischen Raum des Schatzhauses des Atreus, mit Erzplatten bekleidet gewesen. Bei der Aufgrabung wurde über dem festgestampften Naturboden eine erhöhte Bühne vorgefunden, die ein Drittel des Raumes einnahm. Sie ist abgetragen bis auf einen Rest, der als eine Art Sockel stehen geblieben ist. Ein Deckstein, welcher schon vor der Ausgrabung weggenommen worden war, schloß die Kuppelgruft. Weder Farbenmalerei noch Sculptur ist in ihr, wie auch nicht im Schatzhause des Atreus, zur Anwendung gekommen; nur war dessen Thüreingang mit farbigem Marmor geschmückt gewesen. Die Wirkung lag allein in dem feierlichen Gesammteindruck dieses gewölbten Raumes, des primitiven Versuchs des Gewölbebaues, der dann in Griechenland sich nicht weiter entwickelt hat.

Zur Zeit der Entstehung dieses Grabmals gab es vielleicht noch kein Athen in diesem Lande, wo uns unbekannte Völkerstämme sich angesiedelt hatten. Nachdem es der Baumeister im Einschnitt des Hügels vollendet, und nachdem man die Todten dort bestattet hatte, wurde der Grabeingang mit Steinblöcken versperrt, der Dromos verschüttet, über das Ganze ein Tumulus gehäuft. Da so große Räume, wie die der Kuppelgräber, schwerlich zur Bestattung nur eines einzelnen Stammhauptes oder Kriegers gedient haben, sondern, wie die Schädelfunde in der Tholos bei Menidi beweisen, Familiengrüfte gewesen sind, so muß ein solches Grabmal bei jeder wiederholten Beisetzung neu geöffnet und nach ihr wieder verschüttet wor-

den sein. Dies Verfahren konnte für ein Menschengeschlecht nicht zu umständlich sein, in dessen Verfassung der Todtenkultus einen so tief religiösen Grundzug gebildet hat. Wie mächtig derselbe war, beweisen nicht nur die für die Ewigkeit gebauten Grüfte, mögen sie Felsschachte und Felskammern oder Kuppelbauten sein, sondern auch die Aussteuer der Todten, wenn sie vornehmen Familien angehörten. Die Schliemann'schen Ausgrabungen haben gezeigt, daß solchen Todten fast märchenhaft zu nennende Schätze mitgegeben worden sind. In kostbare Gewänder gehüllt, auf welche man Zierath von Gold, Silber, Bernstein, Perlen u. dgl. befestigte, das Gesicht mit einer Goldmaske bedeckt, das Haupt mit kunstvollen Diademen geschmückt, goldene Gürtel auf der Brust, wurden diese Todten gleichsam mit Gold zugedeckt und mit Goldplättchen überstreut, und so mit großartiger Verschwendung nebst andern vielförmigen Schätzen, die neben sie niedergelegt worden waren, den Flammen, wie es scheint, im Grabe selbst übergeben.

Ob die Gruft bei Menidi schon ausgeplündert worden, oder unberührt geblieben ist, weiß ich nicht zu sagen: die Kostbarkeiten, welche sie noch an den Tag gegeben hat, sind an Zahl und Wert sehr gering im Vergleich zu den Schätzen der Burggräber Mykenäs, und wie es scheint selbst geringer als jene der Gruft bei Spata in der attischen Mesogaia. Man fand in ihr viele kleine Platten aus Gold mit den schon aus Mykenä bekannten Formen des Nautilus, der asiatischen Flügelsphinx, der Rosette und des Epheublattes; man fand viele Gegenstände aus Glasfluß, Glasperlen, silberne Spangen, geschnittene

Steine und Elfenbeinplatten mit Darstellungen von Thieren, ferner ungezählte Vasenscherben, einige Pfeilspitzen, aber keine Schwerter, Holzkohlen und Aschenreste, unregelmäßig hingelegte Menschenknochen und Reste von fünf Schädeln.

Dieser Fund ist im Saale des Polytechnikums zu Athen neben die Schätze aus Spata, Nauplia und Mykenä niedergelegt. Die Vergleichung lehrt, daß alle diese Erzeugnisse einer fremdartigen, unaufgeklärten Culturepoche im allgemeinen ein und derselbe Charakter verbindet, und daß dieser einer Zeit angehört, wo in Griechenland eine Einwanderung oder Uebertragung fremder, vielleicht assyrischer Mythenformen und Kunsttypen aus Asien stattgefunden hat. Spätere Ausgrabungen werden diesen Culturschatz mehren, mit dessen Auffindung für die Geschichte der griechisch-asiatischen Kunst neue Perspectiven eröffnet worden sind, während die Gräberfunde vorderasiatischer Inseln und andere Etruriens und Mittelitaliens eine vergleichende Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt möglich machen. Spätere Ausgrabungen werden auch die Frage entscheiden, ob und welche Mittelformen zwischen der Construction der senkrechten Schachtgräber und dieser der Kuppelgrüfte vorhanden sind. Jene ersten in Mykenä aufgedeckten hält man für älter als die Tholosgrüfte. Dies ist wol im Princip richtig; aber doch können beide Formen auch nebeneinander angewendet worden sein, da die in Mykenä und hier in Menidi gefundenen Gegenstände durchaus ähnliche Kunstmotive aufweisen. Das System der Kuppelgräber ist, weil sehr einfach und primitiv, auch uralt; es hat sich aus dem Grabhügel entwickelt. Die konische Bauform findet sich in aller Welt

bei Völkern einer primitiven Culturstufe, und noch heute. So sieht man auf den Feldern Apuliens die sogenannten Caselle, d. h. kegelförmige Häuschen, aus kunstlos übereinandergelegten Steinringen von Landleuten als Vorratskammern oder zur Unterkunft errichtet, ähnlich dem Princip jenes Tholosbaues, welcher im Schatzhause des Atreus, soweit uns bekannt ist, seine höchste Vollendung erreicht hat.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen hat eine Schrift veröffentlicht: „Das Kuppelgrab bei Menidi" (1880). Sie enthält nebst Abbildungen der Gruft und der in ihr gefundenen Dinge den Ausgrabungsbericht von Lolling und folgende lehrreiche Abhandlungen: „Ueber die technische Herstellung der Tholos bei Menidi", von Richard Bohn; „Die im Grabe bei Menidi vorgefundenen Vasen", von Adolf Furtwängler; „Die vorhistorischen Grabstätten in Griechenland", ein Vortrag von Ulrich Köhler, dem Director jenes Instituts.

Wir sind von Menidi nach Athen zurückgefahren durch Pyrgos, das ehemalige Gut der um Stadt und Land hier hochverdienten Königin Amalia, welches jetzt in Privatbesitz übergegangen ist. Eine Allee von Oleandern führt auf diese ummauerte Farm von fast mittelalterlichem Aussehen mit schönen Cypressenanlagen. Seitwärts liegt der große Ort Koukouvaones und neben ihm Herakli, die letzte der in Ottonischer Zeit in der Ebene Athens errichteten Colonien der Baiern. Eine seltsame Verknüpfung der Weltverhältnisse hatte einen Zweig des Hauses Wittelsbach von den Ufern der Isar an diese des Kephissos verpflanzt. Er ist hier nicht gediehen; die Griechen selbst haben ihn jählings ausgerissen und dann

wunderlicher Weise einen anderen germanischen Dynasten-zweig noch von weiter her aus dem Norden an seine Stelle gesetzt. Doch damit haben sie weder die Thatsache ausgerottet, daß ein Sohn desjenigen Volkes, welches wie kein anderes in die Geistestiefen des griechischen Altertums eingedrungen ist, der erste geschichtliche König der Hellenen überhaupt gewesen ist, noch haben sie das Bewußtsein ausgelöscht, daß aus dieser Verbindung Deutschlands mit Griechenland die ersten Grundlagen eines geordneten hellenischen Staates herstammen. Wie diese Verbindung sonst segensreich in der Wissenschaft gewirkt hat, ist allgemein bekannt und anerkannt. In mehr als einer Richtung sind ja die Deutschen die Schatzgräber in Griechenland. Die Bajuvaren also sind hier nicht zur Blüte gekommen; ihre Colonien verkümmerten. Ungewohntes Klima, fremde Lebensweise, mangelhafte ökonomische Einrichtung und, wie man mir wenigstens in Athen zu wissen gab, auch zu fleißige Dionysien beim Resinatwein haben allen bairischen Ansiedelungen in Attika und zuletzt dieser hier in Herakli den schnellen Untergang bereitet.

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Stierabspannen, wie der alte Homer zu sagen pflegt. Der Abend hüllte Land und See in farbige Schleier, als wir Patisia erreichten, den schönsten Vorort Athens. Hoch vor uns glühte die Akropolis in purpurner Götterdämmerung, einsam über diesen Gefilden schwebend, wo einst das Höchste der menschlichen Ideenwelt zur Gestalt gekommen ist, und wo dann, nachdem alle diese Herrlichkeit vergangen war, nichts geschichtlich Großes mehr entstehen durfte.

Die Münzen Alberichs,

des Fürsten und Senators der Römer.

1885.



Eine Revolution stürzte in Rom im Jahre 932 das berüchtigte Weiberregiment, die Herrschaft der bis dahin allmächtigen Marozia. Zugleich wurde Hugo, der König von Italien, welcher sich eben erst mit dieser Senatrix in der Engelsburg vermält hatte und schon im Begriffe war, die vacante Kaiserkrone zu gewinnen, mit Schimpf und Schande aus der Stadt verjagt. Dem ganz herabgewürdigten Papsttum wurde die weltliche Gewalt genommen, und Rom in ein selbständiges Fürstentum verwandelt.

Der Held dieser großen Umwälzung war Alberich, der eigene Sohn Marozia's aus ihrer ersten Ehe mit dem Markgrafen desselben Namens. Nachdem ihn die Römer zu ihrem weltlichen Oberhaupt erwählt hatten, nahm er zwei Titel an, den municipalen des Senator omnium Romanorum, und den politischen des Princeps, durch welchen die staatliche Unabhängigkeit Roms und seines Gebietes ausgedrückt wurde.

Es gab damals keinen Kaiser. Die carolinische Dynastie war mit Karl dem Dicken erloschen, der deutsche Arnulf, welcher im Jahre 896 Rom und die Kaiserkrone erobert hatte, und Berengar, der letzte der drei italieni-

schen Nationalkaiser, waren gestorben. In Deutschland regierte Heinrich I., welchen die Angelegenheiten seines Landes von Italien fern hielten. Unter diesen Verhältnissen konnte es geschehen, daß ein kühner und großartiger Mann, wie Alberich, sich zum Gebieter Roms aufwarf.

Er prägte Münzen als Fürst und Landesherr. Einige seiner Silberdenare sind auf uns gekommen und heute neben wenigen schriftlichen Documenten die einzigen authentischen Urkunden seiner langen und ruhmvollen Herrschaft über Rom. Keins der großen Münzcabinete in Paris, London, Wien und Berlin kann sich rühmen Denare Alberichs zu besitzen; nur das vaticanische Cabinet, die Privatsammlung des Fürsten Chigi in Rom und eine andere in Turin haben solche aufzuweisen.

Die Alberich-Münzen bilden eine eigenartige Gruppe in der sehr lückenhaften Reihe der Papstdenare [1]; sie heben übrigens diese Reihe nicht auf, sondern setzen sie fort, weil auch sie mit den betreffenden Papstnamen herkömmlich bezeichnet sind. Ehe ich von ihnen rede, ist es nötig, sich den Typus der päpstlichen Münzen des 9. und 10. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen.

Seitdem die römischen Bischöfe Herren eines Kirchenstaats geworden waren, besaßen sie das Münzregal. Vorher ließen die byzantinischen Kaiser in Italien Geld

---

[1] Die Papstmünzen des 10. Jahrhunderts enden mit Benedict VII. (974—984); seither sind nur zwei Papstdenare, Leo's IX. (1049—1055) und Paschalis' II. (1099—1118) zu verzeichnen, und die letzte ist in Benevent geprägt. Die Papstmünze des Mittelalters hört sodann auf, und es beginnt eine neue numismatische Epoche in Rom mit den Münzen des Senats.

prägen, in ihren Münzstätten Rom, Ravenna und Neapel. Es gibt zwar viereckige Kupferstücke mit den Namensziffern Gregors III. (731—741) und des Papstes Zacharias (741—752), welche Cinagli für die ältesten Papstmünzen gehalten hat, aber Promis hat nachgewiesen, daß sie als Tesserae oder Marken zu betrachten sind, und wahrscheinlich zum Vorzeigen bei Getreideausteilungen bestimmt waren. Die Papstmünzen beginnen thatsächlich erst nach Hadrian I. (772—795), also in der Zeit, wo die Autorität des byzantinischen Kaisers in Rom als vollkommen erlaschen betrachtet wurde.

Es ist ungewiß, ob dieser Papst über die Anerkennung seines römischen Münzrechts irgend ein Abkommen mit Karl, dem Patricius der Römer, getroffen hat, oder ob er ohne ein solches als Landesherr Roms Münzen prägen ließ, was immerhin wahrscheinlich ist. Die von ihm erhaltenen Denare in Silber sind dem byzantinischen Typus nachgeahmt; sie haben auf der einen Seite die Büste des Papstes mit der Umschrift DN. HADRIANVS P╳P╳, auf der andern im Felde ein Kreuz zwischen den Buchstaben R und M, dann die Umschrift VICTORIA DNN und im Abschnitte die Buchstaben CONOB. Eine hat auf dem Avers HADRIANVS PAPA, auf dem Revers SCI PETRI.

Erst nach der Kaiserkrönung Karls durch Leo III. muß durch Uebereinkunft zwischen Papst und Kaiser der Typus der römischen Münze in seinen Grundzügen wirklich festgestellt worden sein. Der Kaiser anerkannte jetzt das päpstliche Münzrecht, oder er verlieh dieses dem mit der Immunität ausgestatteten römischen Bischof. Leo III.

setzte zum Zeugnis seiner Landeshoheit über Rom auf die eine Seite des römischen Denars seinen eigenen Namen, auf die andere aber den Namen seines Oberherrn, des Kaisers. Es fand hier also ungefähr dasselbe Verhältniß statt wie zwischen der byzantinischen Reichsgewalt und den Gothenkönigen Italiens, welche fortdauernd die Oberhoheit des Kaisers anerkannten; sie setzten auf den Avers ihrer Münzen den Kopf desselben, und auf den Revers ihren Königsnamen.

Durch die Legende des Avers bekundete also der Papst, daß die höchste Quelle aller rechtlichen und politischen Gewalt der römische Kaiser sei, und daß er selbst, der römische Bischof, von dessen oberherrlicher Autorität seine Landeshoheit empfangen habe. Die Kaisernamen CAROLVS, LVDOVVICVS, HLOTHARIVS, WIDO, LANTVERTVS etc. sind in der Regel ausgeschrieben und umgeben das Feld, auf welchem das Wort ROMA steht, dessen Buchstaben die Form eines Kreuzes bilden. ROMA bedeutet hier mehr als den Münzort. Es ist zugleich das Haupt des Imperiums und der Welt, und schon im 9. Jahrhundert war der Spruch gebräuchlich, Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi. Die Münze bietet eine Kreisfläche dar, gleichsam in Miniatur das Abbild der Welt; darum nimmt ihre Mitte ROMA ein. Bisweilen ist dies Wort durch IMP (Imperator) ersetzt, und dann ist der Sinn derselbe.[1] Abweichungen fanden

[1] Nur auf Papstmünzen des Kaisers Ludwig I. steht an der Stelle des Wortes ROMA oder IMP, mit auffallender Ausnahme, das Wort PIVS.

immer statt, aber im Ganzen glaube ich, daß jener leonische Typus der ideale für die carolinischen Papstmünzen ist. Diese eine Seite der Münze also gehört dem Kaiser, sie stellt das Reich dar.

Die andere gehört dem Papst, und sie stellt die Kirche und ihren Staat dar. Aber der Papstname wird hier nicht wie dort der Kaisername um den sphärischen Rand ausgeschrieben, sondern diese Stelle nimmt SCS. PETRUS ein, der Apostelfürst, das Haupt der Kirche und zugleich des Kirchenstaats. Daraus ergab sich die typographische Notwendigkeit, den Papstnamen zu einem Monogramm zu verkürzen, und dieses nimmt nun, genau wie auf der Kaiserseite das Wort ROMA oder IMP, die Mitte ein; denn der Papst ist der Mittelpunkt der die Welt umfassenden Kirche. So stellt die Papstmünze seit Karl dem Großen die beiden Hälften des moralischen Kosmos des Mittelalters, die weltliche und die geistliche, in ihrer Zusammengehörigkeit und Harmonie dar.

Hieraus folgt, daß jede Münzseite des Papstdenars der anderen gleich steht, daß jede als Vorder- oder Rückseite, als Avers oder Revers angesehen werden kann. Diese Unterscheidung ist auch überhaupt nur eine numismatische. Der Kaiser konnte, wenn es ihm daran gelegen war, die Reichsseite als die bevorzugte ansehen; die Münze gehörte ihm so gut wie dem Papste, denn sie war im Allgemeinen das Symbol der römischen Weltherrschaft. Der Papst wiederum konnte seine Münzseite als die wesentliche und gute, die andere mit dem Kaisernamen als die unwesentliche und minder gute, wenn nicht schlimme betrachten. Die seinige war auch die reale,

denn sie erst machte den Denar zur Landesmünze. Cinagli hat die Papstseite Dritto (Avers) genannt, und gerade so viel Recht dazu gehabt wie Promis, welcher die Kaiserseite als den Avers betrachtet.

Die uns bekannten Papstmünzen des 9. und 10. Jahrhunderts haben keine anderen Legenden als die Namen des kaiserlichen Oberherrn, des Landesherrn und Papstes, und dazu ROMA, IMP und SCS. PETRVS. Nur eine einzige macht eine Ausnahme. Promis schreibt sie Sergius III. zu, unter dessen Pontificat (904—911) der von Berengar geblendete und vertriebene Kaiser Ludwig aus der Provence von den Italienern nicht mehr anerkannt war. Auf der einen Seite hat dieser Denar SALVS PATRIAE, und in der Mitte das Monogramm SERG; auf der andern SCS. PETRVS mit ROMA. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß dieser eine Papst auf den Gedanken kam, den schönen Begriff Salus Patriae alten römischen Kaisermünzen zu entlehnen.[1] Er selbst war Römer, ein Mann von großen Schicksalen, aus der schrecklichen Zeit des Formosus und des wildesten Factionenwesens, ein Günstling der mächtigen Theodora, der Mutter Marozia's. Es erwachte damals die Erinnerung an das alte Rom mit neuer Gewalt; bald darauf hat auch Alberich seinem Sohne den großen Namen Octavian gegeben.

---

[1] Die Legende wiederholt sich nicht mehr, selbst nicht auf den Papstmünzen der Renaissance. Eine Münze Sixtus' IV. hat die Legende Publicae Utilitati; eine Münze Julius' II. das Schifflein Petri mit der Inschrift: Navis Aeternae Salutis.

Es war also nicht üblich, Legenden moralischen Sinnes auf die Papstmünzen zu setzen. Erst auf den Gold- und Silbermünzen des Senats erscheint der Spruch Roma Caput Mundi, aber auch kein anderer. Sodann begannen die Päpste seit der Renaissance ihre Münzen, die keinen Bezug mehr auf das Imperium hatten, mit mancherlei geistlichen Sinnsprüchen zu versehen.

Auch bildliche Figuren sind in den Jahrhunderten vor der Erneuerung des Senats auf den Münzen Roms sehr selten. Sie stellen dann gewöhnlich die Büste Sanct-Peters dar. Nur selten findet sich die Büste eines Papstes, zuerst auf einem Denar Hadrians I., dann auf einer Münze desselben Sergius III., und auf einer Benedicts VI. (972—974). Ein Denar Johanns X. (914—928) zeigt einen Tempel als Sinnbild der Kirche, mit dem Worte ROMA; und auch auf einem Denar Benedicts VII. (974—983) findet sich die Figur eines Tempels mit einem Stern darüber. Einige Male sind Kaiserbüsten auf den Papstmünzen abgebildet worden.

Als Alberich die Tyrannis in Rom erlangte, saß auf dem heiligen Stule, von seiner Mutter Marozia erhoben, sein eigener jugendlicher Bruder Johann XI. Diesem nahm er die weltliche Gewalt und mit ihr auch das Prärogativ des Landesfürsten, die Münze. Er ließ jetzt Denare prägen. Den hergebrachten Münztypus behielt er bei, nur setzte er auf die Seite, wo ehedem der Kaisername stand, seinen eigenen, auf die andere den Papstnamen. Man könnte sich wundern, daß er diesem überhaupt noch eine Stelle auf seinen Denaren gab. Aber so radical war damals die Umwälzung der Ideen in

Rom noch nicht, daß sich der Princeps über die hergebrachten urkundlichen Formen des Staatslebens hätte hinwegsetzen können. Erst auf den Senatsmünzen ist der Papstname fortgeblieben. Außerdem war die Beibehaltung desselben eine kluge, weil conservative Maßregel Alberichs; denn sie brachte den öffentlichen Schein hervor, daß der Tyrann Roms nicht im Zwiespalt und Widerspruch zum Papste stehe, daß dieser alle hergebrachten Ehren genieße und nichts verloren habe, als die civile Gewalt. Selbst Rechtsurkunden Alberichs zeigen, daß der Fürst der Römer fortfuhr, die Zeit mit dem Pontificatjahr des Papstes zu bezeichnen.[1]

Alberich hat fünf Päpste erlebt, welche alle, den ersten ausgenommen, seine Geschöpfe gewesen sind: Johann XI. (931—936), Leo VII. (936—939), Stephan VIII. (939—942), Marinus II. (942—946), Agapitus II. (946—955). Nur aus zweien dieser Pontificate sind bisher Alberich-Münzen bekannt gewesen, nämlich aus denen Marinus des II. und Agapitus II. Diese Denare sind in bekannten numismatischen Werken, zuletzt von Domenico Promis in seiner ausgezeichneten Monographie, beschrieben worden, worin er die Angaben der Vorgänger, namentlich Cinagli's, berichtigt und ergänzt hat.[2]

Nun hat aber vor wenigen Jahren ein günstiger Zufall

---

[1] A. IV. Pont. Dom. Stephani VIII. P. P. Ind. XV. m. Aug. die 17. — Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, III³, 309.

[2] Monete dei Romani Pontefici avanti il mille, Torino 1838.

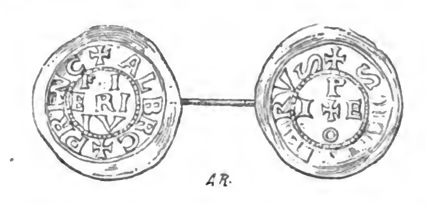
noch einen, Promis und allen andern Numismatikern unbekannt gebliebenen Silberdenar Alberichs ans Licht gebracht, und dieser ist ein numismatisches Unicum vom höchsten Wert. Bei Gelegenheit der Arbeiten zur Eindämmung des Tibers in Rom sind schon manche kostbare Münzen aus dem Flusse gezogen, und so ist auch diese dort glücklich aufgefischt worden. Sie kam erst in den Besitz des römischen Münzensammlers Giancarlo Rossi, und aus dessen Versteigerung erstand sie das vaticanische Cabinet für die Summe von 775 Lire.

Ich verdanke die Kenntniß vom Vorhandensein dieser Münze Herrn Heinrich Hirsch in München, dem bekannten Numismatiker von langjähriger und großer Erfahrung in seinem Fache. Sie ist noch nicht wissenschaftlich erläutert und verwertet, und nur in dem Versteigerungscatalog Rossi beschrieben und auch abgebildet worden.[1] Ich gebe ihre Legende nach der correcten Lesung, welche der Präfect der vaticanischen Museen und Director des dortigen Münzcabinets, Commendatore Visconti, für mich zu machen die Gefälligkeit gehabt hat. Auf dem Avers steht + ALBRC. + PRINC. als Umschrift; im Felde die Worte FIERI IV. R) S . . . . RVS (S. PETRVS); im Felde um ein Kreuz die Buchstaben P. I. O. E. Dies Monogramm ist so gestellt, daß P nach oben zu stehen kommt. Man wird lesen müssen Papa Johannes. Die Verteilung der Buchstaben weicht etwas von jener im Monogramm der Münzen

[1] Catalogo della Collezione Rossi di Roma, Roma 1880, n. 3746; Tav. VII.



Johanns VIII. und XIII. ab. Da nun Alberich keinen anderen Papst dieses Namens erlebt hat, als den XI., seinen eigenen Bruder, und da erst nach seinem Tode sein Sohn als Johannes XII. den heiligen Stul bestiegen hat, so kann unsere Münze nur dem Pontificat Johanns XI. angehören, und so ist sie auch vom Verfasser des Catalogs richtig bezeichnet worden.[1]



Die Legende des Avers ist im hohen Grade merkwürdig; denn im Felde steht Fieri Jussit; das letzte Wort hat nur die zwei ersten Buchstaben. Diese Aufschrift ist ohne jedes numismatische Beispiel, wenn auch sonst das Fit auf Münzen gefunden wird.[2] Fieri Jussit scheint

---

[1] Die folgende Abbildung der Münze ist nach jener im Catalog gemacht, mit verbesserter Lesung.

[2] Herr von Sallet, der Director des Berliner Münzcabinets, hatte die Güte, mir (am 25. Februar 1885) diese Mitteilung zu machen: Die auffallende Form FIERI JUSSIT erinnert an die orientalischen Münzumschriften; auch die lateinisch schreibenden Dynasten in Magnesia ꝛc. im 14. Jahrhundert haben ähnliche Formen, so z. B. Saruk-Khan in Magnesia: MONETA QVE FIT MANGLASIE DE VOLVNTATE SARCANI etc. (Friedländer, Beiträge z. ältern Münzkunde, S. 52). Auch das häufige FIT, auch FITVR auf Mero-

nur für ein opus zu passen, etwa eine Capelle, ein Tabernakel oder ein Musiv, welche auf Befehl des Stifters, eines geistlichen oder weltlichen Fürsten, ausgeführt worden sind; die Phrase erinnert aber auch an das ex jussione, oder ex dicto der Notare im diplomatischen Stil jener Zeit, an das jussimus der Fürsten am Ende von Urkunden, während auch fieri in Bezug auf diese gebraucht wurde (hanc cartam fieri rogavi).

Indem Alberich seinem Namen und dem Titel Princeps jene Worte beifügen ließ, hat er diesen Denar zur öffentlichen Urkunde seiner souveränen Landeshoheit gestempelt. Er ist ohne Zweifel als die erste Münze anzusehen, die er unmittelbar nach der Revolution des Jahres 932, nach der Flucht Hugos und seiner eigenen Erhebung zum Princeps prägen ließ. So besitzen wir in diesem Denar das älteste uns überlieferte Document der Geschichte des merkwürdigen Mannes.

Was Liudprand mit dem Wort Monarchia bezeichnet, das heißt die weltliche Alleingewalt, die Alberich in Rom besaß, das wird durch diese Münze ausgedrückt und bestätigt.[1] Ihre Legende ist so gewaltsam und so profan,

wingern, die Umschriften der Münzmeister (oder Statthalter?) auf Deutschen Mittelaltermünzen ODON ME FIT, niedersächsische Denare um 1000 n. Chr., BENNO ME VECIT auf Dortmunder Münzen Heinrichs III. oder IV. kann man vergleichen. Freilich ist das „fieri jussit" noch energischer ausgedrückt und höchst merkwürdig.

[1] Expulsus igitur rex Hugo Romanae urbis Albericus monarchiam tenuit, fratre suo Johanne summae atque universali sedi praesidente (Chron. III, 45).



daß sie den Charakter der Umwälzung Roms auf das Schlagendste ausspricht. Das Fieri Jussit hebt den ganzen idealen Typus der carolinischen Papstmünze mit ihrem Bezuge zum Imperium auf; an die Stelle des Herrschers der Welt ist ein städtischer Gewalthaber getreten, welcher keinen Zusammenhang mit Kaiser und Reich hat, sondern das national gewordene Rom als unabhängiger Fürst regiert. Man kann sich vorstellen, mit welchem Unwillen die Anhänger des carolinischen Reichsideals die revolutionäre Münze betrachtet haben. Die Anhänger des Papsttums konnten sich wenigstens damit trösten, daß auf ihr der Name Johanns XI. zu lesen war.

Der Bruder Alberichs blieb auch nach der Revolution Roms das anerkannte Oberhaupt der christlichen Kirche. Freilich behauptet Flodoard, von Pilgern, die aus Rom nach Reims zurückgekehrt waren, gehört zu haben, daß der Papst und seine Mutter Marozia von Alberich in Gefangenschaft gehalten seien, und das ist ohne Frage auch der Fall gewesen. Als willfähriger Diener der ehrgeizigen Absichten Marozia's und Hugos auf die Kaiserkrone wurde Johann XI. von seinem Bruder festgesetzt und gezwungen, auf das Dominium temporale zu verzichten. Er lebte dann, von Alberich auf die geistlichen Functionen beschränkt und strenge überwacht, noch bis zum Jahre 936, worauf der Fürst und Senator der Römer einen ihm ganz gehorsamen Benedictinermönch zu seinem Nachfolger erwählen ließ.

Leo VII. anerkannte den kühnen Emporkömmling ohne Widerstand als den Gebieter Roms. Mit diplomatischer Ironie hat Flodoard von diesem Papst sogar gerühmt,

daß er nur auf göttliche und geistliche Dinge bedacht war, und die Gipfel weltlicher Ehren nicht gesucht hat. Es ist bekannt, daß Leo VII. im Verein mit Alberich um die clunische Reform der Klöster Roms und des Landgebietes eifrig bemüht war; in einer Bulle zu Gunsten der Abtei Subiaco vom Jahre 937 hat dieser Papst den Usurpator der weltlichen Rechte des heiligen Stuls ausdrücklich als den ruhmvollen Princeps und Senator aller Römer öffentlich gepriesen und anerkannt.[1]

Es würde daher ganz irrig sein, wenn man aus der Bezeichnung der Alberich-Münzen mit den Namen der Päpste seiner Zeit schließen wollte, daß diese auch damals fortfuhren das Münzrecht zu besitzen und auszuüben. Die Legende „Albericus Princeps Fieri Jussit" reicht jetzt hin, solche Ansicht als ungeschichtlich abzuweisen. Die andern uns bekannten Alberich-Münzen haben das Fieri Jussit nicht mehr. Der Fürst Roms hat schwerlich diesen trotzigen Ausdruck seiner Landesherrlichkeit wiederholt; denn sobald sie befestigt und anerkannt war, brauchte er nicht mehr an ihren revolutionären Ursprung zu erinnern, sondern er setzte auf seine Münzen in stilgemäßer Form einfach seinen Namen und Titel.

Aus den Pontificaten Leo's VII. und seines Nachfolgers Stefan VIII. sind keine Alberich-Münzen auf uns gekommen. Die von Cinagli dem letzteren zugewiesene hat Promis mit Grund Stefan V. zurückgegeben.

---

[1] Per interventum Alberici gloriosi Principis atque omnium Romanorum Senatoris. Gesch. der Stadt Rom, III, 312.



Stefan VIII. war Römer von Geburt, und nicht, wie Cinagli irrig behauptet hat, Deutscher. Sein Pontificat ist sehr dunkel. Die Reaction des Clerus, der Widerstand einer päpstlich gesinnten Optimatenpartei, und die Ränke des Königs Hugo brachten damals eine Verschwörung gegen Alberich hervor. Sie wurde entdeckt und bestraft; auch Stefan VIII., welcher ihr nicht fremd geblieben war, soll ihr Opfer geworden sein.

Sein Nachfolger war Marinus II., gleichfalls Römer, wie überhaupt alle Päpste der Epoche Alberichs dies gewesen sind, denn das verlangte der entschieden nationale Charakter, welchen er dem neuen römischen Staat gegeben hatte.

Wir besitzen einen Alberich-Denar des Papstes Marinus II. Der Avers hat ALBERI PRI um das Feld, und auf diesem ROMA; der Revers SCS. PETRVS um das Monogramm MARIN.





Dieser Papst war dem Fürsten gefügsamer als sein Vorgänger. Der Chronist Benedict vom Soracte hat von ihm gesagt, daß er nichts ohne den Befehl Alberichs gethan habe.[1] Während dieser kraftvoll und klug Rom

[1] Electus Marinus papa non audebat adtingere ali-

regierte und gegen die wiederholten Angriffe des Königs Hugo siegreich verteidigte, und auch mit dem Hofe in Byzanz, um sich einen Halt zu sichern, diplomatische Unterhandlungen anknüpfte, blieb das Papsttum auf den engsten Kreis seiner geistlichen Wirksamkeit beschränkt. Aber trotzdem konnte die römische Kirche auch damals noch Einkünfte aus dem fernsten Auslande beziehen, auf welche der Tyrann Alberich nicht seine Hand legte. Ein vor Kurzem in Rom gemachter numismatischer Fund hat gerade dafür einen sichern Beweis geliefert. Es ist dort ein sehr merkwürdiger Schatz von Münzen entdeckt worden, welcher in der Zeit Alberichs und während des Pontificats Marinus' II. vergraben worden war. Man fand ihn, als man am Ende des Jahres 1883 jene Ausgrabungen am Fuße des Palatin machte, deren unverhofftes Ergebniß die Entdeckung des Atriums der Vesta oder des Hauses der Vestalinnen gewesen ist. Dort grub man ein rohes Gefäß von Terracotta aus, in welchem 835 fast durchaus angelsächsische Silberdenare verwahrt lagen.

Die ältesten dieser Münzen gehören dem Könige Alfred an (871—900), die jüngsten Edmund I. (941—946), und Anlaf von Northumberland (944—947); so daß die ganze Masse der Denare die Zeit vom Ausgange des 9. Jahrhunderts bis zur Hälfte des 10. umfaßt, und das Jahr 947 nicht überschreitet. Giambattista de Rossi hat diesen großen Fund in einer Dissertation

---

quis extro jussio Alberici principi, so in der barbarischen Sprache Benedicts, Chron. Kap. 32.

beschrieben und erläutert.[1] Er hat dargethan, daß jener Schatz ein Teil des Romescot oder des jährlichen Tributs gewesen ist, welchen die angelsächsischen Könige für die Erhaltung ihres berühmten Hospitals in Rom an die päpstliche Kammer zahlten, und daß er an den Papst Marinus II. eingeliefert worden ist.

Dies schließt er aus einer Doppel-Fibia, die man bei jenen Münzen gefunden hat. Sie ist von Bronze mit Silbereinlegung in niello und trägt die Inschrift + DOMINO MA + RINO PAPA. Solche Fibien pflegten die Beamten des päpstlichen Palastes an den Saum ihres Amtsgewandes zu heften. Die bei den Münzen gefundene mag zur amtlichen Kleidung des päpstlichen Vestararius oder des Arcarius gehört haben, welcher den Schatz in Verwahrung hatte.

Es liegt außer meinem Zweck, den scharfsinnigen Combinationen zu folgen, die De Rossi über die mögliche Veranlassung des Vergrabens jener Münzen, wie über die Oertlichkeit, wo dies geschehen war, aufgestellt hat. Da Marinus II. im Jahre 946 starb, so kann der genannte Schatz, dessen spätestes Münzdatum 947 ist, nicht später als in jenem Jahre vergraben worden sein.

[1] D'un Tesoro di monete anglosassoni trovato nell' atrio delle Vestali; Estratto dalle notizie degli Scavi del mese di Dicembre 1883. Roma 1884. Die Münzen sind alle von Silber, mit Ausnahme eines Goldsolidus des Kaisers Theophilus (829—842). Unter den Silberdenaren fanden sich zwei aus Pavia, einer aus Limoges, einer aus Regensburg (Regina Civitas). Alle übrigen 830 Münzen sind angelsächsisch.

In demselben Jahre 946 entsagte der König Hugo seinen aus der Vermälung mit Marozia hergeleiteten und bis dahin hartnäckig behaupteten Ansprüchen auf Rom; er schloß mit Alberich Frieden, indem er ihn als Fürsten der Römer anerkannte, und schon früher hatte sich dieser mit Alda, einer Tochter Hugo's, vermält. Auf dem heiligen Stule saß damals Agapitus II., der Nachfolger des Marinus.

Der neue Papst war ein Mann von mehr Selbständigkeit des Geistes, als seine Vorgänger; das niedergedrückte, aus seinen großen Weltbeziehungen fast zum städtischen Bistum herabgekommene Papsttum erlangte unter ihm allmälich mehr Kraft. Agapitus hoffte auf die Errettung des heiligen Stules aus der Gewalt des unbesiegten Fürsten der Römer durch den König Deutschlands. Aber so stark war noch Alberich, daß er den Romzug Otto's des Großen und seine Kaiserkrönung verhinderte. Er wies die Boten ab, welche dieser im Jahre 952 aus Pavia an den Papst schickte, um wegen seiner Aufnahme in Rom und wol auch wegen seiner möglichen Krönung zu unterhandeln, und Otto kehrte mit seiner Gemalin Adelheid nach Deutschland zurück. So lange Alberich lebte, ist Otto thatsächlich von Rom fern geblieben.

Cinagli und Promis haben zwei Alberich-Münzen aus dem Pontificat des Agapitus II. verzeichnet. Die eine hat auf dem Avers die Umschrift ALBERICVS, im Felde das Monogramm AGAPVS; auf dem Revers eine halbe Figur mit dem Kreuz zu ihrer Rechten, und der Umschrift SCS. PETRVS.





Die andere hat auf dem Avers AGAPITVS PA um die Büste des Apostelfürsten mit Kreuz und Schlüssel; auf dem Revers im Felde das Monogramm ALBR, darum SCS. PETRVS.





Im Monogramm der ersten dieser Münzen wollte noch Provana, wie Scheid und Argelati, das Wort Patricius lesen, und daraus den Schluß ziehen, daß Alberich einen Teil seiner Gewalt dem Papste Agapitus abgegeben hatte; aber diese Ansicht ist so irrig, wie die Erklärung der Münze selbst. Ich habe dieselbe vor Jahren im vaticanischen Cabinet in Gegenwart des damaligen Vorstandes desselben, Herrn Tessieri, untersucht, und wie Promis AGAPVS gelesen.[1]

[1] Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter, III, 298. Die Stelle bei Provana, Studi Critici sovra la Storia d'Italia

Auf beiden Denaren fehlt das Wort Princeps; doch ist daraus nicht ein Schluß zum Nachteil der Herrschergewalt Alberichs zu ziehen, eher das Gegenteil. Es gibt Papstmünzen, auf denen auch der einfache Kaisername ohne den Zusatz IMP. steht. Es fällt vielmehr etwas anderes an beiden Denaren auf, und das ist die umgetauschte Behandlung ihrer Legenden. Einmal steht der Name Alberich als Umschrift auf der Vorderseite, und hat dann in der Mitte das Papst-Monogramm; das andere Mal steht der Papstname auf der Vorderseite um die Büste S. Peters, und auf der andern Seite der Name Alberich im Monogramm, umschrieben mit SCS. PETRVS. Da wir nur diese beiden Alberich-Agapitus-Münzen besitzen, so sehen sie ganz artig aus, etwa wie Höflichkeiten, welche sich der Papst und der Tyrann des heiligen Stuls in derselben Form ausgetauscht haben. Jedenfalls ist es der Bemerkung wert, daß auf der zweiten Münze zum ersten Mal der Papst die hervorragende Stelle einnimmt, der Name des Fürsten aber zu einem unscheinbaren Monogramm geworden ist. Der bescheidene Platz, welchen er hier einnimmt, bildet wenigstens einen auffallenden Gegensatz zu dem energischen Albericus Princeps Fieri Jussit auf dem Denar Johanns XI.

Unter allen Papstmünzen finde ich nur eine Analogie zu dieser abweichenden Behandlung der Legenden. Während sonst immer stilgemäß der Kaisername ausgeschrieben,

---

a' tempi del Re Ardoino, Turin 1844, S. 145. Sowol die Münze des Marinus, als die des Agapitus sind hier aus dem Werk des Domenico Promis reproducirt.

der Papstname als Monogramm gesetzt ist, weicht eine Münze des Papstes Marinus I. (882—884) davon ab; denn auf ihr nimmt der Name MARINI PP die Vorderseite ein, und steht der Kaisername als Monogramm KAROLS auf der Stelle, welche herkömmlich das Papstmonogramm hätte einnehmen sollen. Promis hat diese Formung der Legenden als eine Neuerung des Marinus bezeichnet, ohne sonst dazu eine Bemerkung zu machen. Da nun jener Kaiser Karl der Dicke, der letzte der Karolinger, ein mißachteter Fürst ohne jede Autorität war, so kann die Behandlung seines Namens auf der Münze des Marinus den Eindruck absichtlicher Geringschätzung hervorbringen. Doch das ist eben nur scheinbar; denn schon auf einer Münze des Nachfolgers dieses Papstes, Hadrian des III. (884—885), steht wieder der volle Name desselben mißachteten Kaisers CAROLVS IMP.

Es hat wol immer Schwankungen in der Legendendarstellung der Münzen gegeben, vor wie nach der Zeit Alberichs. So steht auf einem Denar Johanns XII. (955—963) der Papstname DOM. JOH. PAPA als recht trotzend aussehende Umschrift um den ganz einfachen Kaisernamen des großen OTTO, und auf der Rückseite nur die Umschrift SCS. PETRVS um eine ausgestreckte Hand. Auf einer Münze Johanns XIII. (965—972) stehen sogar die Namen des Papstes und des Kaisers auf einer und derselben Seite bei einander, und zwar so, daß JOH. PAPA über das einfache OTTO gesetzt und davon durch einen Strich getrennt ist. Auf einer Münze Benedicts VI. (973—974) steht der Papstname als große Umschrift um das einfache viel kleinere OTTO. Auf

einer andern desselben Papstes sieht man auf der Vorderseite dessen Brustbild mit seinem Namen, auf der Rückseite die Umschrift SCS. PETR. OTTO um ROMA im Felde.

Solche Abweichungen vom regelrechten Typus würden wol zahlreichere Beispiele aufweisen, wenn wir mehr Papstmünzen besäßen. Sie dürften sich vielleicht auch auf denen Alberichs vorfinden, doch wir kennen überhaupt nur vier seiner Denare.

Promis hat keine Bemerkung zu der Agapitus-Münze mit dem Monogramm Alberich gemacht. Ich selbst bemerke nur, daß es unstatthaft und irrig ist, aus ihr, wie Provana und seine Gewährsmänner gethan haben, auf ein Niedersinken der Macht des Fürsten der Römer unter die erstarkende des Papstes schließen zu wollen; denn hätte auch Alberich davon das Bewußtsein gehabt, so würde er nicht eine Münze zu seinem Verräter gemacht haben. Der gewaltige Usurpator der Civilgewalt des Papsttums konnte seine Herrschaft ruhig bis zu seinem Tode behaupten: sie war in der Stadt Rom selbst nicht erschüttert, aber von Deutschland her stark bedroht. Denn immer höher wuchs in Norditalien die Macht Otto's I. auf. Der König Berengar war sein Vasall geworden, die Mark Verona dem Bruder Otto's, dem Herzog Heinrich von Baiern, übergeben worden. Der größte Monarch Europas mußte früher oder später seinen Plan der Wiederherstellung des Kaisertums aufnehmen und in die Verhältnisse Roms bestimmend eingreifen. Die Beziehungen zu Deutschland stärkten daher das Papsttum und ließen den Wiedergewinn seiner verlorenen weltlichen Ge-

walt voraussehen. Alberich selbst erkannte, daß seine Herrschaft in Rom nur so viel Bestand haben werde, als eine Usurpation haben kann, daß die Trennung des weltlichen Dominiums von dem Papsttum nach seinem Tode nicht fortdauern, und daher sein Sohn Octavian nur als Papst der Erbe seiner fürstlichen Stellung sein könne. Der Chronist vom Soracte sagt ausdrücklich, daß der Sohn Alberichs Cleriker war. Der Vater ließ ihn als solchen erziehen, und suchte ihm die Stimmen des Clerus und Adels für seine künftige Wahl zum Papst zu sichern. So kehrte der „glorreiche“ Fürst und Senator der Römer selbst zu dem System der Vergangenheit zurück, indem er in seinem eigenen Sohne das Papstkönigtum wieder herzustellen gezwungen war.

Derselbe Chronist erzählt, daß Alberich vor seinem Ende die Optimaten Roms im S. Peter versammelte, um sie durch einen feierlichen Eidschwur zu verpflichten, seinen Sohn Octavian zum Papst zu erheben, sobald Agapitus gestorben sei. Der Fürst der Römer starb einen ruhigen Tod im Jahre 954, nachdem er 22 Jahre lang mit großer Kraft und bewundernswerter staatsmännischer Kunst sich als Gebieter Roms behauptet, und für so lange Zeit der von Factionen zerrissenen Stadt eine gesetzmäßige Ordnung und Verwaltung, den Frieden und die Unabhängigkeit von fremden Mächten gesichert hatte. So stark aber erwies sich auch nach seinem Tode der Eindruck seiner Regierung, und so fest war die gebietende Stellung seines Hauses, daß der Wille des Sterbenden ausgeführt wurde.

Zunächst ging die weltliche Gewalt in Rom auf sei-

nen jungen, noch knabenhaften Sohn Octavian über. Octavians-Münzen als urkundliche Beweise dafür besitzen wir freilich nicht, aber ohne Zweifel hat sie der Erbe Alberichs in der von seinem Vater angewendeten Legendenform geprägt. Der Papst Agapitus II. überlebte den Fürsten Alberich um ein Jahr. Als er im Herbst 955 gestorben war, wurde Octavian wirklich zum Papst erwählt. Er nahm den Namen Johannes XII. an, unter welchem er die Geschichte der Kirche geschändet hat. Er krönte Otto I. erst im Februar 962 zum Kaiser. So wurde durch den Sohn Alberichs das Imperium hergestellt und mit der Krone Deutschlands verbunden.

Ehe dies geschah, zeichnete Johann XII. die römischen Münzen mit seinem Papstnamen allein, und stellte diesem wieder das Dominus voran als Ausdruck der Landeshoheit, welcher den Päpsten auf den Alberich-Münzen nicht mehr beigelegt worden war. Nach der Kaiserkrönung Otto's erhielten die Denare Johanns XII. wieder die hergebrachten Legenden. Auf dem ersten, der nach der Krönung geprägt zu sein scheint, zeigt die Vorderseite die Aufschrift OTTO IMPERATO sogar mit der Büste des Kaisers, was als eine Huldigung für ihn betrachtet werden muß. Die Rückseite trägt die Umschrift DOM JOANES, und auf dem Felde das Monogramm PAPA.





Gumppenbergs
Bericht vom Sacco di Roma.

1877.

I.

Die Münchner Staatsbibliothek besitzt ein Manuscript, welches folgenden Titel führt:

„Beschreibung aller Händel, die sich anno 1527 zu Rom verlaufen wie die Stadt von des Röm. Kaysers Caroli V. Kriegsvolk eingenommen und geplündert worden, durch den Hochwürdigen und Edeln Herrn Ambrosi von Gumppenberg, Prothonotarium Apostolicum, Domprobst zu Basel, Domherrn zu Würzburg, Augsburg, Regensburg 2c. so der Zeit zu Rom selb mit und beigewesen mit eigner Handt beschrieben."

Der Verfasser dieser Schrift war ein bairischer Edelmann, ohne besondere Bedeutung im öffentlichen Leben seiner großen Zeit, aber von sehr viel praktischer Erfahrung und Weltkenntniß. Sein Name ist hauptsächlich nur in Verbindung mit dem seines verdienten, sehr merkwürdigen Zeitgenossen bekannt geworden, des deutschen Orientalisten Johann Albert Widmanstadt oder Lucretius. Ich beschränke mich daher auf einige meinem Zweck zukommende Angaben über sein Leben, die ich meist seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen habe. [1]

---

[1] Im Cod. Bav. 1306, und einer Abschrift Nr. 2127 der

Er selbst hat in einem noch vorhandenen Bruchstück seiner Autobiographie sein Geburtsjahr nicht angegeben. Ausgerüstet mit so viel Studien, als er in Tübingen und Ingolstadt gemacht hatte, begab er sich als ein junger mittelloser Glücksritter nach Rom. Das Jahr seiner Ankunft bemerkt er nicht. Er sagt einmal folgendes: „ich pin nach Italien gekomen, da ich etwan 24 Jar alt gewest, und hab mich nit geschämet, alß edel ich gewest pin, daß ich mich dem wenigsten sowohl dienstbar gemacht habe, als dem allergrößesten Herrn.“ Nun berichtet er in seiner Schrift über den Krieg im Jahre 1527, daß er zur Zeit, da der Connetable von Bourbon im Anzuge gegen Florenz begriffen war, also im Monat April jenes Jahres „ein junger beherzter geselle von ain 25 Jaren“ gewesen sei. Demnach muß Gumppenberg etwa im Jahre 1525 nach Rom gekommen sein. Weil er aber zugleich behauptet, daß er ehe die Stadt durch die Kaiserlichen erobert wurde, in mancherlei Geschäften des Papstes zum siebenten Mal in Deutschland gewesen sei, so kann diese Angabe mit der eben gemachten Berechnung nicht gut vereinigt werden. Denn bei der Schwierigkeit des Reisens in jener Zeit ist es nicht glaublich, daß jemand innerhalb zweier Jahre in geschäftlichen Angelegenheiten siebenmal zwischen Rom und Baiern hin und her gegangen

---

Münchner Staatsbibliothek. Eine „Geschichte der Familie von Gumppenberg“ ist von Ludwig Albert von Gumppenberg als Manuscript für die Stammesgenossen in Würzburg 1856 gedruckt worden. Die Kenntniß der betreffenden Handschriften verdanke ich dem Oberbibliothekar Herrn Fehringer.

sei. Vielleicht hat der Abschreiber des Manuscripts (dieses ist nur in Copie vorhanden) aus der arabischen Ziffer 2 eine 7 gemacht. Doch das mag auf sich beruhen. Die Geschäftsreise Gumppenbergs von Rom an den Hof der bairischen Herzoge im Jahre 1526 beweist, daß, wie geringfügig auch sein damaliger Auftrag gewesen sein mag, der junge Deutsche in kurzer Zeit die Gunst großer Herren erworben hatte.

Rom war damals nicht mehr das glanzvolle Theater künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit wie zur Zeit Julius' II. und Leo's X. Ein Bruch in dieser Hinsicht war eingetreten unter der musenfeindlichen Regierung des unglücklichen Hadrian VI. Jedoch waren Akademiker und Künstler seit der Erhebung Clemens des VII. auf den heil. Stul zu neuem Leben zurückgekehrt: Männer wie Giberti und Sadoleto bekleideten das Amt des Secretärs im Dienste des zweiten Medici. Ausländer konnten in Rom nach wie vor die Schulen ausgezeichneter Professoren besuchen, die Schätze der Bibliotheken ausbeuten, und den Umgang vieler genialer Männer genießen.

Es waren aber schwerlich wissenschaftliche Triebe, die unsern jungen Landsmann nach Rom geführt hatten. Er hat sich nirgend im Zusammenhange mit Humanisten und Gelehrten dieser Stadt oder Italiens gezeigt, noch dort oder später in Deutschland in irgend einer Weise an der Wissenschaft oder auch nur an den kirchlichen Tagesfragen sich beteiligt. Er war ein Mann der Praxis; als solcher suchte er sein Glück zu machen, und das war in Rom nicht schwer, wo zwar die literarische Laufbahn Hindernisse und wenig Lohn finden konnte, aber die ein-

trägliche des Curtisan jedem begabten Menschen jeder Nation immer offen stand.

Ambrosius hat sich über seine römischen Lehrjahre nur ganz im Allgemeinen ausgesprochen, und das ist zu bedauern, denn es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, am eigenen Beispiel das Emporkommen eines armen Fremdlings gerade in Rom darzustellen. Es gab dort immer Deutsche, die als Höflinge es zu etwas gebracht haben, und denen bisweilen die Nachwelt auf Grund ihrer amtlichen Eigenschaft bei der Curie schätzenswerte Denkmäler ihrer Zeit zu verdanken hatte, wie dem Straßburger Burkard und den beiden Westphalen Niem und Gobelin Persona.

„Ich pin", so sagt Ambrosius, „bei allen meinen Gedanken dahin gestanden, wie ich doch thun mechte, daß es meinem Herren gefiele, daß ich in meins Herrn Gnade komen und darin bleiben mechte, dan zu Rom komen treue fleißige Diener bei ihren Herren hinfurt, es sein die Welschen wie pes bueben sie wollen, so gefält ihnen ein feiner, frumer treuer erlich Diener wol; sie suchen Wege und Mittel ihm aufzuhelfen; darumb ist daß die Ursache, das da jederman gen Rom lauffet, und sunder waß wie geschickte ingenia sein, das ein armer geselle so bald zu einem großen Prällat, Bistum, Cardinalat und gar zum Papat komen mege, als kein großer Herr nit." Er habe sich deshalb, so sagt er weiter, in Rom, wo nur das Talent und nicht die Geburt gelte, nicht gar viel auf seinen alten Adel verlassen, sondern sich in Dienst der großen Herren begeben mit solchem Fleiß und Eifer, daß er bald emporgekommen sei. Man habe ihm mit der

Zeit aus allen Landen Sachen zugeschickt (d. h. Geschäfte anvertraut), sogar aus der Insel Zea bei Konstantinopel.

Der Beruf, in welchem sich der junge Glücksjäger zu Rom ausbildete, war also der eines Geschäftsführers in kleinen und großen Angelegenheiten der Curie, oder hoher römischer Prälaten, wie deutscher Bischöfe und Fürsten, welche hundert Dinge auf dem geistlichen Weltmarkt zu erhandeln und zu betreiben hatten. Mit der Zeit erlangte Ambrosius eine so große Gewandtheit in seiner Kunst, daß er vom Kaiser Karl V. zum Procurator der deutschen Nation bestellt ward. Auch die zahlreiche Klasse solcher Agenten wurde mit dem allgemeineren Begriff des Curialen und Curtisan bezeichnet, und dieser war in unserem von der römischen Curie so schamlos ausgebeuteten Vaterlande verrufen und tief verhaßt. Gumppenberg wußte und erfuhr das mehr als genug, darum suchte er in jenen wenigen Nachrichten von seinem Leben diesen Flecken zu tilgen oder zu beschönigen.

Er erklärt, daß er sich des Namens eines Curtisan gar nicht schäme. „Ich wollt", so schreibt er, „mein hand darum geben, daß ganz Deutschland ein Cortisan wer und cortes handelt, so stünd unser arm Deutschland besser dan also da, und wer sich Roms schämet, hat gar wenig gesehen und erfahren. Ja man will sagen zu Rom sei alles Buberei, und da sehe und lerne man alle böse Stücke, und so einer gen Rom ziehet, so fände er gleich den Schalk und corrumpire sein gut Gewissen zusamt seinen moribus." „Wo aber", so fragt er, „kommen denn die großen Schelmen und Bösewichter in Deutschland her, die doch Rom und Welschland nie gesehen haben; wo

haben sie alle ihre Unehrbarkeit, ihre Trunksucht und Völlerei gelernt?" Sodann behauptet er, daß man nirgend in der Welt frommere, ehrbarere, diensthaftere und geschicktere Leute finde, als in Rom: dort lerne man vom Sehen und Hören mehr, als in Deutschland aus Büchern und auf einer hohen Stube bei einem unnützen studio. Hier haben wir also Aussprüche eines Deutschen über das römische Curtisanenwesen, welche die Satiren Huttens und die Pasquille der Reformatoren Lügen strafen sollen.

Ein Zeitgenosse der Reformation, ein Landsmann Aventins, der Curial des Cardinals Caetanus, hatte kein Bewußtsein davon, daß es gerade das verachtete Studium in den hohen Stuben war, was sein Vaterland Deutschland wieder groß und bedeutend machte, und die gesammte Kirche erschütterte, nachdem das Bücherstudium der italienischen Humanisten schon seit dem Costnizer Conzil die moralische Revolution der Welt begonnen hatte. Etwas freilich von gewissen Eigenschaften des Curtisans durfte Gumppenberg immerhin seinen Landsleuten wünschen, ich meine jene Cortesia selbst im besten Sinne Castiglione's, die in einem gebildeten und geistreichen Volk entstandene Renaissance der antiken Urbanitas. Sie hatte den in höfischen Sitten erfahrenen Erasmus unter anderen Vorzügen schöner Menschlichkeit in Rom bezaubert. Ut urbis liceat oblivisci quaerendus mihi est fluvius aliquis Lethaeus: so schrieb er an den Cardinal von Nantes.

Wenn Gumppenberg einmal ausruft: hätte ich tausend Söhne, so müßte mir ein jeder nach Rom, ehe er das vierundzwanzigste Jahr erreicht hat, so hat er hier, wie ich glauben will, nicht bloß die Kunst curialer Geschäfte

und der Sporteln im Auge gehabt. Seine Landsleute, so viele sich voll Haß und Abscheu vom römischen Wesen hinweg gewendet hatten, konnte er freilich nicht von der Ueberzeugung bekehren, daß die Liebenswürdigkeit des Curtisans meist nur die blendende Tünche der Laster des ränkevollen, gewissenlosen und habgierigen Höflings sei. In Deutschland galt auch Ambrosius als der vollkommen ausgelernte Curtisan (perfectus curtisanus) im übelsten Sinne des Worts. So heißt er in einer Anekdote De Eccio et Gumpenbergio in comitiis Augustanis, welche in Schelhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie (II, 741) unter der Rubrik Narrationes jucundae zu finden ist, und diese Anekdoten sollen den Vorlesungen Melanchthons entnommen sein. Zu untersuchen, ob ihm bei solchem Urteil seiner Landsleute Recht oder Unrecht geschah, ist nicht meine Aufgabe.

Er trat in die Dienste des in Deutschland von Augsburg her wol bekannten Cardinals Thomas de Vio oder Caetanus, wie auch Widmanstadt später Familiar eines Cardinals wurde, nämlich Schombergs. In diesem Höflingsverhältniß hat Ambrosius sein Glück begründet; und jener Cardinal ist wol vorzugsweise der Herr, um dessen Gunst und Gnade er sich bemüht hat. Im Adelspiegel des Cyriacus Spangenberg wird von ihm nichts anderes bemerkt als dies: Ambrosius von Gumpenberg in Italia lang studiert, und bey dem Cardinal Caetano wol daran gewesen.

In den Stürmen des Jahres 1527 machte sich Ambrosius durch größere dem Papst und den Cardinälen geleistete Dienste zuerst einen Namen. Er war Unter-

händler und Dolmetsch während der Gefangenschaft Clemens' VII. in der Engelsburg; er befand sich in gleicher oder schon höherer amtlicher Eigenschaft im Heer des Kaisers Karl bei den Belagerungen der Städte Neapel und Florenz. Demnach hat er die schrecklichen Schicksale, welche die drei herrlichen Städte Italiens nach einander erlitten, mit Augen gesehen.

Er begleitete den Cardinal Caetanus im Jahre 1530 zum Reichstage nach Augsburg; im Juli 1532 den Cardinallegaten Hippolyt Medici auf dem begonnenen, aber an den Grenzen Ungarns stille stehenden Kreuzzug der Bundesarmee gegen den Sultan Soliman, wol als Kriegscommissar. Er selbst behauptet, daß er während der langen Jahre, die er unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III. in Rom gelebt hatte, fünfmal oberster Commissarius und zwar allemal bei einer Armee von 20000 bis 30000 Mann gewesen sei. Er sagt sogar, daß er schon im Jahre 1527 oberster Commissar über die Landsknechte war und sie dreimal musterte.

Nach dem Tode Clemens' VII. wußte er sich auch die Gunst Pauls III. zu gewinnen, der ihn zum apostolischen Protonotar machte. Er erlangte großen Einfluß an der Curie. Benvenuto Cellini hat ihn einmal in seiner Selbstbiographie erwähnt und „meinen Herrn Ambrogio" genannt.

Die Pfründen und Belohnungen, die er von den Päpsten und großen Herren, auch wol vom Kaiser erhalten hatte, und seine fortgesetzten Geschäfte, deren jährliches Einkommen er selbst auf die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 3000 Gulden berechnet hat, verhalfen

dem Curtisan dazu, sich in Rom bequem einzurichten. Er kaufte ein Haus, welches der Abtei Farfa gehörte, und baute dasselbe prächtig aus. In dem giftigen und gemeinen Pamphlet seines römischen Verteidigers Angelus Scaltetus wider Widmanstadt heißt es von ihm: „Er bewohnt in der Stadt ein sehr geräumiges Haus, welches angefüllt ist mit antiken Marmorfiguren, mit Bildwerken, Gemälden, Krystallen und schönem Gerät. Seine große treffliche Bibliothek ist jedermann geöffnet, wie auch sein ganzes Haus allen offen steht, zumal angesehenen Männern oder solchen, welche in irgend einer Wissenschaft und Kunst hervorragen. Fast den ganzen Tag bringt er im Dienste der Mächtigen und Großen zu, wie man's so in Rom zu treiben pflegt, oder er widmet sich der Unterstützung der Freunde und Clienten. Kehrt er von Geschäften heim, so erholt er sich bei dem edeln Genusse, den ihm sein Haus gewährt, wo er oft ausgezeichnete Männer, Redner und Dichter zum Gespräch versammelt. Er schenkt allen seine Gastfreundschaft, zumal den Deutschen, welchen er seine hilfreiche Hand darzubieten nicht ermüdet."[1]

Wenn die Schmeicheleien eines bezahlten Advocaten auf Wahrheit begründet sind, so hat der Protonotarius und Procurator der deutschen Nation als ein einflußreicher Mann in den traurigen Zeiten, die auf das Jahr 1527 folgten, eine hervorragende gesellschaftliche Stellung, namentlich unter den Deutschen in Rom gehabt. Doch nahm er schwerlich jenen beneidenswerteren Platz ein,

[1] Das Pamphlet findet man in Schelhorns Amoenitates Literariae, T. XIII.



welchen sein Landsmann, der alte gefeierte Luxemburger Goritz, der Liebling der römischen Akademiker durch so lange Jahre behauptet hatte, ehe ihn und seine geistvollen Freunde die furchtbare Katastrophe des Jahres 1527 ins Elend stürzte.

Indes eines Tags, am 26. October 1540 wurde Gumppenberg aus seinem schönen Hause von Häschern des Gerichts in die Torre di Nona abgeführt: dies hatte sein Landsmann Widmanstadt, welcher ehedem sein eigener Gast gewesen war, bei der römischen Polizei durchgesetzt, weil jener, wie er behauptete, Meuchelmörder gegen ihn gedungen hatte. In einem langen Schreiben oder einer Apologie, welche Ambrosius noch in späteren Jahren an den römischen König Ferdinand richtete, hat er die in jenem grauenvollen Staatsgefängniß zwei Monate lang ausgestandene Hölle mit lebhaften Farben geschildert.[1] Er war damals, wie er sagt, bereits seit 16 Jahren der röm. Kays. Maj. Procurator durch ganz Deutschland gewesen, eine Berechnung, die indeß nicht genau sein dürfte.

Die Ursache des berüchtigten Scandal-Prozesses zwischen Gumppenberg und Widmanstadt war das Verlangen des neuen Bischofs von Eichstädt Moritz von Hutten, die von ihm bis zum Jahre 1539 innegehabte Dompropstei in Würzburg auch als Bischof fortzugenießen. Bei dieser Bemühung sind jene beiden Deutschen als Procuratoren eines und desselben Prälaten und eines und desselben bei der römischen Curie zu vermittelnden Geschäfts in einen langen und erbitterten Streit geraten. Der

[1] Cod. Bav. 1306, fol. 209.

Prozeß war wenig ehrenvoll für deutsche Männer, um so weniger, als er nicht, wie so viele erbitterte Feindschaften unter italienischen Humanisten mit wissenschaftlichen Motiven verbunden war. Doch darf hier Widmanstadt vorweg unsere Sympathie in Anspruch nehmen, als ein Mann von wirklichen literarischen Verdiensten.

Ambrosius, durch den endlosen Prozeß gepeinigt, verließ Rom etwa im Jahre 1545, und kehrte nach Deutschland zurück, und zwar im Dienst des Cardinals Alexander Farnese. Hier war er Generalcommissar der päpstlichen Hilfstruppen unter Octavio Farnese im Schmalkaldischen Donaukriege. Er lebte abwechselnd in Augsburg und in Eichstädt, in welchen beiden Städten er Canonicus war. Auch besaß er die Würde des Erbmarschalls von Ober-Baiern. Der unruhige, streitsüchtige, vielgeschäftige Mann ist zu Eichstädt am 4. Sept. 1574 gestorben.

Ein Curiale, welcher 20 Jahre in Rom und noch lange Zeit in dem tief aufgeregten Deutschland lebte, mitten in dem gewaltigen Umgestaltungsprozeß der europäischen Welt durch das Kaisertum Karls V. und die Reformation, der als Augenzeuge, hie und da als amtlich Teilnehmender so große Ereignisse sich vollziehen sah, und die bedeutenden Männer der Zeit persönlich kannte, ein solcher Mann war, das darstellende Talent vorausgesetzt, wol dazu berufen, in einer Autobiographie ein Zeitgemälde der Nachwelt zu überliefern. In der That fühlte Ambrosius, in sein Vaterland zurückgekehrt, bei größerer Muße den Trieb, seine denkwürdigen Erinnerungen niederzuschreiben. Er begann seine Biographie



im Kanzeleistil einer Urkunde oder eines Testaments mit Aufzählung aller seiner Pfründen und Ehrentitel: Ich Ambrosy von Gumppenberg, Erbmarschall in Oberbaiern etc. Diese Adresse ad posteros richtete er ausdrücklich an die eigene Familie, als deren merkwürdigstes Mitglied er sich selbst zu betrachten Ursache hatte. Nicht anders ist der alte Götz von Berlichingen verfahren; er hat seine ritterlichen Thaten aufgezeichnet seinen „Erben, Kindern und Nachkommen zu Ehren und Gutem".

Die Lebensbeschreibung Gumppenbergs, erhalten in dem flüchtig und hieroglyphisch geschriebenen Original und in einer nur halb verständlichen Abschrift, umfaßt indeß nicht mehr als 13 Blätter. Der Autor beginnt mit dem trockenen Verzeichniß seiner nächsten Familienglieder; dann springt er, ohne sich bei seiner Erziehung und seinen Studienjahren aufzuhalten, schnell nach Rom über, und verbreitet sich in allgemeiner Weise über den dort von ihm erwählten Beruf. Hierauf kommt er ohne weitere Vermittlung zu den Ereignissen des Jahres 1527. Er gibt hastige Nachricht von seiner Verwicklung in dieselben bis zum Augenblick, wo der Connetable vor den Mauern der Stadt erscheint. Hier bricht das Manuscript ab. Entweder ging die Folge verloren, oder (und das halte ich nach der dürftigen Anlage dieser Aufzeichnung für wahrscheinlich), der Biograph gab seinen Plan auf, weil er ihm doch nicht gewachsen war.

Hätte er nicht mit so viel Emphase seine Absicht angekündigt, sein Leben und Thun „von der Kindheit bis zum Grabe" darzustellen und seinen Nachkommen und Vettern zu ihres Stammes Ehre als ein „Exempel und

Memory“ zu hinterlassen, so würden wir kein Recht haben, dies Fragment auf solche Verheißung hin erwartungsvoll anzusehen. Nun aber bedauern wir, daß wir um versprochene deutsche Memoiren gekommen sind, welche auf die Geschichte und Zeiten Karls V., Clemens' VII. und Pauls III. in biographischer Weise sich würden bezogen haben.

Der lobenswerte Versuch eines vielerfahrenen Deutschen jener Zeit, in seiner Muttersprache sein Leben niederzuschreiben, ist aber schon als solcher der Aufmerksamkeit wert. Die deutsche Literatur ist nicht reich an Biographien und Memoiren, dieser wichtigen Gattung der historischen Kunst, welche man den psychologischen Spiegel nennen darf, worin Nationen das geistige Bild ihres Staats und ihrer Gesellschaft als persönliches Porträt des Zeitalters erkennen. Wir haben den biographischen Sammlungen der Franzosen und Engländer wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Wir besitzen aus unserer älteren Vergangenheit nichts, was sich einem Joinville, Froissart oder Comines, oder jenen Denkwürdigkeiten vergleichen ließe, mit denen ein Papst, Pius II. Piccolomini, die Nachwelt beschenkt hat.

Die sich selbst beobachtende, die historische Erfahrung der eigenen Welt zum Bewußtsein der Zeit gestaltende Persönlichkeit wurde bei uns erst durch die Stürme der Reformation losgelöst, aber die Anfänge, die wir damals in der biographischen Literatur, meist durch die italienische Charakteristik angeregt, gemacht haben, gingen in der Verwilderung der Gesellschaft und der deutschen Sprache während des 17. Jahrhunderts folgelos verloren.

Durch das Gestrüpp dieser in officiellen wie privaten Gebieten sich hindurch zu arbeiten, ist wol die schwierigste, fast herkulische Arbeit, welche heute auch dem geduldigsten deutschen Geschichtsforscher auferlegt werden kann. In solchem vernachlässigten, weit zurückgebliebenen Sprachstoff zu versuchen, die erlebte Welt in allem Reichtum menschlicher Verhältnisse abzuschildern, konnte unsere Staatsmänner und Beobachter noch bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen nicht reizen; und selbst als dieser Verfall und Tumult der Sprache noch nicht eingetreten war, in der Epoche sprachschöpferischer Kraft Luthers, Aventins und Tschudi's würde einem deutschen Benvenuto Cellini die Sprache unsres edeln Albrecht Dürer mehr als ein Hinderniß des Ausdrucks gewesen sein. Man wird das Leben des Götz von Berlichingen heute kaum noch ein Zeitgemälde nennen, es sei denn von den rohesten Zügen ohne psychologischen Blick für den Menschen, ohne Spur individualisirender Kunst, und endlich ermüdend durch die verworrene, langatmige, schwerfällig pedantische Redeweise, welche den Sinn in Dunkelheit hüllt.

Der deutsche Curtisan in Rom aus der großen Zeit Luthers und Karls V. machte also den rühmenswerten Versuch einer Selbstbiographie, aber er verunglückte dabei; die Schuld lag an seiner mangelhaften Bildung und persönlichen Unbedeutung überhaupt, nicht an seiner besondern Unfähigkeit sich deutsch gut auszudrücken. Er hatte in der Fremde seine Muttersprache nicht verlernt. Sie ist bei ihm vom bairischen Dialekt gefärbt, mit Fremdwörtern nicht zu sehr angefüllt, sehr unbeholfen und ungebildet, oft roh im Ausdruck, aber

immerhin so lesbar, wie jene seines Zeitgenossen Adam Reißner.

Nun aber hat er doch seine Lebensgeschichte fortgesetzt, weil sie ihm wichtig erschien, und sie war es sicher durch die Fülle erlebter großer Dinge; ja, wie dankbar würden wir ihm noch heute sein, wenn er verstanden hätte, sie uns wichtig zu machen. Er schrieb den Bericht über die Ereignisse des Jahres 1527, welcher als ein herausgenommenes und mehr ausgeführtes Stück eines größeren Ganzen zu betrachten ist. Es reicht vom Monat April, wo Clemens VII. von Florenz aus mit dem Connetable unterhandelte, bis zum 29. November, wo die sechs päpstlichen Geiseln aus der Haft der Landsknechte glücklich entronnen sind. Da bricht auch dies Manuscript plötzlich ab.

Die Erzählung Gumppenbergs ist erst aus der Erinnerung geschrieben zwischen den Jahren 1549 und 1555, als Julius III. del Monte Papst war. Die Abschrift des Manuscripts besorgte sein damaliger Secretär Johann Baptist Fickler. Dieser Mann, ein Würtemberger von Geburt, ist nachher in Salzburg und München zu einigem Ruf gekommen, als Theologe, Canonist, Uebersetzer, Numismatiker, als eifriger Katholik. Er erlangte auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er Lehrer Maximilians I. von Baiern in der Rechtswissenschaft wurde. Er starb an der Schwelle des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1612.

Auch Fickler hat sich, und das erregt als ein Trieb jener Zeit wiederum Aufmerksamkeit, an einer Autobiographie versucht, in deutscher Sprache, die nicht besser



und gebildeter ist als die seines ehemaligen Principals Gumppenberg.[1] Auch ist sein Versuch ebenso dürftig und geistlos ausgefallen. Er erzählt, daß er im Jahre 1555 mit Johann Agricola den Grad des magister artium zu Ingolstadt erhalten habe, und sagt weiter: „Nicht lang nach dieser Zeit bin ich zu Herrn Ambrosius von Gumpenberg in Dinst khomen, und sein Secretari worden, bey dem als einem selzamen unruwigen Kopf, hab ich bey vier Jahr vil Unruhe und Arbeitt, mit schreyben und Reysen, gefahr, zu hause und Landt erlitten und überstanden, wie denjenigen bewußt, so Ine Herrn und mich zur selbigen zayt gekannt, solchen unruwigen und schwären Dienst als ich Ime auf ettliche Jahr verschrieben gewesen, hab ich mit geduldt überstandten, bis Gott der Allmechtige gnadt und gelegenhait geschickt, das ich nach gehabtem Reychstag zu Augspurg anno 1559 zu dem hochwürdigsten Fürsten und Herren, Herrn Michel Erzbischoffen zu Salzburg und legaten des Stuhls zu Rohm, des geschlechts von Kienburg in Dienst khomen bin.“

In der von Fickler revidirten Abschrift ist also der Gumppenbergische Bericht erhalten. Man erwarte in ihm weder die Aufschlüsse eines in die Politik der Zeit eingeweihten Staatsmannes, noch die Genauigkeit eines Geschichtschreibers. Es gibt darin Irrtümer genug, selbst Verwechslung und Entstellung italienischer Namen, welche doch dem Verfasser besonders geläufig hätten sein sollen. Es sind Fehler des Gedächtnisses, der Flüchtigkeit, bis-

---

[1] Cod. Bav. 3085.

weilen wirklicher Unwissenheit. Seine Schrift ist keine ernstliche Arbeit; Studium hat er daran nicht gewendet. Ihr Zweck war auch viel weniger ein historischer als ein biographischer, und dieser Gesichtspunkt war gerade dasjenige, was mich bei diesen Aufzeichnungen Gumppenbergs gefesselt hat. Er verleiht ihnen Züge des Persönlichen von besonderm Wert.

Unter allen Relationen über den Sacco di Roma ist keine in solcher Weise geschrieben worden, daß die Person des Augenzeugen und Erzählers in der Mitte der Dinge sichtbar bleibt, und dadurch diesen selbst ein persönliches Leben gibt. Das ist nicht einmal von den italienischen Darstellern geschehen, welche in dieser Literatur die Mehrzahl bilden. Der Römer Marcello Alberini, von dem die umfassendste, noch unedirte Beschreibung der Katastrophe herrührt, war ihr Augenzeuge, aber zu jener Zeit erst sechzehn Jahre alt. So kostbar die wenigen Blätter sind, welche Benvenuto Cellini jenem Ereigniß gewidmet hat, so macht er uns doch bedauern, daß er dasselbe nur als flüchtige Episode in seinem wunderbaren Leben behandelt hat. Das Local seiner Beobachtung war nur die Engelsburg.

Ueberhaupt ist es auffallend, daß wir von den in jenem Drama als Handelnde oder Zuschauer beteiligten und gar von den hervorragenden Personen so wenige Aufzeichnungen des Erlebten besitzen. Es ist ein erstaunlicher Zufall, daß wir den Bericht eines damaligen Cardinals haben, des Scaramuccia Trivulzio von Como, in einem Brief an seinen Secretär. Das furchtbare Ereigniß hatte selbst die Beobachtungsgabe der Italiener gelähmt; das Individuelle

und Charakteristische müssen wir meist aus den Depeschen der Gesandten schöpfen. Heute würde ein so großer Vorgang von hundert neugierig zudringenden, geistreich beobachtenden, auch kühn ihr Leben an die Feder wagenden Zeitungscorrespondenten in allen Sprachen Europas beschrieben worden sein. Denn wir besitzen jetzt eine in loco et actu improvisirte Geschichtschreibung: das schon auf dem Geschehen ertappte Ereigniß wird gleichsam literarisch photographirt. Die Macht der Cultur hat dem Menschengeist eine erstaunliche Schnellwissenheit gegeben. Ein weiter Abstand trennt unser heutiges historisches Erfahren von jenem Zustande des Mittelalters, wo die mühsam, sparsam und spät überlieferten und entstellten Kunden der Zeit der Klostermönch in seine Chronik eintrug, und auch von jenem nachmittelalterlichen langsamer Depeschen der Gesandten und der ersten Anfänge der Zeitungen als blattweise circulirende Avvisi und Neuigkeiten.

Wie dürftig ist der Bericht des Franzosen César Grolier vom Sacco di Roma, und doch war er Augenzeuge. Auch die italienischen, zum Teil mit dem Bewußtsein geschichtlicher Kunst ausgearbeiteten Darstellungen von Luigi Guicciardini, Francesco Vettori, ferner die Compilationen, welche den Namen Jacopo Buonaparte und de Rossi tragen, und anderes, haben nichts Persönliches.

Deutschland war an der Umwälzung Roms zu jener Zeit am tiefsten beteiligt. Es stand in einem zweifachen Kriege wider den Papst, dem politischen unter der Führung des Kaisers, dem moralischen und deshalb wahrhaft nationalen unter der Führung Luthers. Es mußte daher mehr als jede andere Nation seine Aufmerksamkeit auf

das zusammenstürzende Rom richten. Gewiß gelangten damals manche, doch sicherlich nur lakonische Berichte von Augenzeugen dorthin. Sie gingen verloren, oder sind hie und da erhalten in der Form von „Sendschreiben", „Historien, welcher gestalt die Stadt Rom erobert worden" und bearbeitet als „wahrhaftige und kurze Betrachtung" u. s. w., immer in höchst mangelhafter Weise. Ich rede hier von Schriftstücken in deutscher Sprache, nicht von solchen, welche von Gelehrten lateinisch verfaßt worden sind, wie die geringfügige Halosis Romae.

Es fand sich aber doch bei uns ein tüchtiger Zeitgenosse, der es unternahm, die Kriege des Kaisers in den Jahren 1526 und 1527 in unserer Sprache zu beschreiben, nämlich Adam Reißner. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß er dies im Rahmen einer Biographie gethan hat. Er gab uns die Memoiren der beiden Frundsberg, ein unbeholfener Versuch in dieser Gattung, dem das persönliche Leben, die psychologische Beobachtung und die naive Grazie fehlt, mit welcher der Loyal Serviteur die Geschichte des berühmten Gegners Frundsbergs auf dem Schlachtfelde, des bon chevalier sans peur et sans reproche ausgestattet hat. Aber doch ist es ein sehr achtungswerter Versuch, von dem man bedauern muß, daß er keine Folge in unserer Literatur gehabt hat, zumal für den dreißigjährigen Krieg. Reißner schrieb unter dem Einfluß des Paul Jovius, dem er meist sclavisch folgt, und Jovius war auch ein Meister im biographischen Porträt, welches die Italiener zu so hoher Vollendung gebracht hatten.

Da ist ferner ein anderer Mann aus der Kriegsschule Frundsbergs, der nach Deutschland zurückgekehrt in der

Muße des Alters die Feder ergriff, um seine Denkwürdigkeiten in der Muttersprache aufzuzeichnen. Es ist der weitberühmte Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach. Er war schon einer der angesehensten Hauptleute im Heere der Landsknechte gewesen; er hatte Rom mit erstürmt, den Papst in der Engelsburg mit bewacht. Und doch fertigt er alle seine damaligen Erlebnisse, ja das ganze gewaltige Jahr 1527 auf ein paar Blättern ab. Man glaubt sein großes Schlachtschwert rasseln zu hören, wenn er wie ein Spartaner schreibt: „Den 6 Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebrannt."

Kein anderer seiner Waffengenossen hat eigene Erlebnisse aufgezeichnet. Es hat keinen Xenophon unter jenen frummen Landsknechten gegeben. Wir sind also auf Reißner und Schertlin beschränkt, und zu ihnen gesellt sich jetzt als dritter Ambrosius von Gumppenberg. Seine Erzählung ist durchaus selbständig; er hat nichts von Andern; es ist ihm nur darum zu thun, die eigene Person als höchst wichtig erscheinen zu lassen. Und gerade deshalb hat er manches, was neu und merkwürdig ist.

Er erzählt, daß er von seiner Sendung zu den Herzogen Baierns nach Rom zurückreisend, unterwegs in Trient Georg von Frundsberg traf. Es war also in der ersten Hälfte des November 1526, wo der berühmte Feldhauptmann im Begriffe stand, mit seinem Kriegsvolk den schwierigen Alpenübergang in die Lombardei zu wagen, welchen Reißner geschildert hat. Gumppenberg war mit

Frundsberg verwandt: er nennt ihn seinen Schwager. Der General forderte ihn auf, bei ihm zu bleiben, den Zug nach Italien als sein Dolmetsch mit zu machen; er versprach ihm Reichtümer, sogar, was seltsam genug zu hören ist, einen möglichen Cardinalshut. So trat der Versucher an den jungen Curtisan heran: die glücklich begonnene Laufbahn des römischen Herrendieners sollte er aufgeben, um als Feind des Papstes unter grimmigen Lutheranern nach Italien, vielleicht gar nach Rom zurückzukehren. Er lehnte den Antrag ab, und reiste weiter, sehr langsam. Denn erst nach Monaten, im folgenden Jahre 1527 kommt er, über Venedig gehend, nach Florenz, wo gerade die Signorie dieser Republik und der Cardinal Silvio Passerini mit der kaiserlichen Armee unterhandelten, die am Fuß des Apennin angelangt das reiche Florenz bedrohte. Es war am Ende des März, oder in den ersten Tagen des April.

Der Papst hatte, was Gumppenberg dort hören mußte, am 15. März den Vertrag mit dem Vicekönig Lannoy abgeschlossen. Er hatte Unterhändler in das Lager Bourbons geschickt, ihn vom Weitermarsch abzuhalten, erst Fieramosca, dann in steigender Angst den Vicekönig selbst. Gumppenberg sagt nichts von dieser Sendung Lannoys und dessen Zusammenkunft mit Bourbon, welche am 20. April bei Pieve di Santo Stefano stattgefunden hatte. Denn davon zu reden, paßte wahrscheinlich nicht in seine selbstgefällige Absicht. Aber er erzählt eine für uns neue Thatsache, nämlich, daß der Papst auch einen deutschen Boten nach Florenz geschickt hatte, den Erzbischof von Riga, Johann Blankenfeld. Dieser furchtsame alte Herr

hatte wol vernommen, daß die Florentiner Abgesandten, selbst der Vicekönig und der ihn begleitende Bischof von Vaison nur mit Not den empörten Bauernhaufen im Apennin entronnen waren; er weigerte sich deshalb als Unterhändler zu Bourbon zu gehen. Er forderte aber Gumppenberg auf, die Sendung an seiner Statt zu übernehmen, und dieser hatte bereits den Befehl vom Papst erhalten, in Florenz zu bleiben und der Signorie zu Diensten zu sein. Ein solcher Auftrag war für einen jungen Mann nicht wenig schmeichelhaft und ehrenvoll. Er erklärt sich daraus, daß Gumppenberg, was man in Rom wissen mochte, ein Verwandter des gefürchteten Frundsberg war, und außerdem manche deutsche Edelleute im Lager Bourbons persönlich kannte.

Hier ist merkwürdig, was Ambrosius erzählt: daß unter den Versprechungen, mit welchen der geängstigte Papst den Rückzug der Kaiserlichen zu erkaufen gedachte, auch diese war, dem Sohne des deutschen Generals, Kaspar von Frundsberg, der als Hauptmann bei Leyva in Mailand zurückgeblieben war, seine eigene Verwandte zu vermälen. Die noch sehr junge Dame war Catarina Medici (der vergeßliche Gumppenberg nennt sie Margareta, weil er ihren Namen mit dem der natürlichen Tochter Karls V. verwechselte) und sie befand sich damals in Florenz. In dem Schachspiel der päpstlichen Politik ist sie oft genug als Puppe ausgespielt worden, und mancher große Herr, unter andern auch Philibert von Oranien, hat sich auf diese Partie Rechnung gemacht.

Der Antrag des Papstes an Frundsberg erscheint so verzweifelt, daß man fast Mühe hat, an ihn zu glauben;

aber warum hätte ihn Gumppenberg erfinden wollen? Ich halte ihn für wahr: Clemens VII. konnte immerhin sich einbilden, daß Frundsberg, dessen Erkrankung und Entfernung nach Ferrara ihm noch nicht bekannt war, das trügerische Versprechen als baare Münze annehmen würde. Die Reise Gumppenbergs in das Lager Bourbons unterblieb. Er ging nach Rom mit jenem Bischof Blankenfeld. In seinen biographischen Nachrichten hat er erzählt, daß dieser Unheil ahnende Prälat, nachdem er im Vatican Bericht abgestattet hatte, sich eilig aus dem Staube machte, um nach Deutschland zurückzukehren. Nun rückte Bourbon in rasender Schnelligkeit heran.

Es ist richtig, was Gumppenberg hier als seine Ansicht ausspricht, daß der Connetable nicht die Absicht hatte, sich auf Rom zu werfen. Die Erstürmung der großen fest ummauerten Stadt mit einer vom Mangel geschwächten Armee ohne Belagerungsgeschütz, während der Herzog von Urbino ihr auf den Fersen war, hätte von vornherein als ein wahnsinniges Unternehmen erscheinen müssen. Sie war auch nur ein von der Verzweiflung abgenötigter Handstreich. Was Bourbon ursprünglich beabsichtigt hat, ist sicher dies gewesen: einen Paß über den Tiber bei Rom zu gewinnen, und mit Hilfe der kaiserlich gesinnten Colonna, welche er dort zuversichtlich erwartete, in das befreundete vom Feinde ganz freie Land Neapel zu gelangen. So hat das Gumppenberg richtig dargestellt. Er schildert sodann, was hinlänglich bekannt ist, die Verwirrung in Rom, die Mangelhaftigkeit der Verteidigungsanstalten nach Abdankung der schwarzen Banden auf Grund der Habsucht des an der Curie allmächtigen Jacopo Salviati,

„eines arglistig bös Juden, Finanzers und Kaufmanns“, wie er denselben nennt. Die Verlegenheit des Papstes muß schrecklich gewesen sein, wenn er selbst Gumppenberg um seinen Rat befragte. Dieser Rat aber war: mit den Kaiserlichen zu unterhandeln.

Es ist aus anderen Berichten bekannt, daß am Tage des Sturms die Conservatoren Roms den jungen Markgrafen Gumprecht von Brandenburg, welcher sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, bewogen, als ihr Unterhändler sich zum Bourbon zu begeben. Diese Thatsache erfahren wir jetzt von Gumppenberg als etwas persönlich Erlebtes. Denn auch er wurde damals auf das Capitol gerufen. Er hat den Brandenburger bei dem Ritt nach Ponte Sisto begleitet.

Der Auftrag des Markgrafen mißlang, denn das wütende Kriegsvolk wälzte sich ihm über jene Brücke stürmend entgegen. Der Prinz und Gumppenberg wendeten die Pferde zur Flucht, um dem Gemetzel zu entrinnen. Unser Autor erzählt, daß er seinen Begleiter zwar in sein Haus zurückgebracht, aber die Thüre nicht schnell genug habe schließen können, da der wilde Kriegshaufe nachdrang. Auch im Bericht bei Buder heißt es: die Feinde seien vorgedrungen „dermaßen das dem Edeln Fürsten von Brandenburg wenig weil wardt yn eyn Haus zu komen, sein leben zu erretten“. Von der Gefangennahme des Markgrafen redet Gumppenberg nicht; in der Halosis Romae wird erzählt, daß Gumprecht (dort irrig Albertus genannt) erst ausgeplündert, dann gefangen, und nur durch die List eines deutschen Hauptmanns aus den Händen der Spanier errettet ward.

Gumppenberg sagt nicht, ob er selbst in der ersten Flucht sich in die Engelsburg geworfen hat und dort geblieben ist. War das der Fall, so würde er wol davon geredet und sich seiner Mitgefangenschaft neben dem Papst und so vielen Cardinälen, Diplomaten und großen Herren gerühmt haben. Wahrscheinlich hat ihm die Bekanntschaft mit deutschen Hauptleuten zur Rettung verholfen, und alsbald bedurfte man auf beiden Seiten seiner Dienste.

Die Vorgänge während der Plünderung Roms hat er nur im Allgemeinen geschildert. Seine Hauptsache bleibt die Stellung, welche er jetzt selber einnahm. Es war die des Dolmetsch und Vermittlers zwischen dem Papst und den deutschen Landsknechten; aus Eitelkeit hat er seine Wichtigkeit zu steigern gesucht, und doch wird in keinem Bericht der Zeitgenossen oder Actenstück sein Name genannt. Da wo man ihn etwa hätte erwarten dürfen, findet er sich nicht. Ich meine die genauen spanischen Depeschen des kaiserlichen Secretärs Perez. Wir lesen sie jetzt in den im Jahre 1875 zu Madrid von Antonio Rodriguez Villa veröffentlichten Memorias para la Historia del Asalto y Saqueo de Roma en 1527 por el ejercito imperial, einer wichtigen diplomatischen Bereicherung der Geschichte jener Ereignisse.

Am ausführlichsten hat Gumppenberg in seiner Denkschrift von seinen Beziehungen zu den empörten, nach Sold schreienden Landsknechten geredet, und zwischen ihrem lärmenden Hauptquartier auf Campo di Fiore und der grauenvollen Engelsburg ist er oft hin- und hergegangen. Um so mehr muß man bedauern, daß er die Zustände in dem Castell nicht geschildert hat. Bei Gelegenheit seiner

Mitteilung vom Einschmelzen goldener und silberner Gefäße und Reliquien in der Engelsburg, um daraus Geld für das deutsche Kriegsvolk zu prägen, hat er zu demjenigen, was Benvenuto Cellini erzählt, etwas Neues hinzugefügt, nämlich die Enthüllung der Schelmereien, welche sich ein deutscher Münzmeister Angelo Schaur, damals im Dienste des Papstes, zu Schulden kommen ließ. Man mag sich vorstellen, wie es bei diesem Geschäft in der Engelsburg hergegangen ist; hat doch Benvenuto selbst später dem Papst gestanden, daß er nach dem Schmelzen etwa ein und ein halb Pfund Gold in der Asche gefunden und sich aus Not angeeignet hatte.

Gumppenberg versichert mehrmals, der Papst habe sich zu ihm beklagt, daß die Deutschen ihn den Spaniern so ganz und gar überließen, denn er habe lieber von jenen als von diesen bewacht sein wollen. Das mag wahr sein für die Zeit, als Clemens fürchtete, zu Schiff nach Neapel und gar weiter fortgeführt zu werden.

Am 1. Juli schrieb Perez an den Kaiser: „Die Deutschen haben versucht, den Papst an sich zu nehmen; sie begannen einen Aufruhr und verlangten ihren Sold; als die Spanier das sahen, erhoben auch sie sich im Tumult; sie sagten, die Deutschen thäten Recht, ihren Sold zu verlangen, auch sie wollten bezahlt sein, aber nicht erlauben, daß die Deutschen den Papst aufheben, denn das sei nicht Gottes Dienst, noch gezieme es dem Dienst und der Autorität Ew. Majestät. Der Prinz von Oranien, Don Hugo und Alarcon, der Abate von Nagera und Juan de Urbina haben zwischen beiden Nationen dahin vermittelt, daß jede sechs Bevollmächtigte erwählt — ich

weiß nicht was sie beschließen werden, denn die Deutschen beharren darauf, daß sie den Papst und die Cardinäle haben wollen."[1]

Aus andern Depeschen desselben Perez geht hervor, daß Spanier und Deutsche fortdauernd um den Besitz des Papstes und der Cardinäle haderten, und die wütenden Landsknechte seine Fortführung nach Neapel nicht zulassen wollten, vielmehr damit umgingen, ihn mit sich hinwegzuführen. Als sie aus ihren Sommerquartieren in Umbrien wieder zurückkehrten, und Rom zu zerstören, den Papst und die Cardinäle umzubringen drohten, wenn sie nicht bezahlt würden, erfolgte das neue Abkommen mit ihnen und die Auslieferung der sechs Bürgen, unter denen sich sogar der Datar Giberti und der reiche Jacopo Salviati befanden.

Die Uebergabe dieser Opfer an die Officiere der Landsknechte im Saale der Engelsburg ist von Gumppenberg lebhaft beschrieben worden; was er erzählt, stimmt mit der Schilderung in der Depesche des Perez überein. Beide sagen, daß der Papst voll Verzweiflung erklärte, er selbst wolle das Los der Gefangenen teilen, und sich mit ihnen zu den Kriegsknechten begeben. Perez sagt nicht, daß er Augenzeuge bei diesem merkwürdigen, höchst tragischen Auftritt war, aber Gumppenberg hat ihn mit angesehen. Er erzählt, daß ihn die Landsknechte in das Castell verordneten, um in ihrem Namen vom Papst die Geiseln in Empfang zu nehmen, und dann zu ihnen auf den Campo di Fiore zu bringen. Mit ihm gingen zwei

[1] Villa, S. 234.

Hauptleute, Diepolt Häl und Sebastian Schertlin nebst 200 Doppelsöldnern, welche die Escorte bilden sollten.

Die Schilderung der Scene ist die beste Partie in der Schrift Gumppenbergs. Er stellt sich hier freilich ganz und gar in den Vordergrund, wie er überhaupt bei den Unterhandlungen mit den Landsknechten kaum eine der Hauptpersonen dieses Dramas mit Namen nennt, zum Beispiel nichts von Morone, Don Ugo Moncada, Nágera, Gattinara und Oranien zu sagen weiß. So verschweigt er auch, daß es Alarcon selbst war, welcher die Geiseln im Saale der Engelsburg übernahm und von dort hinausführte. „Alarcon", so berichtete Perez am 12. October an den Kaiser, „sah die Notwendigkeit ein, die gedachten Geiseln den Deutschen auszuliefern, weil sie sich dargeboten hatten, und weil durch sie der Ruin Roms verhütet wurde. Er bestand also so lange darauf, bis er sie aus dem Castell nahm; er ging mit ihnen bis auf den Campo di Fiore, alle zu Fuß. Aber da man sie im Saale, wo sie standen, aus dem Bereiche des Papstes und der Cardinäle zu nehmen sich anschickte, erhob sich ein solches Weinen und Geschrei, daß es schien, die Welt stürze ein, und Se. Heiligkeit sagte, ehe sie in ihre Auslieferung willige, wolle sie sich selbst in die Gewalt der Deutschen begeben, und dasselbe sagten die Cardinäle: aber endlich nahm sie Alarcon hinweg, und gab sie in die Hände der Deutschen."[1]

Gumppenberg schreibt: „Da saget der Papst mit waïnenden Augen, da stehen sie, nembt sie mit Euch hin, und

[1] Villa, S. 289.

last Euch befolhen sein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, sonder unser aigen Person darzue, und erbutte sich mit uns zu gehen, und gieng woll 3 oder 4 tritt mit uns für sich, da bath Ich und die Haubtleut sein Heiligkeit, das er solt stiller stehn, und alda beleiben —"

Mit ermüdender Breite hat sodann Gumppenberg die Mißhandlung dieser sechs Geiseln geschildert — es war unter ihnen auch ein künftiger Papst, Julius III. del Monte, damals Erzbischof von Siponto. — Nachdem er ihre Befreiung und Flucht aus dem Palast der Cancellaria erzählt hat, bricht er ab; sein Secretär Fickler hat unter das Manuscript geschrieben: „biß hieher und weiter ist es vom Herrn Scribenten nit continuiret worden."

Am 17. Februar 1528 zogen die Spanier und Landsknechte endlich aus dem 9 Monate lang barbarisch mißhandelten Rom ab, um sich in Neapel den Franzosen unter Lautrec entgegen zu werfen. Ich denke mir, daß Gumppenberg das abziehende Kriegsvolk in amtlicher Stellung begleitet hat, denn in solcher befand er sich bei demselben während der Belagerung Neapels.

Was ich von seinem Bericht über das Jahr 1527 mitgeteilt habe, wird, so glaube ich, meine Ansicht rechtfertigen, daß derselbe der Aufbewahrung und Veröffentlichung wert ist. Als literarischer Versuch seiner Zeit thut er freilich nur dar, wie wenig ausreichend das Talent des Mannes, wie groß seine Flüchtigkeit und sein Ungeschick gewesen ist den beneidenswertesten Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen anderen mitzuteilen. Als

selbständiger deutscher Bericht aber eines Augenzeugen wird er die nicht zahlreichen Nachrichten vermehren, welche wir von deutschen Zeitgenossen über ein so folgenschweres Ereigniß erhalten haben.

Keine der Katastrophen, die das zur politischen Weltmacht gewordene Papsttum in der langen Geschichte seines Kampfes mit den Staatsgewalten erfahren hat, kommt bis auf die allerletzte im Jahre 1870 erlittene, jener von 1527 gleich, auch nicht einmal seine gewaltsame Bezwingung in den Zeiten des Investiturkampfes durch den kühnen Staatsstreich des Kaisers Heinrich V. Im Jahre 1527 handelte es sich ganz einfach um den Fortbestand des Papsttums überhaupt in seiner bisherigen geschichtlichen Gestalt. Das Werk Luthers zunächst gewann durch den leichtsinnigen Krieg Clemens' VII. mit Karl V. und seine tiefe Niederlage eine mächtige Förderung. Zwar hat der Kaiser sich nicht an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt, zwar hat er das Dominium Temporale wieder aufgerichtet, die Krone aus den Händen seines so schmählich mißhandelten Feindes genommen, und mit dem Papsttum jenes Bündniß geschlossen, welches dann zum Verderben Deutschlands und Oesterreichs die Habsburgische Dynastie hartnäckig festgehalten hat, sowol auf Grund ihres Besitzes in Italien als um ihre imperiale Stellung gegen die Ideen und Absichten der Protestanten erblich zu behaupten. Doch hat das Papsttum im Jahre 1527 die Leitung Italiens verloren.

Der Kirchenstaat Julius' II., so viel unverhoffte Vergrößerung er auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhr, blieb nur eine Gleichgewichtsfrage der euro-

päischen Mächte Spanien, Oesterreich und Frankreich, so lange bis der Einheitsgedanke Italiens durch die Mitwirkung des reformatorischen Princips Deutschlands die Macht gewann, das Dominium Temporale als eine nur italienische Angelegenheit zu behandeln, das heißt aufzuzehren. Der merkwürdige Papst, welcher schon 31 Jahre lang und noch heute auf dem Stule Petri sitzt, ein moralisch Gefangener im Vatican, aber doch durch historische Notwendigkeit dort so confinirt und festgehalten, erinnert an die Schicksale Clemens' VII.

Unter Pius IX. hat das Papsttum den letzten Augenblick gehabt, wo ihm die moralische und politische Führung der italienischen Nation dargeboten wurde. Er ist ungenützt vorübergegangen, und das war ein Glück in Bezug auf die von der Papstkirche zwar bestrittene, auch gehemmte, aber doch nicht mehr zu bewältigende Neugestaltung Europas. Das Dominium Temporale ist gefallen; Rom ist am 20. September 1870 wiederum erobert worden; aber bei dieser neuesten und entscheidenden Halosis Romae ist es — was Geschichtschreiber und Menschenfreunde erfreuen kann — nur wie beim Vollzuge des spruchreif gewordenen Rechtserkenntnisses eines historischen Prozesses und daher sauberer hergegangen, als bei jener Einnahme, von der unser Manuscript berichtet.

Ich gebe dessen Text wieder, ohne sprachliche Veränderung, doch habe ich bisweilen Unwichtiges, oder durch Wiederholung Ermüdendes fortgelassen.

II.

Pabst Clement der Siebent seines Namens, der hat zuvor geheißen Cardinalis Julius de Medicis, vicecancellarius, ist gestorben Anno 1534 am 25. Sept. umb den mittentag, ist sechs ganzer Monat krank gelegen, und von fuessen auf gestorben, wie des geschlechts Medicis gebrauch sein solle, hat regiert 10 Jar etc.

Undter im, Im 1527 Jar am 6ten tag May zwischen sechs und fünf Uhren zu morgen, da hat der Herzog von Borbon, mit den Deutschen, Spaniern und Italienern Rom bey dem Belvidere bey dem Thor zu S. Pancracio und die Porten bey der Schweitzer Guardi mit steiglaittern zum Sturm angeloffén, bestigen und die Burg zue Sant Peter mit gewalt gewunnen[1], und geplündert, und ist der Herzog von Borbon in dem Nebel, den es denselben morgen (gab) von ainem Spanier und den Unsern an dem Sturm an ainer steiglaiter erschossen worden, dessen seel und aller gläubigen seelen Gott pflege.[2]

Auf solche Eroberung der Burgen, da hat der ganz Exercitus Caesaris in der Burg S^{ti} Petri grhuet, und ain andern Obristen erwelet, als nemblich den Principe de Orangie, der Marchess de Guasto war auch da, aber er kundt vor dem Principe de Orangie nit hinzue komen, auf dißmall.

---

[1] Die Burg ist der Borgo des Vaticans.

[2] Die Sage von dem am Connetable verübten Verrat scheint von Gumppenberg geglaubt worden zu sein, aber wunderlicher Weise setzt er „und den Unsern" hinzu.

Zwischen zwayen und dreyen desselben tags nach Mittentag da war der ganz Exercitus Caesaris wider in Armis, und fiengen an, gegen der Statt Rom zu stürmen hindter Sant Spiritus bey der starcken Pastion die Pabst Paulus tertius seither darumb gepauet hat, und zwischen 6 u 7 Uhr gegen Nacht, da hetten sie mit dem Sturm gewunnen alt Rom, Pietro montorio mit sambt allen dreyen prucken über die Tyber, als ponte Sisto, ponte Maria, und ponte quatro Capi, der Ich alles mit augen gesehen habe, und wie sie die ponte Sixti anlieffen, inen mit aller marter darob endtribt, das Ich nit erschlagen wurdt, wie andere, und kamen also daselbst herein in Rom auf den campo flor und Agon, da machten sie Ir schlacht Ordnung zum thail, behielten aber gleich wol die Burg Sant Peters[1] und alt Rom darneben damit Inen vom Duca di Urbino die Statt und Burg nit widerumb abgetrungen wurde, welcher Inen ob den 80000 stark[2], mit der welschen Liga Kriegsvolk als Ir Obrister, des Kaysers exercitu auf dem Hals war, welcher Exercitus Caesaris nit über 30000 stark war, noch dannoch wolt ers nit angreiffen oder die Imperialischen in Irem thuen verhindern, das man sagen thet, er hets dem Pabst Clementi das Pangket vergundt, dan er Im nit holdt war auch er über 6 Tage da nit ligen blibe[3], sondern von stund an ohn alle not mit seim excercitu abzug, und ließe des Kaisers exercito Irs gefallens mit

[1] D. i. der Borgo.

[2] Das Bundesheer betrug kaum 20000 Mann.

[3] Vielmehr 12 Tage lang.

Rom unverhindert handlen, das dan 13 ganze tag an ain ander geplündert wardt, und der vogl im Lufft nit frey war, auch meniglichen ohn allen rispetto er wer Kayserisch, Päbstisch oder französisch mit aller crudelta gefangen, geschetzt, geplündert, gemartert, und erwirget war, und Ir's gefallens jung und alt, frau auch man beschendigt wurde ohn einredt der Obristen.

Der Pabst war in das Castel S^ti Angeli geflohen mit 13 Cardinalibus und großen Anzall der Prelaten und großen Herren, also das daß Castel mit unnuzen Volk übersetzt war, es war auch das Volk nit geschickt zu der Wehr, so waren sie auch schedlich darin, der Proviant halber die sie unnuz hinweckh fraßen dermaßen, das sie benöttiget wurden biss Volks vill in der feindt Handt herauß zu stoßen. Also richt sich der exercitus Imperatoris das Schloß zu umbgeben und macheten in der Statt Rom vor der Engelpruckh vom turre de Nona herab biss in Altoviti hauß[1] ein großen tiefen aufgeworfnen graben das die aus dem Castel nit herauß in sie fallen khundten unversehener Ding, und im selbigen graben waren stäts des Kaysers Hackenschützen, die schussen die im Castel S. Angeli ohn underlaß von den Zinnen und Irer wehr herab, das sie sich im Castel nit wohl regen kundten.

An der andern Seitten des Castels, ihnerhalb der Tyber, da hetten die Kayserischen bey der Porten, da der Schweizer Guardj ist ain langen graben angefangen zue

[1] Der Palast Altoviti (in der Handschrift fehlerhaft Altiniti geschrieben) dauert noch heute fort.

machen, hart an der Stattmauer, welcher Graben stets under sich gieng under die Erden in die tieffen, und arbeittet Haubtmann Conradin mit 3500 Deutschen Erzknappen daran[1], und waren gar hinab kommen zum Castel, und wolten das undtergraben und das Castel mit Pulver das undter übersich werffen, und den Pabst, alle Cardinäl und Prälaten darin mit einander verderben, und waren schon zue den fundamenten kumben ohn allen widerstandt; dan du sollest ex judicio der großen Haubtleut wissen das daß Castel St. Angeli nit stark ist, dan es ist zue eng das man sich darin nit woll weren kan; wenig Leut erschießen nichts, vill kunden sich darin nit gerüren, darumb kan man auch nit vil Proviant darin halten, und ist allein contra furorem populi, wan in Rom das Volk aufrürig wurdt, so kan sich ain Pabst alda vor aim gwallt enthalten, biss er zu verhör und zu einem theding komen mag, oder andere notwehr suecht.

Also da sie alle ding zuem zersprengen zugericht hetten, da zug der Duca de Vrbino ab, da sahen die Kayserischen das sie kain widerstandt hetten, und der Pabst ohn ainhe hilf oder entsezung verlassen war, da bedachten sie sich aines bessern raths dieweil sie wisten das der Pabst kein hilf mehr het zu verhoffen, noch villweniger nottwendige proviant, das er mit sovil unnuzen volk über ain Monat oder 6 Wochen zu essen het, so fanden sie im rath, sie sollen das schloß belegert halten,

[1] Die Erzknappen sind eine Erfindung Gumppenbergs.

das nit ain Vogel auß oder ein mecht kumen, also und sie theten. — —

Sie entschlussen sich den Pabst zu belegern, und das Castel gar nit mehr zu zersprengen, auß disen Ursachen, zersprengten sie das Castel, so verderbten sie so ain tre:ff-lich Veste das dem Kayser künfftige Zeit mehr zu nach-tail komen mecht, gegen seinen feindten, dan zu guettem, wo und er Rom anderst behalten wolt, wie sie verhofften, zum andern so forchten sie Inen, dieweill sie on des Kaisers Wissen und willen Rom gewunnen, geplündert und zerstöret hetten, sollen sie erst den Pabst und Car-dinäl mit so vill Prelaten im Castel umbringen, und die Bevestigung zerreißen, das Inen zu ewigen Ungnaden, schmach und verderbung reichen mecht, dergleichen so war Inen der Kayser Nenn monat soldt schuldig, die wurden sie auch verlieren, darumben wer besser sie belegerten das Castel ob der Pabst sich mit Inen in ain Vertrag und Concordj einlassen wolt, das Inen das Castel in Ir handt wurde, und das sich der Pabst dem Kayser begebe, und Iren soldaten Ir ausstendig 9. Monat soldt zu be-zalen zusaget, und wie sie daß Castel begraben und be-legert hetten, da namen sie ettliche notschlangen und fal-konetten und richteten die auß dem Belvidere aus Pabsts gemach, und schussen zu obrist hinauf in das Castel, an die Zinnen, da schluegen die stein dermaßen umb sie, das Iemandts im Castel sicher war, und hetten schier ohn alles gewer den Pabst erschossen alßo das da weder Pabst oder yemandts auß seinem gemach dorffte, und dieweill er sich dan ohne Hilf oder trost fandt, und sach den großen Jammer in Rom, und das täglichen nur übler

hergieng, da fandt sein Heyligkeit im rath, er solt sprache begeren, und sich in ain Vertrag mit Jnen einlassen, als dan sein Heil. thet, und begehrt sprache, die wardt Im zuegelassen, und da waren auß des Kaysers exercitu von allen Nationibus commissari zu Ir Heiligkeit in das Schloß deputiert, denen sich Ir Hl. mit den Pacten ergaben,

Erstlich wollt Ir Hl. Person frey sein, und sich in yemandts handt nit gefangen geben, so war auch yemandts vons Kaysers wegen da, der so frech sein wollt, ain Pabst gefangen zu nemben oder handt an seiner Person anzulegen, wiewoll er gefangen genueg war, man setzt im gleich ein hietlen auf wie man wolle auß nachvolgenden Ursachen,

Er saget zu und versprache, dem Exercitu Ire 9 Monat soldt zu bezahlen, und in Ir Bewarsamb zu bleiben, biß und sie bezalt weren, zum andern, wollt er den Kayserischen das Castel einantwortten, darin sie In zu Ir sicherhait inhaben und bewaren solten biß und sie bezahlt wurden, aber so sie bezalt weren, so soll sein Hl. und das Castel wieder ledig sein, und sollen ohn schaden aus Rom ziehn, und niemandts mehr fahen, schezen, belaidigen, oder sein nemben noch verdörben.

Du hast aber verstanden, wie der Princeps de Orangie nach Absterben des Duca de Borbon zum Oberisten Veldthaubtmann erwehlt war, über die spanier war Johan de Urbino Obrister, ain vast geschickter und sehr trefflicher freudig Capitan ungefehrlichen bei 12000.

Über die welschen Soldaten war der signor Ferramuscha, ist ein Neapolitaner gewest fast ain erfarner,



geschickter und sehr reicher man, der war obrister über 10000 ungefehrlichen.

Über die Landsknechte der auch ungeferlichen bey 13000 man waren und nit gar, der Ichs baß wissen solt dan ain andrer, dan Ich als ain Obrister Commissari über sie, sy dreymal gemustert habe, das war Obrister über sie Herr Geörge von Fronsperg zu Mündelhaim Ritter, und Herr Conradt von Bembelberg den man das klain hesslen lange Zeit gehaißen hat der war sein Obrister leittnambt, aber Herr Geörg von Fronsperg der war Krankheit halber nit im einfall zu Rom dan Ine auß Zorn bei Ferrara[1] der schlag troffen hat, das er sich ob der Landtsknecht ungeschickten Weiss erzirnet, und das man In gehn Ferrara fueren muest, under die Medici, da huelt In Duca Alphonso ain gantz Jar auß, biss er ain wenig wider zue Im selbst kamb, da schicket er haim gehn Mindelheim zue seiner Hausfrauen die war ain Gräfin von Lodron gebürtig auß der Graffschafft Tyroll, da war er so frölich nit gewest, den ganzen tag, und wolten sagen er het die Nacht sein Narrenweiß auß großer Lieb und Begier mit Ir getriben das In der schlag abermals traffe, davor uns Gott gehuet, also das er am morgen im Pedt todt bliben.

Nun der von Bembelberg als Obrister Leitenambt der muest mit dem Duca de Borbon fortrucken auf Rom zue mit dem hellen Hauffen, da gab Herr Geörg

[1] Das Ereigniß fand statt am 16. März 1527 im Lager zu S. Giovanni bei Bologna.

von Frunsperg dem von Bembelberg zue rath und beystandt zue, das sie all mit einand an sein stat diesen teutschen Hauffen regieren sollen, mitsambt dem Bembelberger, nemblichen dise fünff Haubtleut mit namen,
1. Haubtman Corradino der war auß der Ötsch ains Pfaffen Sun ain vast alter und berüembter Haubtman hat 5 fendl Knecht under sich, 2. Haubtman Sigmundt Wechinger war auch aus der Ötsch hatt zwey fendl Knecht under sich, 3. Haubtman Mathias Stumpf, war vom Adel vast geschickt und großer erfarnuß auch seiner Hanndt geschwindt, aber überauß wunderlichen das yemandts bey Im bleiben kundt der hat 3 fendl Knecht under sich,
4. Haubtman Sebastian Scherttlin, der hat ain fendlen Knecht under Im,
5. Hauptman Diepoldt Helle, hat nur ain fendle Knecht undersich, er war auch nit vast ain erfarner Haubtman, sonder er war ains guetten Verstandts und wize, und ain gut schwezmaul, damit er sich mehr herfür bracht, dan mit seinen Kriegsthaten.

Nun mein guetter H. Conradt von Bembelberg als Obrister Leitenambt wollt absolute allein regieren, und kein gesellen oder Ueberpain haben und thet was In lustet und gefiell, sach yemandts nit an, und war stets mit den ersten ains, und welche sich neben Im brechen wolten, die huelt er dermaßen, das sie tag und nacht hinweck stelten, wie dan der Haubtman Stumpf und Wechinger zue Rom mit einander auf Venedig fueren, und underwegen gefangen und geplündert wurden, und Inen sehr übel gieng, darob sie an der letzt auch gestor-

ben sein. Schertl, Corradin und Hel[1], die blieben beim hauffen, warteten Irer Haubtmanschaft auß, und ließen dem Bembelberger das Regiment allein, das ließ er sie auch zuefrieden und war guetter ding mit Inen.

Über den raisigen Zeuge, in Irer Maj. Exercitu da war obrister Don fernando de Gunsago der jetzt Röm. Kays. Maj. Stadthalter ist zu Maylandt und vor Jaren Vicere in Sicilien gewest ist.

Wie sich die päbstlich Heil. auf obengezeigt mittel ergabe, da antwortteten sein Heil. das Castel S. Angeli ein, und das sie sein Heil. verwareten biß und sie bezalt wurden, da verordnet der Oberist der Spanier ain fendlen spagnoli in das Castel, der Italiener Obrist auch ains, der von Bembelberg verordnet den Haubtman Corradin mit aim Vendle Landtsknecht, welche bestia sorg truegen, sie kundten nit frey und unflettig sein, das Irs gefallens stetigs zum wein gehn kundten, und wolten nit darin bleiben, da verordnete man den haubtman Georg Prantten mit sein fendlen Knecht, der war auch etwan ain vier oder fünf tag darin, da hat er des Castels auch genueg, und wolt auch nit mehr darinnen sein, sonderm bei dem lieben vino greco an der stat, und verlueßen die Teutschen das Castel dermaßen unbillicher weiß dem Pabst zuwider, dan er sie lieber gehabt het, und sich mehr zue Inen vertraut als zu kainer Nation nit, als mir es der Pabst selbst zum offter klaget schier mit weinenden augen, das wir Teutschen uns nicht nit annemben wolten, und

[1] Conrad von Glürnitz und Dibolt Häl von Meynburg, nach Reißner.

damit dus nit für ain Lügen helfst, oder sagen mechst, wie das dies der Pabst vor andern klagt hat, was haimbliche gemeinschafft hast du mit Im gehabt, das will Ich dir sagen.

Ehe und Rom gewunnen wardt, da bin Ich dem Pabst in manicherlay geschefften zum 7ten mal in Teutschland gewest, Ich war auch dasselbig mal wie der Exercitus Caesaris in welschlandt anziehen solt, da war Ich von seiner Heil. wegen bei dem alten Churfürsten Pfalzgraf Ludwigen und herzog Wilhelmen von Bayern seligl., und am wiederreitten gehn Rom, da fandt Ich mein schwager Herr Geörgen von fronsperg mit saim schnellen Hauffen zue Triendt, das er am anziehen war, da wollt er mich nur schlecht bey Im behalten, und verhüeße mich Cardinal und Reich zu machen[1], aber Ich wollt es nit thuen, sonder mein Befelch verrichten, wie woll der Zug nit fürgenumben war auf Rom, sondern wider die Pündtnuß, die der Pabst, Franzosen und Venediger mit den andern Potentaten in Italia wider den Kayser gemacht hetten, auß Italia zu schlahen, über welche Pündtnuß signor Johan de Medicis des Pabst Clementi Vetter Obrister war gar ain treflicher Kriegsman und großer Tyran, und seiner besen welschen possen vol, derselb lag mit der Liga Volk zwischen Mantua et Ferrara am Poo des Kaysers Kriegsvolk ingressum zu verhüeten wie er

[1] In einem Bruchstück der Autobiographie Gumppenbergs (Cod. Bav. 2127) wiederholt derselbe dies Versprechen Frundsbergs, und fügt hinzu, daß dieser ihn als Dolmetsch habe gebrauchen wollen.

thet und hefftig weret, darob im der linck Schenckel oben im Dieck abgeschossen wurdt, das man (ihn) gehn Mantua füeret, den Fuß abschneidt, darob er sturbe, da drucket des Kaysers Exercitus auf den von Ferrara der auch in der Pündtnuß war, und wardt er benöttigt, das er muest freundt werden, gellt, proviant und geschitz geben, das man Im das Land nitt einnembe und verheret. Da kam ain Mörderei unter den ganzen Exercito, das sie schlecht nit weitter ziehen noch dienen wolten, sie weren den zuvor vom Duca de Borbon und den Obristen bezalt, darob auß Zorn Herr Georg von fronsperg krank war, wie du oben vernommen hast. Nun da war kain gellt, trost oder hofnung, und wist der Borbon nit wie er all sein sachen thuen sollt, dan sein sach auf zwayen dingen stundt, entlauffen oder sich von Inen zu todtschlagen oder fahen lassen, und machet sich in ainer Verzweiflung mit dem Exercito auf, und namb den weg auf Bononi, ob er dasselbig unversehener Ding einnemben und gellt machen mecht, damit er das Kriegsvolk stillet, aber der Pabst war Im zu geschwindt, bracht Im zu vill Volks in die Statt, das ers nit gewinnen kundt, und muest neben fürziehen mit schweren verzweifelten gemuet, und namb den weg auf Tuscana zue, das er nit wist was er thuen sollt, oder wohin er ziehen solt das er gelt machen mechte zu rettung seines Namens, thrauen und glauben, da trug der Pabst fürsorg, die weil Florensa (die noch ain Freystat war) für sich selbst mit Ir Heil. und andern Potentaten in Italia im Pündtnuß war, Er Borbon würdt Florenza überziehen, oder dasselbig Ir Landt schleipfen, verdörben, prennen und schetzen, dieweil sie kain Kriegsvolk im Landt

noch in der Statt hetten, und schicket sein Heil. eülendts Doctor Hannsen Blanckenfeld der war Erzbischof zu Riga und Bischof zu Rainfal[1], gen Florenz mit etlichen Capiteln so bald und er vernambe, das sie den weg auf florenz und in Ir Landt nemben wolten, so soll er Inen entgegen ziehen, und in des Pabsts namen und der Statt Florenza den teutschen solch Capitel vorhalten, ob man sie damit abwendig machet, das sie nit fürzugen, sondern ab, und den weg anderstwohin nemben.

Nun derselbige Bischof war zu forchtsamb, wolt diesen Bevelch des Pabst nit verrichten, da hette aber Ich von Venedig auß dem Papst auf der Post geschrieben, was und Ich seiner Heil. in Teutschlanden bey obgemelten Fürsten ausgericht hette, und wie (ich wegen) unsicherheit der wege umbreiten muest, damit ich dem Kriegsvolk nit in die Hendt keme, und zeiget seiner Heil. mein straßen und Weg an, darummb solle mich Ir Heil. meines langen Außsein endtschuldiget haben, also das der Pabst wisse wo und Ich bay aim Peilichen anzuetreffen war, und schicket mir ain eillende Post unter augen, das ich eulendts gen Florenz postiert zue dem Cardinal Cortona, der da Legatus a latere war, und das Ich alles das thet, was mich derselbig Legat und der Senatus zue Florenz hieße. Nun wie Ich gehn Florenssa kamb, der da mit großen

[1] Reval. In dem bezeichneten Fragment der Autobiographie wird der Erzbischof seltsamer Weise als Doctor Rockenbach bezeichnet. Er hieß richtig Johannes Blankenfeld. Siehe Series Episcopor. Eccl. Catholicae ed. P. Pius Bonif. Gams. Regensb. 1873.



Freyden und Ehren empfangen war, der war Ich, und dem sonderbar groß Ding verheißen worden, wo ich den Befelch annemben wollt, zu verrichten. Ich war ein junger beherzter gesölle, von ain 25 Jaren alt, arm, hett nit vil übriges, und wer gern reich worden, oder etwas gewunnen, das Ichs hineinsezet, mir nit liederlich forcht, oder an einem Ding leichtfertig entsezet, und sagets zue, wo es mir Erlichen und anmutlich were, so wolt Ichs gern thuen, da zaigten sie mir des obgemelten Bischofs gehabten Befelch an, und sein verzagts gemuet, und das sie mit Im verkürzt wurden, so es von nötten sein würdt, und gaben mir die Articl und Capitulation des Bischofs was er im Befelch hette, dem teutschen Exercito zu proponiren, das sie der Statt Florenz noch Landt nit schaden thetten, undter welchem Articl der ainer war, das ich des Pabsts Beßlen Margarita de Medicis signor Juliano de Medicis Tochter [1], der ain Herzogin von Alba auß Frankreich zu aim Weib gehabt hat, darbey er die Tochter Margarita gehabt hat, welche ain Herrschaft von 6000 Cronen järlichs einkommen hatte, dieselbige Margarita war zwischen 14 und 13 Jaren alt, schön und tugendhafft, zu sambt großen Reichtumb, die solle ich Herr Görgen von Fronspergs Sun, Herrn Caspar von Fronsperg, der Oberister zu Mailand war, versprechen und vermeheln,

[1] Irrig statt Catharina. Derselbe Fehler wird im Fragment der Autobiographie gemacht. Auch war ihr Vater nicht Julian, sondern der Herzog von Urbino, Lorenzo Medici; ihre Mutter Madelaine la Tour d'Auvergne. Catharina ward geboren 13. April 1519, vermält a. 1533 mit Heinrich Herzog von Orleans.

wo und sie ohn schaden, ab und auß dem Lande der Florentiner zügen, welche Margarita de Medicis auf heuttigen tag ain gewaltige reiche Künigin ist, in Frankreich, und jetzt den König Hainrich zu aim Man hat, und bey Im so vil schöne Kinder, das sag Ich darumb, daß die Leut offt so hoch unversehener Ding hinauf komben, darnach sie oder der Pabst nhie sollich glück verhofft noch dahin gedacht haben, da aber Kayser Carolus quintus Imperator Invictissimus sein Pastarda Margarita des Pabsts Nepoten Duca Alexandro de Medicis Herzog in Florenssa, zu ain weib gabe, da wolt der neidisch Imo nerrisch Kunig Franciscus Rex Franciae nit weniger in der Freundtschaft mit dem Pabst sein, dan der Kayser Carl und wo Im Pabst der Kayser Carl ain Pastarda geben, da gab der narret Künig Franciscus sein leiblichen Sun ains Bürger und Kaufmanns Tochter zu Florenz, wiewoll der selbig Sun undter den dreyen Küniges Francisci Söhnen der jüngst war, und jemandts gedacht, das er in ewigkait König soll werden, also da sein die zwei eltesten Söhne gestorben, also das der jüngst und unvermaindt König ist worden, und auf die stundt regieret, mit dem die Landtherrn übel zufrieden sein, daß er eines Kaufmans und bürgers Dochter auß Florenz zu sein Weib haben solt, und sie für Ir Königin und haben ain weil vermaindt Ine deßhalber nit anzunemen noch für Iren König zu erkennen und haben gewolt er solle sie in ain Closter thuen, und ain andere nemben, und sonderbar dieweil sie wol 7 oder 8 Jar gehabt hat, das sie faiste halber nhie kein Kind gemacht hat, das sie sorg truegen er würdt on Erben sterben, jedoch hats

an der letzt angefangen Künder zu machen, und hat Im nunmehr 3 oder 4 Süne tragen das Im yetzt von Herzen lieb ist. Also hastu diese History des glickes, und das Ich wider auf die angefangene kumb, Ich lag 13 tag zu Florenz zu sehen, wo doch der Borbon auß wolt, der gar verzweifelt war, het nit Proviant noch gelt, villweniger kain obedientia nit, das er sich als ein erfarner Kriegsmann umb so gewaltig Stett und in so ain mechtig Lanndt nit begeben darff als Florenssa, da war er benettigt, der Feindt Landt zu fliehen, und die Freundt zu suechen, damit er sein Exercitum nit in pericul setzt, und namb den weg auf hohen Siena und in Ir Lanndt, da die das sahen, da suechten sie weg und persuasiones, das sie den Borbon mit sein Exercito auß Irem Landt fürbaß schieben mechten, auf Iren Nachtbarn, und gaben Im gellt und Proviant, und persuadierten den Borbon, er soll sich aufmachen, und in das Königreich Neapolis das frei von Feinden, das ist des Pabst Liga mit den Potentaten in Italia, darüber Obrister wardt (nach absterben Joanni de Medicis des yezigen Herzogs von Florenz vatter) der obgemelt Herzog von Urbino, und dise Ir armuet und hunger war ursach daß sie fort euleten, damit sie nit etwan belegert wurden, und eyleten dem Königreich Neapolis zue, da sie gellt, Proviant und entsetzung auch alle notturft gehabt hetten. Nun wollten sie in das Königreich, so mußten sie zuvor über die Tyber, und an den orten da sie übersolten, da war sie Inen zu groß, und sie waren zu weit für sich komen, daß sie nit mer hindersich kundten, dan die Feinde waren Inen zu nahendt auf dem Halß, und die von Siena hatten Inen vill

Proviant zue gesagt, da sies auß Irem Lanndt brachten, da hetten sie Inen ungern ain stuck Brott nachgeschickt, Also das der Kayserlich Excercitus ganz machtlos war, und noch Graß fraßen vor Hunger, dan sie lenger dan in 8 tagen kain stück Brott nhie gesehen hetten, darumb eylten sie für sich dem Königreich Neapolis zue, und wie- woll sie weder schifbrücken oder der dings kains mit hetten, so sezten sie doch Ir thuen zu Gott und auf des Kaysers Partei und anhang, die Collonescr würden sie nit ver- lassen, und nit weit von Rom, das sie über die Tyber muesten entgegenkomen, und Inen ein Brucken über die Tyber machen, daß sie den Feindten darüber entwischen mechten, das war Ir vorhaben und hofnung.

Nun gleich zu derselben Zeit, da kriegt der Pabst Clemens mit denselben Collonesern zu Frisolona gegen dem Königreich Neapolis zue[1], und thet Inen sehr großen schaden, verhöret und verprennet Inen das Landt wuest, da legte sich der Vicere von Neapolis in die sachen auß Bevelch des Kaysers und vertrueg die Colloneser und den Pabst mit einand, und machet nit allain Fridt, sondern das yeder thail sein Kriegsvolk abfordern und gar ur- lauben solten, das thet der Pabst, forderte seine 4000 Schweizer ab, und schicket sie wider haim. Er hat 5000 Italianer, die hieß man die Bandicei Negri[2], die hat Johanin de Medicis woll ain Jar 8 oder 10 beyeinander gehabt. Es waren die Bösesten und erfarnisten Pueben

[1] Der Kampf bei Frosinone fand am Anfange des Februar statt.

[2] Bande Nere.

in Kriegslauffen die da in langer Zeit nit beyeinander gewest waren, welche sich allerding understehen dorfften, das aber war ist, so wolt der Pabst mit dem Kayser und Collonesern Fridt haben und die Artickel in allen Dingen halten, wies der Vicere Mincrafal[1], (waß ain Niederlender und Teutscher Feindt) gemacht hat, und versach sich vom Kayser und den seinen nichts böß, sondern alles guetts, und vermeint Inen solle auch dasselbige gehalten werden, wie billich gewest were, und fordert dieselben 5000 Italiener oder schwarze Fendl .auch ab, und das sie gehn Rom kamen, wie und sie dan kamen, und Ich sie mit augen hab ainziehen sehen, und das Ire schwarze Fendl im Kott hernach zugen auf der Erden, von wegen Ires Obristen Johanin de Medicis der in Lombardia starb.

Da sie nun gehn Rom kamen, da gab man Ihnen unverhofft urlaub, und zalet sie übel mit abrechnung und aufschlagung der Besoldung, wie man dan an allen Höfen böse Vinanzer findt, die Irs aignen nuz halber dahin genaigt sein, yederman das seinig abzubrechen, das eben Jacob Salviati thet, der Pabsts Clements schwester zue einem Weib hett[2], und derselb arglistig böß Jud oder Kaufmann, wie man sie nennen mueß höflich darvon zu reden, der guberniert die ganz Kirchen und alle Ding absolute in sein nuz, derselbig prach Inen ab, und schlueg Inen auf, unangesehen das sie so vil Jahr treulich gedienet hetten, welches Inen auch wehe that und übel ver-

[1] Der Vicekönig Charles de Lannoy war Sohn des Juan de Lannoy Herrn von Maingoval.

[2] Vielmehr Lucrezia Medici, die Schwester Leo's X.

drüßen, und waren sogar erzirnet und verpittert, das sie mit dem beherzten gemuet, und langer erfarnuß die sie hetten, sich understehen dorfften die Kaufleutprucken in Rohm zu plündern[1] und wolten in Rom das undter über sich keren, das man sie mit gewalt auß der Statt treiben muest, das sie mit unwillen hinweck zugen, und Rom schwuren alles Leidts zue thuen, und lieffen gleich alle mit einander dem Borbon zue. Da der Borbon das vernamb das der Pabst kain Kriegsvolck het, sonder die alle mit einander mit unwillen abgeferttiget hette, auch kains nit umb gelt noch sonnst mehr bekomen mecht, da ersahe er sein vortail und namb ein Herz, und zuge unversehner Ding auf Rom zue, der Hofnung wo er Rom nit erobern kundt, so wolt er doch außerhalb Rom über die Tyber komen über die Prucken ponte molla vor unserer Frauen de popolo Thor, mehr dan ain teutsche halbe meil wegslang von Rom.

Nun wie das der Pabst höret, das der Borbon auf Rom zuge, und er sich ohne Kriegsvolck fandt, auch davon nit mehr bekommen kundt, da schicket er sein Pottschaft zuem Borbon, was das wer, das er In ungewarnnter Ding, als ain Freundt des Kaysers überziehen wolt, und er het mit dem Vicere an statt des Kaysers Fridt gemacht, den wolt er auch halten, darumb het er sein Kriegsvolck auch geurlaubt, und er het mit Im Borbon nichts zue

---

[1] Zu jener Zeit waren, wie noch heute in Florenz der Ponte Vecchio, die Brücken in Rom meist mit Buden der Kaufleute besetzt. Im Mittelalter verkauften Juden ihre Waaren selbst auf Ponte Sant Angelo.

thuen, Er stuendt in guettem Fridt und ainigkait mit dem Kayser des wolt er sich halten, und des Viceres zuesag.

Darauf antwort der Herzog von Borbon dem Pabst, und sagt es gieng Ine nicht an, was er mit dem Vicere tractirt oder beschlossen hett, Vicere de Neapoli wer so woll ain Diener als eben er, und er hette Im nicht zu gebietten, Er geb auch nicht umb In, er wist woll, was er thuen und lassen solt, und trucket stets auf den Pabst zue damit er in Rom komen mecht, ehe In die Feindt ereylten, die Im auf dem Fueß nachzugen. Da sich der Pabst dermaßen beengstiget sahe, da wist er nit wo auß, dan er kundt kain Kriegsvolck nit so erbringen machen, so waren die schwarzen Vendler zu den Kayserischen verloffen, da fienge er an auß verzweiflung zu risten, und sich mit seinen aignen todtsfeinden zu wöhren, und botte aller welt in Rom auf, das da spieß und stangen tragen mecht, das soll die wehr nemben zur Rettung der Statt. Nun wer waren die, mehr des Pabsts Feindte dan Freundt, dan es waren Teutsche, Spagnoli, Niederlender, Neapolitani, Lumbardi, auch Romani selbst, und die grösten und mechtigsten, die dem Kayser anhiengen, dieselbigen sahen das Ding alles gern, und war Inen ain haimbliche Freyd, das dem Pabst ain Kappen kaufft soll werden, vermainten dadurch groß, reich und mechtig zu werden, so der Pfaf undtergetrückt und castigiert wurde, vermainten nit die narreten unsinnigen Leut, so das Kriegsvolk mit gewalt in Rom kam, das man Inen etwas thuen sollt, darumb das sie Kayserisch weren, sonder gedachten es solt alles ob dem Pabst und seinen Pfaffen ausgehen, und fandt vil narrete Romaner die kauffeten und kochten das Beste der Welt,



auf des Kaysers Kriegsvolk, so das in Rom kemb, das sie Inen Ehr erbietten mechten, vermainten sie mit ainem mall abzurichten, da war jemandts in Rom von oberzelten Nationibus, der als Kayserisch die wehr wider Ine Kayser oder sein Exercito nemben wolt, und so sie schon mit Iren wöhren auß Forcht auf des Pabsts gebott erschinen, so war es Inen doch nit umb das Herz, sie hettens auch villweniger im sinn, das sie alda bestendig bleiben wolten, sonder Iren haimblichen abzug nemben, so dorfften sich der Franzosen Partt und anhang in Rom auch nit rieren, und die Ursiner allain, mit Iren anhang genuegsam gewest weren, des Kaisers Hoer auß Rom zu behalten, wans schon dreymal so stark gewest were. Aber die Ursiner und der Franzosen Partt, den gefiel das Ding haimblichen nit allain woll sonder sie wolten sich von des Pabsts wegen in kain pericul begeben, noch villweniger wider Iren Herrn den Herzogen von Borbon einlassen, und trugen auch für sorge, als weise Leut, sezeten sie sich wider den Kayser, oder sein Exercito, so wurde des Kaysers Volk und anhang in der Statt Rom, zu dem Exercito Caesaris hinaus fallen, und Inen in die Statt helffen, so wurden also die Kayserisch, sie die französischen und Ursiner, überfallen und zu tode schlagen. Auß diesen Ursachen saßen sie stiller, und behuelt ain schwerdt das ander in der scheiden, auß diesen Ursachen gewan das klain, gering Kriegsvolck diese Statt Rom, ohn ainichen Widerstandt, außgenommen 4 oder 6. Fendle besoldeter Italiener und anderer Nation, die dannocht der Pabst in ainer eyll von schneiderstuelen und andern Handwerkern aufbracht hette, solle man sich aber gewört haben, nach ernst und



von Herzen, das Volk, das sich zue Rom wider Iren willen von allen Nationibus und Romanern mustern haben lassen pro forma davon warlichen weit über 50000 waren, und mit so köstlichem schön Harnisch, wehren und andern Dingen, sie hetten des Kaysers Volck aus Rom behalten, wan sie zehenmal so stark gewest weren, aber das verfieret die narreten Romaner, das sie vermainten das spill würdt nur ob dem Pabst und seinen Pfaffen außgehen, und wereten sie nicht nit, dan was sie forcht und ehrenhalber thuen muesten.

Und ließen also des Kaysers Exercito Rom gewinnen, am 6. tag May, im 1527. Jar, und da der Exercitus in Rom kam, wiettet, dobt, und hette in der gerechten Handt sein wehr, in der andern ein stuck Brott, das sie vor den Beckerleden oder in Iren häußern im einfall genomben hetten, das aßen sie im Lauffen, wie das wiettig, hungerig gestorben Vich, da luffen die Romaner eines Theyls auß Iren Heusern heraus undter sie auf die gassen und zeigten sich fur guett Kayserisch an, und dancketen Gott dem hern, das ainmal die stundt kommen were, das sie von dem Pfaffen dem Pabst erlediget wurden, und sie batten sy, sie sollen in Ire heuser hinein gehen, da wer Inen essen und trinken, Pett, gewandt und Fußwasser zuegericht, aus rechter inbrünstiger Lieb und charitet, denen sies von Herzen gunneten, und vermainten die Romani der geyzige, hochtragendt Spagnol und Kriegsman der solle sich mit der suppen benuegen lassen.

Aber da der Spagnol Inen genueg geessen und getrunken hatte, da tractieret er den narreten Romaner nach seiner verdienstnus, und namb her des Romaner weib,

kinder und töchter, und wolt ain weil seines gefallens auf den weißen untergelegten Leilachen mit Inen scherzen und kurzwillen. Er saget, Haußherr, gib uns als des Kaisers gethreuen Dienern gellt her, als ein guetter Kayserischer man, damit wir mit den schönen Mädeln triumphieren kunden, dan der Kayser ist uns sovil schuldig, leihe uns diewill dar, Ir. Majt. würdt dirs schon wider geben. Da der Romaner das hörte, sahe und erfuer, da gedacht er erst an der lezt und zue spatt an sein begangene Thorheit, und da das spill an den armen verthanen Pfaffen nit ausgehen wollte, sondern über sie reiche Wucherer, und hetten es gern wider remediert, aber es war Inen unmöglich und zue spatt, und wolten erst anfahen dem Spagnoli und Kriegsvolck vill predigen, ob sie solches als guette Kayserische gewertig sein solten, das wer ye unbillich, da saget das Kriegsvolk, du falscher Laur, gib gellt her, oder wir wollen dich bey den Hoden aufhengen, es ist erlogen das du guett Kayserisch bist, dan werst du's so wehrtest du dich nit uns seiner Maj. gethreuen Dienern so vill Monat soldt darzuleihen, wir wollen einmall gelt haben, nit allein von dir sondern vom Kayser selbst, so er da wer, und namben die Romaner mit Iren weibern, kindern und töchtern, und gingen Ires gefallens mit Inen umb, schezten, prannten und marterten sie so lange und so vill, biß sie Inen all Ir vermögen gaben, und plünderten sie, fuerten Inen weib und kündt hinweck, erwürgten und erstachen sie, da war all ding frey und preiß, biß an den 13. tag, und das war böß und erbärmlich, so sich jetzt ainer von ainem gelöset hette, so laufst er von Im, so kombt ein ander Kriegsman an In, und schezt In von



neuem, also das offt ainer nur 10 mal gefangen und geschezt ist worden, und wan er an der letzt nichts mehr gehabt hat, so haben sie Ine erstochen, oder da sy es ainem nit glauben haben wollen, so haben sie ainen so lang gemarttert, bis er Inen in den Hendten gestorben ist, dan kein threuen und glauben bey diesem Kriegsman nit war. Aber het mir Pabst Clement allein gevolgt, so wer es zue dem Jamer und nott gar nit komen, dan wie man am 6. May, das war am Montag Rom überzug mit dem Sturm, da war Ich am 5. tag das war am Sontag nach essen bei Ir. Heyl. als ein geforderter, da sahen wir in des Pabst Camer, hindter dem Belvidere bey des Medici Palast oder Lustgarten[1] den Vorzug oder anteguardia auf die Wisen herab ziehen, das Lager schlagen an die Tyber, da fragt mich der Pabst, was mich guett gedunket, da antwortet Ich Ime mit kurzen wortten, das er sich mit Inen vertruege, und zufrieden stellet, dan sie kemen an ein heimblichen Verstandt daher nit, und wären sie so keck, das sie Ir Heyligkeit so truzlich undter augen und für die Statt sich belegerten, so wurden sie solch Ir manlichaitt unversehener Ding erzaigen wollen, und wurden so truzlich sein, auf die heimbliche Verstandt und vertröstung, das sie die Statt unversehener Ding mit dem sturm anlauffen wurden, so het sein Heyligk. kein Kriegsvolk oder yemandts in der Statt, darauf sie Ir Heyligk. vertrösten dörffen, Es wer eytell genöt Volk zu der gegen wehr, und weren nit allein der partt verwant, sonder auch unerfaren Handtwerksleut, die da der Kugel umb die

[1] Die heutige Villa Madama.

Ohren nit gewohnt hetten, und so baldt sie die hören wurden, so wurden sie all Ire wehren fallen lassen, und darvon fliehen, so wurde Ir Heyligk. verkürzt werden, darumb wer besser, sie ließe sich in ein Vertrag mit Inen ein. Da antwort mir der Pabst, wer zu Inen reitten wollt, ob ich der sein wollt, da sagt Ich ja, Ich were zufryden, so Ir Heyligk. mir drey Ding thuen wolten, da fragt Ir Heyligk. was das wer, da antworttet Ich Ir Heil., das erst wer das sie mir warhafft anzeiget den anfang biß an das endt, was sich zwischen Ime Pabst und dem Borbon und ganz exercito bis auf die stundt verloffen hette, oder was zwischen Inen gehandelt war worden.

Das ander, was Ir Heyligk. entschlossen were, für conditiones mit Inen ein zu gehen, und was gestallt sie ein concordj mit Inen annemben wolt.

Zum dritten, wie und was gestalt sie mich versichern wolt, was und Ich dem Exercito in namen Ir Heyl. für schluge, das es von Ir. Heyl. also verzogen solt werden, an ainiherley mangel oder felen.

Darauf sagt mir der Papst mein fürschlag gefuell Im, und er wolt sich darauf bedenken, und Ich solt heimgehen und daheim belaiben, und kain tribt auß dem Haus gehen, damit so sein Heyligk. nach mir schicket das man mich daheim fendt, und gab mir drey seiner Edelleut (oder palphornieri [1] genannt, die ain Pabst tragen und auf sein Leib wartten) zue, das sie mein Herberg

[1] Palafrenieri.

lernten, damit so man mich eulents haben wolt, das sie mich wisten zu fünden. Ich gang haim, und blib mit schwerem herzen daheim, dan Ich allen apparat und Kriegsrüstung und gegenwehr gern gesehen hette, Aber Ich muest Ir Heyligk. gebott gehorsamb sein, und verlur den ganzen Suntag den tag dahaim mit wartten, doch stige Ich auf das Dach und in einen Turn umbs hauß, darin Ich über Rom sehen möcht in die Weit, des Kaisers Kriegsvolk an zu ziehen, aber mein wartten war umbsunst, und der Pabst wolt sich im Palast Sti. Petri nit mehr vertrauen, sonder gieng, umb Vesperzeit auf der Mauer in das Castell[1], da blib er also. Zue morgens am Montag 6. May vor tags, da ristet sich des Kaisers Volk zum scherz, mit Iren Laittern und wehren Rom zu besteigen und zu gewinnen als dan geschahe, und fuel ain Nebel an, der weret vast biß umb 7 Uhr, das Ir glick war, und Inen den Victorj in die Handt gab, das die Burgo St. Petri erobert wardt, darauf sie ruheten von 7 Uhr an, bis gehn Vesper Zeit, da fiengen sie den sturmb widerumb an bai San Spirito. Noch dannocht warttet Ich stets im hauß, wan Ir Heyligk. nach mir schicket, aber der Pabst vermeinet nit das sie Rom so liederlichen und bald gewiinnen solten, dan er hat wider in der Statt ain 5. 6. oder 7. Vendlen welsch Soldaten gelegt, so hat er signor Lorenzo de Nucera[2]

[1] Der Papst begab sich ins Castell erst nachdem die Leonina am Morgen des 6. Mai erstürmt worden war, wie das Paul Jovius, sein Begleiter, erzählt hat.
[2] Lorenzo oder Renzo von Ceri.

und sein Sun signor Paulo, dergleichen signor Horacio de Balnionibus, als Obriste Haubtleut in der Statt Rom etwan mit ain 4. pferdten (sic!)[1] aufs maist, die ritten stets hin und wider, das gebotten Volk an Maurn und allethalber zu der wehr an zu stellen, welche Obristen das aller nöttig ist nit versehen hatten, das sie an jeder Prucken über die Tyber ain schwipbogen abprochen hetten oder eingeworffen, so hetten sie so bald nit über die Tyber, und in die Statt kommen künden, hetten auf das wenigist ain tag zwey oder 3. sich umb die Prucken muessen schlahen, darwill weren sie nit allain zue hunger gestorben auß der großen obengezaigten noth, sondern auch es wer Inen vill gedachte Liga, der Duca de Urbino mit dem mechtigen exercito auf den Hals gewest, das sie weder für sich noch hinder sich kund hetten, wie dan derselbig Duca am dritten tag, das ist auf den 9. May[2] mit allem sein exercito zu Ysola das ist bey 2 teutsche meil vor Rom ankamb, und alda etlich wenig tag lage, und von stund an ohn alle Ursach wider abzug, und lüeß den Pabst im Bad sitzen, und daß war ain Ursach, das der Pabst sich so liederlich nit geben wolt, das er sich auf den Duca de Urbino vertröst, und verluesse sich Ir Heiligk. umbsunst.

Nun umb Vesperzeit, da schicketen die Romaner und

---

[1] Es ist wol Fendlen zu lesen.

[2] Der Herzog von Urbino traf erst am 22. Mai mit der gesammten Bundesarmee zu Isola ein. Eine Zählung ergab 15000 Mann Infanterie. Er zog von Isola wieder ab, am 2. Juni.

Senato zue mir, und zuvorderist zue dem Durchleuchtigen, Hochgeborenen fürsten und Herrn Marggraf Gumprecht von Brandenburg, der ain junger fürst was von 18. oder 19. Jaren ungeferlich, und luessen uns beyde bitten, das wir zue Inen in das Capitoli komen wolten, da wolten sie sich mit uns beratschlagen, wie der sachen zu thuen were, sie wolten sich vill lieber vertragen und etwas geben, damit der Exercitus ohn schaden hinweck zuge. Ich wolt nit kommen, sondern des Pabstes erwarten, da schicketen die Romaner zwaimal nach mir, und der jung Margraf, die ließen mich so hoch bitten, das und Ich in dieser Irer nott zu willen wurdt, Also saß Ich auf mein gaul und ritte zue Inen in das Capitoli den Margrafen zu fünden, da beratschluegen sie sich mit einander biß schier 6 Uhr was gehn Nacht, und beschlussen, das die obristen Conservatores der Statt, mit sambt hochgedachtem Margraffen und mir, hinauß solten reitten in Exercito mit unsern Trumettern, zu den teutschen und Obristen, dan Borbon war zuvor umbkommen, und solten von Inen versten, ob man mit Inen zue ainem verstandt komen mecht, und wie wir im Capitoli ausritten, da hets schon 6 geschlagen, und nahet gegen 7 Uhr gehn Nacht, und ritten ob hundert Pferdten mit uns, dan vill leut sich anhencketen, als die fürwizigen Welschen, die in kain Ding kain maß halten, die wolten hinauß in Exercito zue sehen, wie es da außen zuegieng, und hetten bei 4 Trumettern die ritten voran, und die Conservatorj auf sie, der Herr Margraf und Ich ritten hindten nach, zu reden und disputieren, wie sie für zue bringen und anzugreiffen were, damit wiers

woll außrichteten. Da wir auf den Ponte Sisto kamen, da handleten meine ehe gemelten Italianer ohne alle Ordnung voran, und wie sie auf halbe Prucken kamen, da prach der ganz kayserisch Exercitus gegen uns daher, und erstachen und erschlugen wen sie ansichtig waren, da namben sie auf der gassen yemandts nit gefangen, alle welt muest sterben, das sahe ich nur, und warf mein gaul umb, und saget gegen den frumen jungen fürsten, mir nach, haimwarz zue hauß an unser sicherhait, da ist nit zeit mehr zu reden, wir werden kain Exercito nit auf halten, es ist umbsunst und verloren, sonder werden erschlagen wie die andern, und bracht den Margraffen haimb in sein hauß, und kundten nit abstehen, noch die haußthir so schnel zuethuen, der ganz hauffen trucket hernach, da war das hauen, stechen und erwirgen, von Allen, Waib und Kindern das zu erbarmen war, und vill erschrecklicher zu sehen, dan da muest alles sterben was auf der gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, waib, man, pfaf oder Münch, da galts alles gleich, auch was mit uns ridt, und vor unß auf die Prucken kam, das wardt alles erschlagen. Und waiß das auf dieselb Nacht auf der gassen und in den häusern hin und wider erschlagen wurden, mehr dan 15. biß in die 20000 Man.

Nun am 7. tag Maij, da fing man an am Morgen vor tags, auch in die Nacht, die gewaltigen Cardinalsheusser und andre gewaltige Pallacio zue stürmen, zu plündern, auch das Castel zue belegern und zue untergraben, also das sich der Pabst aller seiner hofnung

bloß fandt, daß er am 21. tag seiner Belegerung [1] auß gemelten ursachen aufgeben thet mit anhangenden Pacten und condicionibus und von den dreyen Nationibus die Obristen Irer haubtleut in das Castell verordneten mit drayen Vendlen. Aber unsere Teutschen wolten beim Wein und nit im Castell sizen, das sie den Spaniern die Ehr allein verluessen, unser Nation zue Spott und schaden, und da das Castell offen war, und man anfieng zue handeln, da bedarffte der Pabst und Teutschen aines Interprete der alle Ding dolmetschet, da fuel der Pabst und Landsknecht auf mich, mir unwisset, und wardt auch zue solchen schweren Officio als ain ungeübter solcher hendel dahin getrungen, das Ich solch schwer und geferlich sachen über main willen annemben muest. Ich habs auch dermaßen verricht Gott sey Lob und Dank, das ich nit weniger Dank und Remuneracion von den Kayserischen gehabt habe, als von den Päbstischen oder Pabste, dan Ich meine sachen allemal frey rundt außrichtet, und gabs nachmalen Inen zu bedenken, die es antraffe, was man mir zuvor Antwort gabe, das brachte Ich auch an sein gehöriges ortt. Also hast du ain Underricht, warumb mir der Pabst offt ein mehreres klagt het, dan ainem andern, oder warumb Ich mit seiner Heiligk. so vil gemainschafft gehabt habe, und ohne rhomswais zu reden, Ich hab offt des tags ain 10. oder 13. mall und mehr dan mir lieb gewesen ist, bei seiner Hlg. der fürfallenden geschefft halben sein müssen, dan Ich ob den 6. gan-

---

[1] Die Rechnung ist irrig, da die Capitulation des Papstes am 5. Juni abgeschlossen wurde.

zer Monaten all Kriegshendel zwischen dem Pabst, dem Kaiser und andern Nationibus et potentatibus verrichten hab muessen.

Die arglistigen Spanier die richten stets unser teutsch Pfliegsamseln an, die da nichts andres singen kunden, dan gellt gelt, und was man Jnen sang und saget, so wars alles nichts nit, sonder da wolten sie schlecht gelt gelt, es namben es die kayserischen Räth gleich wo sie wolten, und fiengen an alles das Übel zue thun, und viel ärgeres als der Türk selbst gethan hette, und kam ein großer unerhörter grausamer sterben in Rom, und under sie, das des tags an der schelmischen Pestilenz ob den 3. u 500. Person sturben. Also handelt der Pabst so vil mit des Kaysers Räthen und Regenten, das der Exercitus auß Rom ziehen solt, damit man widerumb practicieren mecht das man gelt kundt machen, so wolt sein Heiligk. etlich Stett und Flecken dem Exercito einantwortten, darin sollen sie dieweil ligen, Jres nuz und gefallens, so lang biß der Papst sie gar bezalet, und soll auch sein Hlg. und das Castell zu Rom dieweil biß zue volkombner Bezalung verwaret werden von den kayserischen zu Jr sicherheit, Und wardt Jnen den Landsknechten und Spaniern Narnia eingeben, mit sambt Jrem Landt, Stetten und Flecken.

Nun wie der kayserisch Exercitus mit sambt des Pabst Commissarien hinauß zugen, und die Stett und Landt ainnemben wolten, damit Rom von peste und anderer immundicia rain und practicabilis werden mecht, da lueß man Haubtman Wendel von Meyer da, mit ainem fendel knecht, das sie auf den Pabst und das

Castel warten sollen, mit sambt den andern Nationibus verordneter Haubtleut und Kriegsvolk, und zug der ganz hell hauffen auf Narnia zue, ist etwan ungeferlich bey 10. teutsch mail, ligt die Statt an ainem felsigen Berg hinan, und an der andern seitten da rindt der bess witend fluß oder wasser Narnia[1], also das die Statt von natur stark ist, und gar seer bese Pueben alda sein, und so groß franzosen und Kaiser feindt, als in ganz Italia nit sein, vast alles Kriegsvolk. Da sie das erfueren die von Narnia, da macheten sie Ir Statt mit Pollwerk und andrer Kriegsrüstung stark, und besezten die Statt mit 13. oder 14. fendl welscher guetter soldaten, und da der Exercitus Caesaris kamb, da wolten sies schlecht nit einlassen, und stelten sich zur wehr, also daß des Kaysers Exercitus die Statt mit gewalt gewinnen mueßt, und mueßten sie stirmen durch vorgenandten besen schnellen fluß Narnia, und verluren 3 sturm daran, am viertten da eroberten sies mit gewalt, und erstachen frau und man, künder und alt, was sie fanden plünderten, zehörtens und verprenntens jämerlichen, wie man es dan auf den heutigen tag siht, und blib der Exercitus daselbst und im Landt ligen, zu losiren ad discretionem, id est sine discretione etwas bei 6 wochen[2] da wolt kain gellt nit komben, und erschien stez ain Zill über das andere, an Bezalung, da war der Exercitus auf im September, und zug aller mit einander in Rom umb Ir

---

[1] Narni wurde am 17. Juli erstürmt. Der Fluß ist die Nera.

[2] Rückkehr der Landsknechte nach Rom am 25. September.

bezalung, und namben alle heuser und pallaci ein, und wollten da essen, trinken und das beste von den Romanern und meniglichen umbsonst haben, und wolten darzue nit bei der magt, sonder bei der Patrona und Dochter schlaffen, und thaten alles das sie thuen und erdenken kundten, mit Prandt, schezen, rauben, stellen und vergewaltigen, mit sambt allen besen stucken, da war kain Regament, straf oder ordnung nit, da thet alle welt was ainer wolt, da dorffte Im kain Obrister oder Haubtman nicht darein reden. Nun Ich und andere Verordnete, handleten so vil mit dem Pabst, das er mit Rom und dem armen Volck ein erbärmnuß haben wolt, und weg und mittel erdenckten, das sie bezalt wurden, und Rom von der tirannide erleset wurde, das der guett Pabst dahin bewegt wurde, all sein Silbergeschirr und aller Prelaten im Castello mit sambt Sant Peters Reliquia zerprechen und zerschlagen wardt, und wardt Angelo schaur aim teutschen verdorben henselin und teutschen feindt geben, der verstandt sich auf's minzen, und war auch Minzmeister in Rom gewesen, der wardt auf dißmal der maßen wider reich, dan der Pabst gab Ime alles vergüldts silber, für schlechts Pruchsilber, da schlug er grob rauche Plagauner auß, da ainer ain Kronen 2. oder 3 gelten seins gefallens, da redt Ime yemandts nicht daran ein, Er schaidet das golt davon, und thet darnach dem guetten silber mit anderer Betruegerei sein Zusaz, also das er zwiefachen gewin hette, auch dasselbigmal sovil gewan, das er in ainem Jar, darnach er mit sambt denen im Hof, dem Vicere zue Neapolis ob den 40. oder 50000 Cronen liehe, auf den Verkauff

des Soffran zue Neapolis, auch die am Hof Jme ein Päßlen zue aim waib gaben, wie er sich aber mit Jr gehalten hett, das waiß niemandts beſſ dan sie, und Jre freundtschaft, dan sie wolt sein nit mehr, und muest zue Nirnberg hinweck, kamb wider gehn Neapolis in armuet, da ist er in der gefenkniß gestorben, das war sein rechter Lohn und ende.[1]

Nun man machet sovil gelts mit aller marter, das man zwey monat soldt zusamen bracht, damit man doch die unfletter ain wenig stillen mechte, die gab man Jnen, und der Pabst sagt Jnen zue, in Monatsfristen oder 6. wochen den ganzen rest zu bezalen, darumb wolt er Jnen bürgen sezen und geben, wo ers nit zalt, das Dieselbigen zalen solten, die dan umb 3. oder viermall sovil genuegsam waren. Sollich Concordj namen die Landtsknecht an, und waren fro, dan in Rom dorfften sie nicht zeren, sonder da muesten Jnen die Romaner und Jr Haußherr für sie alle notturfft geben, es kostet was es wollt, so muest es da sein, oder der Haußherr dorft sich nit sehen lassen, und alles unglicks gewerttig sein, und hat offt ain Romaner ain tag in den andern, 10. 20 biß in die 30 Cronen außgeben, zu unterhaltung der bestia mit seiner fresserei und Ladtschafft, das er stettigs vermeindt, das wesen würde nit lang weren, so wolt er

[1] Weder Reißner noch Benvenuto Cellini melden etwas von diesem deutschen Münzmeister. Reißner sagt bei dieser Gelegenheit: Es waren die Müntzmeister und Eysenschneider Bapsts Diener, und hetten keinen Probierer, auffzieher noch Wardein, machten also falsche Müntz.

Jnen von aines klain wegen nit waib und kindt behendigen lassen, eher henget ainer immer daran, mit der hofnung das bald ain endt nemben wurdt, biß er gar verdarbe, und sein guett zehenmal wol leichter khaufft hette, dan das er diesen unchristlichen und unglaublichen unkosten thuen solt, zu erhalten der truncken Bestia fresserei und gasterei, die da vast bei 10 ganzen Monat weret, und galt das schaff Korn 32 Cronen. Nun sie namben mit dem Pabst die Concordj der Bezalung halber an, und schlembten und dembten darauf, da stellet Jnen der Pabst diese 6. Bürgen zue, Johan Matheo Erzb. zue Bern oder Verona[1], Johan Maria Erzb. Sipontinus, das ist der jetzig Pabst Julius der III., Anthonius Puzius den man nennet den Bisch. von Pistoja, und den Erzb. von Pisa, des Cardinals Rudolfo Brudern, Jacob Salviati ders Pabsts Clemente Schwester zue aim waib hette, ain überauß reicher Florentiner Kaufman, auß des Mundts Jch zum offtermalen gehört habe, das er saget, er hette zum dickermalen mit dem Könige von Frankreich ain wechsel getroffen, und ain Million gelts. Nun wie die Landsknecht zue friden waren, diese obgemelten Bürgen anzuenemben umb den Rest, der da etwan bei zweimall hundert tausend Cronen war und nit mehr, da huelten sie zue Rom auf dem Platz campo flor genandt gemain, und verordneten mich hinein zum Pabst in das Castell zu gehen, das Jch dise Bürgen in namen Jr, von Jm Pabst annembe, und zu Jnen herauß auf den Plaz fieret, und gaben mir zue Haubtman Diepoldt Heflen und

[1] Giemmatteo Giberti, Datar.



Sebastien Schertell mit sambt bei 200. woll gerister Doppelsölder, die sollen Inen gesellschafft thun, und herauß belaiten in den kraiß. Und wie Ich in das Castell kam hinauf in den großen Sall, und da gieng der Pabst auß seiner Camer gegen mir herauß mit seinen Cardinelen und Prelatten, und fragte mich was ich wolt, da antwortte Ich Ir Hlg. die Landtsknecht weren auf den Plaz Campo di flor versambelt und hielten alda gemain, hetten mich zue Ir Hlgk. geschickt mit sambt gegenwertigen Hauptleuten und Doppelsoldenern Ir Hlgk. anzuzeigen, daß sie mit den Bürgen zue friden weren und wollten die annemben, und Ir Hlgk. soll mirs überantwortten, so wolt Ichs mitsambt denen Haubtleuten und doppelsoldnern hinauß zum hauffen belaitten, und den gemain in Ir verwarung überantwortten. Da saget der Pabst mit wainenden augen, da stehen sie, nemt sie mit Euch hin, und laßt Euchs befohlen sein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, sonder unser aigen Person darzue, und erbutte sich mit unß zue gehen, und gieng woll 3. und 4. tritt mit unß fur sich, da batte Ich und die Haubtleut sein Hlgk. das er solle stiller stehen, und alda belaiben, wir dorfften In nit mit unß nemben, wir hetten des kein befelch, wurden es auch nit thuen.[1] Da gieng er

[1] Mas al sacarlos de poder de su santitad y de los Cardenales de la sala donde estaban, hubo tantos llantos y grita que parecie que se hundie el mundo, diciendo Su Santidad que quería tambien ir en poder de los alemanes.... Perez an den Kaiser, Rom, 12. October 1527, bei Villa S. 289.

über den großen Sall mit unß biß zue der thir, das er stettigs wainet wie ain jung kindt, und bitten thet, das wir In mit unß nemben wolten, das wir ohn underlaß stettigs abschluegen, und mit den Bürgen für druckten, das wir von seiner Hlgk. kommen mechten, dan dieweil die Landtsknecht auß dem schloß waren, und Spagnoli das allein inhielten, da vertrauet er sich gegen Spagnoli gar nichts nit, und truege sorg, das sie bei der nacht etwan haimblich ain schiff für das Castell kommen macheten, und das sie Ine durch die haimbliche thir die auf die Tyber gieng in ain schiff setzen wurden, und mit Im gehn Neapolis oder Hispania zue fahren möchten, das er nit mehr ans tags Licht kämbe, darumb wer er gern auß der Spanier handt gewest, und sonderbar des signors Largons[1], der ain alter erfahrner listiger Kriegsman was, und auf den Pabst gericht und geschmizt, welches er sich bei den Landtsknechten nit besorgen hett dörffen, darumb hast du oben anfencklich von mir vernomben, das sein Hlgk. sehr übel zuefriden war, das die teutschen das schloß dermaßen verlueßen, und sich umb (ihn) nicht nit annemben wolten.

Also namben wir die obgenanten Pürgen und fierten sie hinauf in den ring und in die gemain, da überantwortteten wir Inen die, da waren Ire verordnete, die sprachen wir zue, und huelten wir etlich Articl für, und ob sie für den Pabst pirg und selbst schuldner sein wolten, das soll ich Inen sagen, und Ir antwort von Inen den Landtsknechten wider interpretiern, das that Ich wie

[1] Alarcon.

mir befolchen war, da antwortteten dieselben herren Pirgen, Ja sie wollten Pirgen und schuldner sein, darauf wolt die gemain mir die überantwortten und zue verwaren befelchen, die Ich nit annemben wolt, dan es mir als aim Comissarj und von Adel nit zuestuendt, da beschlussen sie, man soll die geißlen fieren in die Canzlei, das ist der groß Pallast in Rom, das der Card. Sangiorgi gebaut hatt, das man iezt nendt in der Canzley oder zue S. Lorenzo in damaso, derselbig Pallast, der was Julii Cardinalis de Collonia[1], der was zue selben Zeit Vice Cancellarius sed. ap., ain sehr trefflicher dapferer und geschickter man, großer kunsterfarnus, und hohen verstandts, ein sehr kaiserischer reicher Cardinal, und der des Kaysers halben sich im Collegio gegen den Pabst sezet, und schlecht nit in die gemelt Bündnuß bewilligen wolt, und protestirt wider den Pabst und das Collegi, und zug zuem thor auß haimb in sein Landt der Collonoser da fordert In der Pabst, da wolt er nit komen, da priviert In der Pabst des Cardinals huet, und kamen aneinander der Pabst und die Collonoser super iniuriis, das der Pabst 4000 Schweizer wider sie komen ließe, zu sambt obgemelten schwarzen Pannern oder Vendlen, und ain Exercitum wider sie von 15. biß in die 20000 stark, und

[1] Es ist bedenklich, daß Gumppenberg selbst der Namen des berühmten Cardinals Pompeo entschwunden war. Der schöne von Bramante errichtete Palast der Cancellaria, welchen diesem Colonna Clemens VII. als Lohn für seine Wahlstimme im Conclave gegeben hatte, war ursprünglich von Rafael Riario, Card. v. S. Georg erbaut worden.

fuel den Collonesern in das Landt, zu verderben umb Frisolona, biß der Niderlender Mincaval Vicere zue Neapolis zwischen Ime Pabst, Kaiser und Colloneser ain fridt machet, und als yeder thail sein Kriegsvolck urlauben solt, wie dan geschahe, daß dem Pabst nachmals zue merklichem spott und schaden kamb, das er über des Viceres gebnen glauben und thrauen vom Duca de Borbon dermaßen unbillicher waiß überzogen, geschezt und gefangen wardt, dem Kayser unwissent, daß aber war ist, so baldts sein Maj. in Hispania erfuer, da wardt sie übel zufrieden, und unmuetig, und wolt in vil tagen yemandts nit zue Ir lassen, luesse alle topezeria an den wenden in Iren gemechen abreißen, und schwarze klagtücher aufschlagen, und schicket von stundan Iren Beichtvatter gehn Rom, den Pabst zu klagen und Ine zu entschuldigen mit ernstlichem Befelch an seine Obristen Haubtleut und Regenten des Exercito, das und sie den Pabst ledig lueßen und zügen aus Rom, darauf wardt derselbig franciscaner Münch oder Confessor Caesaris vom Pabst zu einem Cardinal gemacht, und genandt Card. Stae Crucis, und ist der, der da der Pfaffen gebett geendert und verkert oder gebessert hat, das man nendt Breviarium Card. S. Crucis iuxta consuetudinem Rom. Curiae.[1]

Da legt man dieselben Pirgen in desselben Cardinals Colonna Palast, in zwo Camern, die hetten kain fenster nit, und ain Porten allain, und zwey starke vergitterte

[1] Francesco Quiñonez, wurde Cardinal erst am 7. December 1527. Die Angabe Gumppenbergs von der Eile des Kaisers, sich beim Papst zu entschuldigen, ist ganz irrig.

fenster mit einfallenden Liechtern, darin solten sie alle 6 geißler essen und schlafen, und lagen Inen allemal tag und nacht ain fendl knecht vor der Thier wachend, und gaben Inen ein dolmetscher zue, der hieß Haußman, der was von schlegstett, und was in des Papsts Guardi gewest im einfall zue Rom, aber davon kommen, das er nit erschlagen wardt, aber Ihr Haubtman Mock der wardt erschlagen mit vast allen schweizern, über den sein haußfrau fuel zu retten und die Landtsknecht zue bitten umb Ires mans Leben, das er zue aim gefangnen aufgenomben mecht werden, aber da waß von den Landsknechten kain gehör nit, stachen und haueten in In, biß er zue stücken fuel, und haueten seiner ehrlichen haußfrauen bayd hend ab, die sie furwarff, Irem Man die straich aufzuhalten.

Nun die guetten frumben geißler die waren da verwart, und der ehegedacht Card. Colonna, der kam hinein gehn Rom in sein pallast, unangesehen, das der Pabst Ine priviert het seines huets, und sein todfaindt waß, und thet den geißlern alle ehr in seinem hauß, thet In allen Unkoßten der speiß ab, und tractirte sie nach allem seinem Vermügen, nach gestalt der zeit. Nun Zill und Zeit kamb, das man zalen solt, da war kain gellt nit, die geißler namben außred, begerten erströckung acht tag, die waren beim gemainen unsinnigen tollen vollen man erlangt mit aller marter. Dieselben 8 tag erschienen auch ohne Zalung, da begerten sie aber 8 tag, die wurden Inen schwerlich geben mit großem Unlust und gefahr der haubtleut und doppelsoldner, darüber der unsinnig Landtsknecht schrie von wegen solcher verlengerung der Bezalung, aber dieselben 8 tag erschienen ohne frucht, wie die ersten

3 Termine, darob sich der gemain man ganz erzirnet, und unsinnig ward, lueffen zusammen mit Iren wehren auf den Platz, und holeten die hauptleut mit gewalt zue der gemain, und schicketen nach dem Haubtman, der denselben tag die geißler zue Inen in die gemain und in offnen ring brecht, als dan geschahe. Da man sie bracht da schrien sie warlich heftig über sie, der ain wolts an spießen aufheben, der ander wolts hencken, der dritt der wolt ain kugl durch sie schießen, und erschröcketen die guetten Herrn sehr übel, das sie sahen wie der biter todt, und vor forcht nur umbfallen wolten, Aber die Haubtleut und vom Adel auch doppelsoldner redten stettiges das best darzue, ob man den gemain erlindern mecht. Aber da half es alles nit, entsezten sich ye lenger, ye mehr, wider die geißler, und huelten die Haubtleut (in) verdacht, und schickten den Profosen nach den Ketten, die Geißler daran zu schlagen biß und sie zaleten, also da der Profoß die Ketten bracht, da schueffe (sic!) der gemein man, er solle sie alle 6 darein schlagen, da schlueg der Profoß den Johan de Maria Archiepiscopo Sipontino, der yetzt haißt Pabst Julius tertius, und Johan Mathea Gibertus Erzb. zue Bern[1], an ain Ketten zuesamen yeden mit ainer handt, den Anthonio Puzio den man nennet Bisch. zue Pistoria nachmals Card. Sti. Quattro genannt wardt, und den Erz. von Pisa an ain ander Ketten zusammen, des Cardinals Rudolpho Brueder

[1] So wurde also noch damals Verona von den Deutschen genannt.

und Jacob Salviati auch an ain Ketten zusamen.[1] Da dies grausam spectacel gesehen wardt, an so großen alten, ehrlichen und mechtigen Prelaten, da sagten die gemain man gegen Irem dolmetscher, Er soll Inen sagen, das sie gedechten und innerhalb 14 tagen zalten, oder aber sie muesten alle an diesen galgen gehenkt werden, der da gegenwärtig auf dem Plaz stuend, und schickten die geißler mit dem dolmetschen und haubtman oder fendlknecht wider zu hauß, mit betruebten Herzen, da mueßten sie tag und nacht an den Ketten angeschmiedet sein und bei einander schlaffen. Dise Tyrannei die weret bei 6 ganzen Wochen, und muesten alle Ire kleider an der saitten auf geschnitten haben bis an das Hemmet, damit so sie sich niderlegen wolten, da sies vom hals herabpringen mechten. Nun da der Termin der Bezalung kam da was gleich woll kain gellt nit da, als das erst mall, dan das war die ursach, die weil der Pabst im Castell enthalten war, dergleichen das Castell von Spaniern ingehabt wardt, da sagten der Kirchen Unterthanen, der Pabst wer nit frey, darumb wolt sich das Land nit schezen lassen noch kain heller nit herausgeben, so war kain obedientia nit da, das sie an der lest woll büessen muesten, da der Pabst wieder frey wurde, umb Ir ungehorsamkeit. So wolt kain Kaufman nicht darleihen. Also muest der Pabst nott und angst leiden bey aller seiner macht. Da nun ain

[1] Y despues traxeron los hostages de dos en dos — Datario y Obispo de Pistoya en una cadena, y los Arçobispos Sepontino y Pisa en otra, Jacobo Salviati y su yerno en otra — Perez an den Kaiser, 12. October 1527.

tag oder zwei über die zeit war der Bezalung, da hetten die knecht aber ain gemain, schicketen mich und andere zue den Geißlern ob gelt da wer oder nit, da war leider kains — (Folgt die Wiederholung der Erzählung von der Bedrohung der Bürgen) — Doch die Haubtleut theten all ding zue milt und glimpfen, damit nit handt an sie gelegt wurde, der von Bembelberg darfft nit zue den unsinnigen Leuten, das sie Ine in verdacht hetten, er hielts mit den Geißlern, darumb darffen sie Ime offt des tags durch das hauß lauffen und alles das was nur darinnen zerprechen, also das sich an der lest der theure Ritter nit mehr in seinem eignen Losament finden darfft lassen, sonder muest verstollen in der Spanier Losament hin und wider liegen.[1] Nun es war so viel gehandelt, das Ihnen nach andre 8. tag frist geben wardt, dieselben 8 tag erschienen auch, das gleich so wenig kain gelt nit da war, als das erst mall, und war das die ursach, die herren waren gnugsam gewest umb zwo Millionen gelts, und hettens auch allemal aufbracht in ainem Monat und eher, wan sie ledig gewest weren.

Aber also wolt sich weder Kaufleut noch yemandts mit Inen einlassen, das sie sorg truegen, sie kämen zue schaden, und verluren das Irig darob, so sie sich mit den gefangnen einlueßen, so wolten Ire freundt das auch nit gestatten, truegen sorg sie würden mit sambt Inen darob

[1] Los capitanos alemanes han huido de entre su gente y se han pasado con los españoles, y los mas dellos están en la posada de Iuan de Urbina: Perez an den Kaiser, 30. November 1527.



verderben, und der Pabst und das Collegium lieẞe sie sterben. Als Ich dan auß des reichen Jacob Salviati mundt höret, das er mit wainenden augen sagt, Nun mueß Gott erbarmen, das Ich mein glauben der maßen verloren habe, das Ich ain so schlecht gelt, zwei oder drei mal hundert tausend Cronen nit aufbringen kan, und so offt dem König von Frankreich ain Million und anderhalb golts aufpracht, und in 6. Monaten par bezalt habe, wohin ist mein thrauen und glauben jetzt komben.

Nun dieselben 8 tag kamben auch, das die Lanzknecht bezalt sein wolten, und luffen zuesamen auf den Platz campodiflor und berueffen Ire hauptleut zu Inen, die wolten nit komen, da lueffen sie in die heuser und fuerten die haubtleut und Venderich mit gewalt und mit blutigen köpfen auf den plaz, und in den Ring, da wolten sie gelt oder bluett, und schicketen abermal zum haubtman, das er Inen die Geißler in den Ring brecht, da sprachen sie aber Irem dolmetschen zue, er soll sie fragen, ob gelt da wer oder nit, da waren sie bewilligt, sie wolten ain Geißler oder zwen henken lassen, zu erschröcken die andern, und wolten sonderbar die zwen Layen nemben, als Cardinals Rudolpho Bruedern, und Jacob Salviati. Da thaten dannocht die haubtleut als ehrlich verstendig Leut, und wolten es nit zuegeben, das den armen betruebten herren auf dißmal ain Layd geschehe, und sezten Ir Leib und guett für sich, sie zueretten, was Jamer oder nott das war, das hastu zubedenken, und mit was erschrockenen herzen der pabst Julius 3. mit seinen gesellen da stuenden. Da lueßen sie fürtragen, da war kain gelt, sie wüsten auch kains also gefangner weiß nit zue bekomen, und all

ding wer umbsunst, man solle Inen gleich thuen wie man wolt, das muesten sie unschuldig leiden, aber die Lanzknecht solten die zwen Layen, als Cardinals Rudolpho Brueder, und den Jacob Salviati als Kaufleut ledig lassen, das sie handeln und wandeln kundten Ires gefallens, so wolten sie die vier Bischof mit Leib und guet für sie stehen und pirge sein, dan so baldt die zwen ledig weren, so brachten sie das gelt von stundan auf, und noch zwaimal sovil darzue. Da fuelen die haubtleut den Geißlern zue, und sagten es wer ain genuegsam ehrlich erbuetten, und wolten das der gemain solte annemben, dan wisten die 4 Bischof oder Geißler das nit für gewiß wahr sei, so wurden sie Ir Leib und Leben so liederlich für die zwen andern nit verpfendten, und wolten die haubtleut selbst auch pirg werden.

Aber da wollt der gemain nicht vil davon hören, und kamen hefftig an die haubtleut, und weret das toben und wietten lenger dan 5. ganzer stund nach mittag, das man all augenblick vermeindt, die haubtleut wurden all auf dem plaz todt bleiben mitsambt Fendrich und Doppelsoldnern, und da sie nichts anders haben wolten dan gelt oder bluett und kain ander mittl nit annemben wolten, da wardt doch an der letzt von den haubtleuten die sachen dahin geschlossen, das man die Geißler wider haimb schicken soll, und das sie in 8 Tagen gellt aufbrechten. Und da was die selben 8 tag der gemain man nur wildt auf die Haubtleut, die sie weder sehen noch hören wolten, sonder nur erstechen oder erwürgen, mit unschuldigem verdacht, sie nemben miett und geschenk und hälffen den Geißlern hinüber, das aber nit was, sondern die ehrlichen

Leut bedachten Ir Ehr des Kaisers wolfart und was args oder guetts darauß entstehen mecht auß solcher erschröcklichen Tyranney des gemainen mans, das sie 4. Erzbischof und 2. so mechtig welsch Kaufleut von des schneden gellts wegen so schendlichen umbpringen solten.

Nun da die acht tag herzuestreichen wolten, da schickten mich die Haubtleut und Obristen zuvor zue denselben herrn Geißlern zue verstehen, ob doch gelt da sein wurde oder nit, dan sie sahen die ungeschicklichkeit des groben gemainen Mans, auch die große geferlichkeit Leibes und Lebens, darin sie die herrn Geißlern nit allein stüenden, sondern auch die haubtleut, und sie truegen warlich für sorge, das die nechst gemain, die gehalten würdt, Bluett oder gellt sein wurde, dabei sie ye nit gern sein wolten, und sie betten sie zum höchsten, daß sie allerlei bedenken wolten, damit doch etwas da were von gellt, wo nit so traueten sie Inen nit ohne gefahr in die Gemain zue kommen. Darauf sie nun mir und meinem mitgesandten, die Herrn Geißler zu antwort gaben, sie hetten kain gellt, und wisten auch kains aufzuebringen, sie hetten sich Gott dem Allmechtigen befohlen, es gieng Inen darob was gestalt es wolle. Dise antwort brachten wir den haubtleuten und Obristen, das was der Herr von Bembelberg, die es warlich mit erschrecken annamen, die den jamerlichen ausgang der sachen als weise leut bedachten, und das nit allein den Herrn Geißlern Leib und Leben auf diesen tag aufgehen wurde, sondern auch Inen den hauptleuten Leib und Leben, Ehr und guett, mit sambt der Röm. Kay. Maj. unsers allergnädigsten Herrn ewige ungnad. Und kämen sie auf diesen ersten Gemaintag so

wurden sie sehen wider Iren willen an den Herrn Geißlern tödtliche Handt anlegen, bewilligten sies, so wisten sie woll, was gefahr Ihnen beim Kaiser darauf stuende, bewilligtens sie dan nit, so wurden sies mit der Faust und That erhalten müssen, und all todt auf dem plaz bei einander bleiben und dannocht nichts fruchtbares für sie erhalten wurde, sonder das der Rom. Kais. Maj. heller hauffen zue grundt gieng und darob ganz Italia Landt und Leut verlur, dieweil der Franzos mit so ainem gewaltigen Hauffen in Italien ankomen war, und waren die guetten haubtleut nur laidig und thraurig, und berathschluegen die sachen lenger dan 3 tag, an der letzt entschlussen sie sich, sie wolten bey solchem Jamer nit sein, der Kays. Maj. zue guetten, so verhofften sie dannoch, wan kain Haubtman mit bei Inen were, das sich der voll unsinnig gemain man so freventlichen unterstehen wurde solcher Tyrannei, sonder daß sie sich vil aines bessern besinnen wurden. Und ungefärlichen 2 tag zuvor, da saß der Obrister Herr von Bembelberg mit samt allen haubtleuten auf die Roß, und ritten zum thor auß, und sagten gegen dem gemainen man, dieweil sie Inen nit volgen wolten, so wolten sie auch nit bei Inen bleiben übels helffen zu stiften, und zugen also zum thor auf Braziano[1] zue, ain vast trefliche Befestigung der Ursiner als in Italia ist, 40 welsch mail von Rom gelegen, in der Herrn Ursiner Landt, da waren sie zue Ir Sicher-

[1] Nach Reißner zogen die Hauptleute nach Rocca di Papa; der Secretär Perez gibt statt dessen die nahe dabei liegende Abtei Grotta Ferrata an, und so auch Cäsar Grelierus.

heit, das sie der gemain unsinnig man nit überfallen solt, all ding zu beratschlagen, wie dem Kaiser dieser ungezembter Exercitus mit sambt Land und Leut und ganz Italia erhalten mecht werden, auch zu sehen, was sie doch auf den bestimbten tage der Bezalung mit den Herrn Geißlern in der gemain anfahen wurden, und waren alle haubt- und Befelchsleute mit Inen hinweck, und da belib yemandts auf erden, dan ich und Caspar Schwegler, welcher Zallmeister war, und Ich Commissari, solten mit Inen handlen, dan Caspar Schwegler mehr an Inen vermocht, dan alle haubtleut einander mit, und wie der tag der Bezalung komen solt als morgen, da luffen sie als heut nach essen zuesammen, und hetten nur ain wiest wesen, da gang Caspar Schwegler ohn mich in hauffen sie zue geschwaigen, es wer doch der tag noch nit, sonder erst morgen, warumb sie dan zuesamen lueffen, sie hetten dessen kain Recht nit, sie sollen auch woll bedenken, wie ungeschickt sie gehandelt hetten, das sie mit recht weder gegen Gott noch dem Kaiser verantworten wurden, darumb weren Ire Haubtleut von Inen zogen, und batte sie, sy sollen doch mittel und weg mit den Herrn Geißlern und Pabst annemben mit hilf und rath Ihres Obristen und Haubtleut nach denen sie schicken sollen.

Aber nach langer Predigt des Caspar Schwegler, da erschluegen sie Ime den Kopf voll große Löcher mit den Schießhaken, und weren nit etlig seine guete Freundt gewesen, so hetten sie Ime gar erwürgt. Ich wolt nach mittag zue den trunckenen bestiis in kein ring nit komen, darum behüielt Ich auch mein kopf ganz, und war doch

auf diesen Abend die sach gestillet, und biß auf den morgen angestellet, da aller jamer zu erwartten war.

Nun am morgen, so baldt der tag herfür brache, da schlueg man umb und gebott aim jeden Landsknecht mit gewertter Hanndt auf den Campoflor zu komben, zwischen 6 u 7 Uhr am morgen, da kamen sie auf den plaz und fiengen ir ungeschickte weiß an, da sies gestern gelassen hetten, und da wolten sie schlecht gellt oder bluett und ain par auß den Herrn Geißlern henken lassen, und schickten zue dem haubtman Hans Weiskopf, der sie dasselbig mal verwachet, und ain schreier und Pfaffen feindt was, das er die Herrn Geißler auf den plaz antwortten soll in die Gemain.

Nun wie er an die Camerthir anklopfet, 2. 3. oder 4. mall, da wolt Jme niemandts nit antwortt geben, also das er an der letzt die Thir aufbrache, da fand er nit ain mensch in der Camer, sondern in yedem Pett der zwayen Ketten, und ain Laitter im Kumich, und das die Herrn Gaißler davon waren, das was ain wüste Rumor, der Haubtman Weißkopf der muest mitsambt dem ganzen fendel knecht den Zorn des wiettenden hörs entfliehen, da luffen sie all hinein in die Camer und Palast, zu sehen wie es war zuegangen, oder wohin sie komen weren, und weren nur wildt, wolten nur wider anfangen Rom zu plündern, und das Kindt in Mutter laib erwürgen.

Und stuenden lenger dan 5 ganzer stundt bei einand versamblet, wie zue beratschlagen, und des mehren thails rath war erwürgen, plündern und alles übel zue thun, das möglich und menschlich were. Aber die Doppelsoldner und die vom Adel die ruethen, sie sollen Jre

Haubtleut und Obristen wider zue Inen berueffen, sie wolten Inen volgen und alle gehorsamb laisten, darauf die sach an die letzt geschlossen ward. Was Gott für Mirakel thet, das seine Göttliche gnadt solch herrn Geißler zue höhern Dingen brauchen wolt, dan das die unsinnigen leut Iren hochmuth und Tyrranney mit Inen threiben solten, wie und man dan yetzt scheinbarlichen sicht vor augen, was hohen Befelch Gott der Herr disem Julio tertio geben hat, sein Statt in diser Welt zu erhalten und zu vertreten, darumb behüett Gott die seinigen an der letzt, so er sie zue Zeitten schon etwas laiden lest. Nun die Ketten oder Armring die waren weit und groß, und nit für solch zarte Herrn, welche Inen am anfang klain genueg waren, als sie faist und volkomen waren, von Complexion, aber nachmals da und sie in solche tribulation kamen, da namen sie am Leib ab, also das Inen die eisen alle zu groß waren. So sie das befanden, auch das groß Perikl sahen, und das sie am morgen wider fürgefürt sollen werden, das sie alles nit mit kleinen schmerzen beherzigten, und entschlüssen an der Letzt dahin, es werin ye unter zwaien Besen das besser zu erwehlen der gewiß todt, oder die gefahr der flucht, und woltens wagen und sehen, ob sie die selbige Nacht entflüehen mechten, und wie woll Ire zwo Camer einen ausgang hetten, darvor in der Nacht Ir Dolmetsch lage, und heraußen nochmals das fendl knecht, das sie verwacht, das nit möglich was das ain meussele auß oder ein mecht komen. In Ir Camer was ain Camin, darin sie feur macheten, dasselbig Camin das gieng in der Mauer hinauf über das Dach auß, und gang durch etliche andere

staußen (?) oben auf ein Hauß, da niemandts in wohnet, da lueßen sie in derselben staußen oben das Camin haimblich aufbrechen, und richteten stricklaitern darin, und stige ainer nach dem andern hinauf in dieselbe öde staußen, und aus denselben öden gemechen, da waren von stundan pruckchen gemacht in ain ander ödt hauß, da kamen sie hinauß gehn Sta Maria de Populo, in der Spagnoli Quartier, da saßen sie auf guette türckische Pferdt, und ritten eulents davon, zue unser lieben Frauen de Loretta, dahin sie sich versprochen hetten, und halfe Inen Gott und unser liebe Frau also ohn alles übel davon, das weder der Pfaffenfeindt der Hauptman Weißkopf, noch der Dolmetsch oder yemandts auf erden das wenigst gewahr were worden, dan die vollen seue hetten den ersten schlaf woll und stark gethan, dan die Herrn Geißler hetten Ine Haubtman dieselbige Nacht zue gast geladen, und hetten den Landsknechten 2. oder 3 Eimer wein auf die wacht zue ainem schlaftrunk geschenkt, darin war Pilsensamen gesotten, damit sie schlefferig wurden, das sie nicht hören sollten, als dan geschah. Aber ob dem Dolmetschen etwas geträumt hette oder nit, Er war am morgen aufgestanden und haimblich durch das schlisselloch hinein sehendt, was die herrn Geißler thetten, da hat er kainen an kainem Pett nit gesehen, noch viel weniger in der Camer, da hette er Ine gleich gedacht, da müest es nit recht zugehen, die Herrn Geißler weren darvon.[1]

---

[1] Die Flucht der Geiseln ward unterstützt durch den Cardinal Colonna, die Spanier und wie Cäsar Grolierus glaubt, auch durch die deutschen Hauptleute, welche daran verzweifelten,

Biß hierher und weiter ist es vom Herrn Scribenten nit continuiert worden.

---

ihr Kriegsvolk bändigen zu können, so lange jene Bürgen in seiner Gewalt waren. Die Flucht geschah am 29. November. Hierauf folgte am 8. Dezember nachts die fluchtähnliche Abreise des Papstes aus dem Castell nach Orvieto.

Römische Bürgerbriefe

seit dem Mittelalter.

1877.

Diese Schrift ist aus den Materialien des Capitols geschöpft. Ich hatte das dortige Stadtarchiv lange vorher für die Geschichte Roms durchsucht, und manches Wertvolle in ihm gefunden, wie jenes Protocollbuch des Notars Benceimbene, welches so viel neues Licht auf die Familie der Borgia geworfen hat. Zuletzt arbeitete ich daselbst im Frühjahr 1876; Venturi war damals Syndicus, und Bitte Archivar, mir wolwollend gesinnte Männer.

Mein Zweck war dieser: mich über die Beweggründe und die Formeln zu unterrichten, welche bei der Erteilung des römischen Bürgerrechts in vergangenen Jahrhunderten zur Geltung gekommen sind. Ich suchte nach, ob und welche älteste Bürgerdiplome, oder litterae civilitatis, wie man sie nannte, noch erhalten sind. Aber ach! das römische Stadtarchiv, einst die große Schatzkammer der bürgerlichen Geschichte Roms, bietet heute nur klägliche Ueberreste dar. Ein tiefes Geheimniß liegt auf dem Untergange der zahllosen Actenstücke, die einst dort von Jahrhundert zu Jahrhundert niedergelegt worden sind. Was sich davon gerettet hat, ist in einigen Kammern des Conservatorenpalastes aufgestellt, zu denen man durch einen Eingang links im Hofe gelangt, wo der Cippus der Agrip-

pina und andere Altertümer stehen. Ueber enge Treppen, durch öde Räume kommt man in ein Obergeschoß und zu jenem ehrwürdigen Heiligtum. Nichts Bescheideneres als dies. Später wird man den Plan ausführen, das Stadtarchiv würdiger aufzustellen.

Meine Aufgabe war schwer; denn alles ist dort lückenhaft. Die älteren Bürgerrollen fehlen; auch das Goldne Buch des römischen Patriciats ist in einem Volkstumult am Ende des Jahres 1799 öffentlich auf dem Capitol verbrannt worden. Es gibt dort ein paar Register, die mir gute Dienste geleistet haben: das von Francesco Magni, welches die unvollständige Reihe der zu römischen Bürgern Ernannten von 1456 bis 1736 enthält, und ein andres, Privilegî di Cittadini betitelt, und beginnend mit 1508. Mit ihrer Hilfe habe ich viele handschriftliche Bände des Archivs untersucht. Sie enthalten meist Ratsprotocolle, wie sie die Gemeindesecretäre niedergeschrieben haben. Selten finden sich noch Originaldiplome auf Pergament; von einigen sind die Entwürfe aufbewahrt. Meist sind es Summarien der Beratung und Abstimmung über die zu ernennenden Bürger, mit beigefügtem Datum der Sitzung.

So unvollkommen nun die von mir gewonnenen Nachrichten sind, so habe ich doch manche merkwürdige Bürgerbriefe aufgefunden. Indem ich von ihnen den ersten öffentlichen Gebrauch machte, wünschte ich damit dem erlauchten Municipium der Stadt Rom ein Zeugniß meiner Ergebenheit darzubringen. Ich schrieb meine Schrift ursprünglich italienisch, und so ist sie in den Berichten der Akademie der Lincei abgedruckt worden. Indem ich sie

jetzt deutschen Lesern darbiete, bemerke ich, daß ihr Text vielfache Ueberarbeitung erfahren hat.

I.

Die Form der römischen Stadtgemeinde in den ersten Jahrhunderten nach dem Untergange des Reichs ist uns unbekannt. Weder Urkunden noch Geschichtschreiber sprechen vom römischen Bürgerrecht als einer municipalen Eigenschaft, während jene andere allgemeinrechtliche des civis romanus noch fortdauerte und den ganzen Umfang der Privilegien bezeichnete, welche die Bürger des römischen Reichs genossen hatten.

Die praktische Wirkung des von Caracalla erlassenen Edicts wurde freilich unter den Ruinen des Reichs begraben. Der Wert der römischen Civität schwand so sehr dahin, daß am Ende des 5. Jahrhunderts Salvianus das Bekenntniß ablegen konnte: „der Name des römischen Bürgers, welcher einst so hoch in Ansehen stand, und so teuer erkauft wurde, wird jetzt verschmäht, und nicht nur für wertlos, sondern fast für verabscheuungswürdig gehalten.“[1] Diese Klagen des Bischofs von Marseille fanden ihre Rechtfertigung an den trostlosen Verhältnissen der damals noch dem Reiche gebliebenen Provinzen, wo der Steuerdruck so unerträglich geworden war, daß viele römische Bürger ihre Städte verließen, um sich zu barbarischen Völkern zu flüchten.

Allein die Eigenschaft des civis romanus erhielt sich

[1] De vero judicio et providentia Dei V, 32, p. 53.

in allen Ländern, in welchen das Justinianische Recht Geltung hatte, und so lange dort die Reichsgewalt dauerte. Da die Stadt Rom niemals von den Barbaren besetzt worden war, hütete sie mit Eifersucht die Ueberlieferungen der Vorfahren, selbst noch in jenen Zeiten, wo Gregor der Große den Untergang des alten Senats und Volks der Römer beklagen mußte. In diesem außerordentlichen Manne lebte noch das stolze Bewußtsein der Würde des römischen Bürgers. Als ein ehemaliger Präfect, welchen der Richter Siciliens vor sein Tribunal gezogen hatte, mit Ruthen gepeitscht worden war, obwol die Lex Porcia die Anwendung dieser schimpflichen Strafe gegen römische Bürger verbot, schrieb der Papst an jenen kaiserlichen Verwalter einen Brief voll edler Entrüstung.

Gerade aus seiner Zeit bezeugen Urkunden, daß die Eigenschaft des römischen Bürgers sich noch immer erhalten hatte. Er verlieh einmal zwei Sclaven die Freiheit, indem er sie zugleich zu rechtmäßigen römischen Bürgern erklärte.[1] Demnach bestand auch im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. der Gebrauch der Manumission, gemäß der Verordnung Constantins, wonach freigelassene Sclaven das römische Bürgerrecht erhalten sollten.

Während der byzantinischen Herrschaft in Rom erscheint der civis romanus sogar noch in seiner municipalen Eigenschaft. So zeigen ihn die Decrete über die Wahl des Papsts in dem berühmten Formelbuch, Liber Diurnus, welches zwischen 685 und 752 verfaßt worden ist. Der freie eingeborne „römische Bürger“ besaß das Recht den

[1] Ep. 12, lib. V.

Papst zu wählen. Die in der Stadt angesiedelten germanischen Colonien der Franken, Langobarden, Angelsachsen und Friesen hatten dagegen keinen Teil am römischen Bürgerrecht und deshalb auch nicht an der Papstwahl. Es war aber wesentlich das Rechtsbekenntniß, welches in jener Zeit die Eigenschaft des civis romanus bestimmte. Während der ganzen Carolinischen Epoche findet sich auch keine andere Bezeichnung für das römische Bürgerrecht, als die aus dem allgemeinen Civilrechte abgeleitet wird.

Der Kaiser Lothar erließ im Jahre 824 ein Epoche machendes Edict, wodurch die Rechtsverhältnisse in Rom eine feste Gestalt erhielten. Fortan sollte sich dort jeder Mann zu dem Rechte bekennen, nach welchem er gerichtet sein wollte. So wurde das Gesetzbuch Justinians in der Stadt als das nationale Recht der Römer anerkannt. Dagegen fuhren die Fremden in Rom fort, ihr salisches oder langobardisches Recht zu behaupten; doch konnte der Fall eintreten, daß ihrer manche aus persönlichen Ursachen zum römischen Gesetz überzugehen wünschten. Mit diesem aber erwarben sie auch das städtische Bürgerrecht, und seit jener Zeit mußte sich eine Formel der Verleihung desselben an Fremde feststellen.

Daß dies geschehen ist, darf man aus einer Bestimmung über die römische Civität schließen, die zwar dem Zeitalter der Ottonen angehört, aber doch in jenem Edict Lothars ihren Ursprung gehabt haben muß. Es ist das bekannte Fragment am Ende der „Graphia aureae urbis Romae“, welches so lautet: „Wie einer zum Römer gemacht werden soll. Wenn jemand wünscht, Römer zu werden, so soll er in aller Demut seine Getreuen zum

Kaiser schicken und fordern, daß ihm erlaubt sei das römische Gesetz anzunehmen und als römischer Bürger eingetragen zu sein. Wenn nun der Kaiser dies erlaubt hat, so soll man so verfahren: der Kaiser sitzt mit seinen Großen, Richtern und Magistraten; zwei von den Richtern treten mit gesenkten Häuptern vor ihn und sagen: Unser Kaiser, was befiehlt dein höchstes Imperium? der Imperator erwidert: damit die Zahl der Römer vermehrt werde, befehlen wir, daß jener, den Ihr heute als Bekenner des römischen Rechts angekündigt habt ...." Hier bricht die Formel leider ab.[1] Dieselbe Phrase „damit die Zahl der Römer vermehrt werde", ist, mehr oder minder verändert, selbst in Bürgerbriefen aus viel späteren Jahrhunderten anzutreffen.

Das Bürgerrecht wurde, wenn der Kaiser abwesend war, vom Stadtpräfecten, später aber von den Häuptern der römischen Gemeinde erteilt, welche zuerst als Consuln und Herzoge, dann als Patricier, endlich als Senatoren die ewige Stadt regierten.

Gerade in der Grabinschrift eines dieser Signoren Roms, des Crescentius de Theodora, der im Jahre 984 starb, findet sich neben andern Ehrentiteln auch dieser des civis romanus:

Corpore hic recubat Crescentius inclitus ecce,
Eximius *civis romanus* dux quoque magnus.

---

[1] Qualiter romanus fieri debet — — Imperator e contra: ut amplificetur numerus Romanorum: illum quem vos hodie renunciastis romanae legis jubemus ....

Dies Prädicat hat hier offenbar nichts mit dem römischen Recht zu thun. Es beweist vielmehr, daß sich im 10. Jahrhundert, in Folge des immer heftiger werdenden Kampfs des römischen Volks gegen Päpste und Kaiser, das municipale Bewußtsein so sehr gekräftigt hatte, daß die Zeit kommen mußte, wo sich die Stadtgemeinde als freie Republik einrichtete und vom alten Capitol wieder Besitz nahm.

Nachdem dies im September 1143 geschehen war, begann die römische Bürgerschaft, wie andere Communen Italiens, allmälich moderne Formen anzunehmen. Auch für die Privilegien des Bürgerrechts wurde ohne Frage eine gesetzmäßige Formel eingeführt. Aber die Urkunden fehlen, so daß wir keine Beispiele der Erteilung desselben an Fremde in Rom und anderswo in Italien schon aus jenem Jahrhundert anzuführen haben.

Der Wert des Bürgerrechts wuchs mit der politischen Macht des römischen Volks, welches die Päpste und die Kaiser zur Anerkennung seiner republikanischen Selbständigkeit nötigte. Die Römer, welche den Ketzer Arnold von Brescia in ihre Stadt aufnahmen und gegen die päpstliche Curie mutig verteidigten, waren von der Unantastbarkeit ihrer Privilegien so sehr überzeugt, daß sie dem Papst die Befugniß bestritten, römische Bürger zu excommuniciren und das Interdict auf die ewige Stadt zu legen. Sie selbst beanspruchten das ihnen von Alters her zustehende Recht, den Kaiser zu proclamiren, indem sie behaupteten, daß der designirte Cäsar nur durch die Stimme ihres Parlaments und durch ihre Acclamation das Diadem

Constantins erlange, und daß er als Kaiser zu gleicher Zeit zum römischen Bürger ernannt werde.

Auf Grund dieser Ansprüche traten die Gesandten des römischen Volks im Jahre 1155 zu Sutri vor den mächtigen Friedrich Barbarossa, den schon acclamirten, aber noch nicht gekrönten Imperator, und richteten an ihn im Namen der Stadt diese stolzen Worte: „Erst warst du mein Gast, jetzt habe ich dich zu meinem Bürger gemacht."

Die deutschen Könige betrachteten sich, sobald sie im S. Peter die Kaiserkrone empfangen hatten, als wirkliche römische Bürger. Daher gab später Friedrich II. seinem Briefe an die Gemeinde Rom aus Treviso vom 20. April 1239 die Aufschrift: „Dem Senator der Stadt und seinen Mitrömern."[1] Die Ansicht dieses großen Hohenstaufen war von dem Urteile Dante's nicht verschieden, welcher in seiner „Monarchie" behauptete, daß gemäß der antiken Reichsidee die Nationalität des Kaisers gleichgültig sei, da dieser, welchem Volke er auch angehöre, durch die Kraft seiner Krone zum legitimen Römer werde.

Haben sich auch die Päpste, wenn sie als Nicht-Römer Fremde in der Stadt waren, in derselben Weise wie die Kaiser als römische Bürger betrachtet? Es ist möglich, daß sich der Besitz des Bürgerrechts für sie aus ihrem obersten geistlichen Amt in Rom ergab, aber ich kann das nicht durch Urkunden erweisen.

Solange die Römer die Freiheit ihrer Gemeinde behaupteten, bestritten sie den Päpsten alle solche Ansprüche, welche ihre Rechte gefährden konnten. Sie hielten die-

[1] Senatori Urbis et suis conromanis.



selben von jeder Einmischung in die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt fern und verwarfen stets die Ansicht, daß die Würde des Papstes schon an sich die Civilgewalt über Rom in sich schließe. Seit Nicolaus III. stellte sich der Gebrauch fest, dem Papste durch Autorität des römischen Volks die städtische Gewalt nur auf Lebenszeit zu übertragen, und ihn mit derselben nicht als Bischof, sondern nur als Privatperson zu bekleiden. In dieser Form wurde den Päpsten französischen Ursprungs, während des sogenannten Exils in Avignon, vom römischen Volk die Senatorwürde auf Lebenszeit verliehen, mit der Befugniß sie auf andere Personen zu übertragen. Die „fremden“ Päpste befanden sich demnach ungefähr in der Lage der „fremden“ Senatoren (Senatores forenses). Und nicht einmal diese, die wirklichen mit den höchsten Ehren umgebenen Häupter der Gemeinde Roms, wurden deshalb als römische Bürger angesehen; nur wenige belohnte man mit dem Bürgerrecht, wenn sie sich um die Stadt wolverdient gemacht hatten und von ihrem Amte abtraten, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Die Geistlichkeit im Allgemeinen blieb zu jeder Zeit von den Rechten der Bürgerschaft ausgeschlossen. Nicht einmal die fremden Cardinäle waren römische Bürger, obwol sie den Titel ihrer Würde von den Parochien Roms trugen und in der Stadt ihren Sitz hatten. Wir werden sehen, daß solche Cardinäle sich mit einem Bittgesuch an die Gemeinde wenden mußten, wenn sie das Bürgerrecht zu erhalten wünschten.

II.

Ich will jetzt einige Beispiele der ältesten römischen Bürgerbriefe geben. Leider ist keiner davon älter als das 14. Jahrhundert.

Die lange Reihe der zu römischen Bürgern gemachten Fremden eröffnet für uns Francesco Petrarca.

Am 8. April 1341 erließen die Senatoren Urso Graf von Anguillara und Jordan Orsini das bekannte Decret, durch welches dem Dichter zugleich mit der Laurea das römische Bürgerrecht erteilt wurde. Es heißt darin: „Außerdem erklären wir denselben Franciscus Petrarca wegen seiner ausgezeichneten Gaben des Genies und seiner anerkannten Liebe zu dieser unserer Stadt und Republik, wovon der allgemeine Ruf wie seine Handlungen und Schriften Zeugniß geben, zum civis romanus, und wir schmücken ihn mit dem Namen und den alten wie neuen Privilegien der Bürger. Ueber alles dies im Ganzen und Einzelnen ist, dem Gebrauch gemäß, das Römische Volk feierlich befragt worden, und da Niemand Widerspruch erhob, hat dasselbe durch Acclamation alles genehmigt.“ [1]

Der Bürgerbrief Petrarca's war nicht auf ein besonderes Pergament geschrieben; seine Proclamation zum civis romanus beschließt vielmehr in jenem Diplom die scholastische Untersuchung über die wahre Mission des

---

[1] Civem romanum facimus, pronunciamus, decernimus, declaramus, Ipsum et veteribus et novis civium privilegiis ac nomine decorantes.

Dichters. Seine feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol erklärt es auch, warum der römische Senat die Ernennung Petrarca's zum Bürger jenem Act selbst untergeordnet oder doch nur angefügt hat. Manche Kritiker haben die Echtheit des berühmten Diploms angezweifelt, allein ich stimme durchaus dem Urteil des Attilio Hortis bei, welcher die von dem Dichter bei seiner Krönungsfeier gehaltene Rede zum ersten Mal veröffentlicht hat.[1] Da sich die hier ausgesprochenen Ideen beinahe wörtlich im Diplom wiederfinden, so glaube ich, daß dieses von demselben Senator Urso verfaßt worden ist, welcher ein Mann hoher Bildung und der persönliche Freund des Poeten war.

Seither war Petrarca befugt, alle activen Rechte des wirklichen Stadtbürgers zu beanspruchen, also im öffentlichen Parlament Sitz und Stimme zu haben, zu Gemeindeämtern gewählt zu werden, überhaupt alle Privilegien zu genießen, die im Statut der römischen Gemeinde den Bürgern zuerkannt sind.

Das älteste Statutenbuch Roms enthält die bekannten Artikel De civium romanorum immunitate, die vielleicht schon im 12. Jahrhundert festgestellt worden sind. Darin wird gesagt, daß die römischen Bürger, wenn sie im Stadtgebiet und in Tivoli, einer Domäne Roms, Grundstücke besaßen, auch von allen Zöllen befreit seien; daß sie ihre Producte abgabenfrei in die Stadt bringen, und Waaren aus dem ganzen städtischen District von Montalto bis Terracina ziehen dürften.

[1] Attilio Hortis, Scritti inediti di F. Petrarca, Trieste 1874.

Das Gesetz verbot außerdem, einen römischen Bürger wegen Vergehen, die er innerhalb der Stadt oder in ihrem Gebiet begangen hatte, vor einen anderen Gerichtshof als den des Senats zu stellen. Keine Gemeinde, kein im städtischen District wohnhafter Baron durfte, auch wenn er das merum et mixtum imperium und die potestas gladii besaß, einen römischen Bürger bestrafen, wenn derselbe innerhalb des Gebietes seiner Gerichtsbarkeit straffällig geworden war. Es war ihm nur erlaubt ihn zu ergreifen und an den Hof des Senators zu schicken.

In der Lebensgeschichte Petrarca's steht auf mancher glanzvollen Seite verzeichnet, wie er seine Pflichten als römischer Bürger erfüllt hat. Mit Enthusiasmus begrüßte er in Cola di Rienzo den echten Sohn Roms, der von seinen eigenen Ideen begeistert das große Werk unternahm, die ewige Stadt wieder zum Haupt der Welt zu erheben. Es ist merkwürdig, daß der Tribun, sobald er die Republik auf dem Capitol wieder hergestellt hatte, dem römischen Bürgerrecht den antiken weltbürgerlichen Begriff zurückgab. Sowol er als Petrarca, die schwärmerischen Bewunderer des Altertums, waren davon überzeugt, daß das römische Volk noch immer im unbestreitbaren Besitze seines Rechts auf die Weltherrschaft geblieben sei. Daher war es nur eine Handlung logischer Richtigkeit, wenn Cola di Rienzo bei der Feier des Einheitsfestes Italiens den italienischen Städten das römische Bürgerrecht erteilte. „Wir erklären alle Städte und Völker des ganzen heiligen Italiens für frei, und verleihen ihnen im Ganzen und Einzelnen das römische Bürgerrecht, und das Privilegium der römischen Freiheit.“

So decretirte der Tribun in seiner Proclamation am 1. August 1347.

Außer dem Diplom für Petrarca besitzen wir keinen römischen Bürgerbrief des 14. Jahrhunderts. Es haben sich nur solche erhalten, die von anderen italienischen Städten in jener Zeit erteilt worden sind. So machte die Gemeinde Perugia im Jahre 1378 Andrea Capponi zu ihrem Bürger.[1] Ein Jahr früher verlieh sie dem Simone Ranieri Peruzzi, einem der Otto Santi, und allen andern Mitgliedern dieser florentinischen Körperschaft das Bürgerrecht.[2]

In demselben Jahre 1377 erteilte die Stadt Florenz ihr Bürgerrecht dem Sinibaldo Ordelaffi und seinen Neffen. Außerdem erhielt dasselbe der berühmte Bandencapitän Giovanni Acuto (Hawkwood).

Wir besitzen Ehrenbriefe der römischen Stadtgemeinde vom 30. Mai, 30. November 1363, und vom 28. April 1367; die Sieben Reformatoren der Republik empfehlen darin den Florentinern die Exsenatoren Roms Rosso de' Ricci von Florenz, Guelfo de Pulgiensibus von Prato, und Bindo dei Bardi.[3]

---

[1] Diese Urkunde hat Adamo Rossi herausgegeben, bei Gelegenheit der Erteilung des Peruginer Bürgerrechts an Gino Capponi.

[2] Das Original-Pergament befindet sich im Florentiner Diplomatar, und ist abgedruckt in La guerra dei Fiorentini con papa Gregorio XI detta la guerra degli Otto Santi, Memoria compilata sui documenti dell' Archivio fiorentino da Alessandro Gherardi, Firenze 1868, p. 217.

[3] Diese Briefe bewahrt das Florentiner Staatsarchiv.



Daß die römische Gemeinde jene Männer auch mit dem Bürgerrecht belohnt habe, ist in den Briefen nicht gesagt. Verdiente Exsenatoren erhielten dasselbe wol schon seit dem 14. Jahrhundert. Aber erst aus dem folgenden habe ich dafür ein Beispiel, nämlich den Bürgerbrief des Ambrosius Mirabilia vom Jahre 1493 dieses Wortlautes:

„Antonius de Porcariis, Petrus de Matthutiis, apostolischer Scriptor und Abbreviator, und Evangelista de Capreolis, Conservatoren der Kammer der Erlauchten Stadt, dem ausgezeichneten und edlen Mann, dem Herrn Ambrosius Mirabilia Ritter von Mailand, ihrem eben erst abgetretenen Senator Gruß zuvor. Indem Senat und Volk Roms mit achtsamer Vorsicht die Eigenschaften der Personen erwägen und dessen eingedenk sind, daß jedes Gemeinwesen beständig an Kraft zunimmt, welches durch den Rat edler Männer gefördert und durch ihre Werke geziert wird: so haben dieselben zu ihrer Gewohnheit gemacht, von überall her unbescholtene und tugendhafte Männer herbeizuziehen, diese ihren Verdiensten gemäß zu hegen und auch mit dem ewig ruhmvollen Titel des römischen Namens auszuzeichnen; damit dieselben, mit so hoher Ehre geschmückt, fortan mit großem Sinn und freier That der römischen Republik in allem dienstbar seien, was zu ihrer Förderung beitragen kann. So ist es geschehen, daß die Stadt Rom nicht minder von Edeln als von Plebejern erfüllt ward, und in der Vollkommenheit ihrer Macht und ihres Ruhmes zum Haupt der Welt sich erhoben hat. So ist sie vor allen andern Städten mit allem versehen worden, was zu ihrem und

ihrer Männer ewigem Ruhme erforderlich war. Auch wir sind willens, diesem heiligen und herrlichen Gebrauch unserer Vorfahren nach Kräften zu folgen. Deshalb erwägend, daß die Republik glücklich ist, die mit solchen Zierden geschmückt ist, haben wir den Blick unserer Achtung mit Recht auf dich gerichtet, der du einer so großen Ehre durchaus würdig, allen Bürgern besonders angenehm und um unsere Republik wol verdient bist; der du von mehrern ruhmvollen Aemtern in Italien hellen Glanz empfangen, endlich die höchste Würde des heiligen römischen Senats erlangt, und diese durch drei Semester mit Klugheit und Gerechtigkeit und der Liebe aller so trefflich geführt hast, daß du nicht nur der Empfehlung, sondern auch des reichsten Lohnes würdig erkannt worden bist. Damit du nun auch in Zukunft dem römischen Gemeinwesen förderlich seiest, erklären wir durch dies Gegenwärtige, in Kraft unseres Amts und durch die allgemeine Zustimmung der Väter und des Volks, was dir zum Glücke gereichen möge, daß wir zum Zeugniß deiner guten und löblichen Verwaltung der Republik und zu einiger Belohnung deiner großen Tugenden dich zum rechtmäßigen Bürger und Edeln Roms ernennen und aufnehmen, und dich der glücklichen Zahl und Genossenschaft der andern echten römischen Bürger und Patricier mit Freude beigesellen, und dich mit dem Banner des ruhmvollen römischen Volks beschenken. Niemals sollst du demnach abweichen von der heiligen Religion Christi, von den heiligen Gesetzen der Päpste, von unsern und unserer Vorfahren ehrwürdigen Satzungen. Welcher Freiheiten, Immunitäten, Privilegien, Prärogativen, Jurisdictionen,

Exemptionen und Ehren immer die römischen Bürger überall in der Welt genießen, deren sollst auch du teilhaft sein zugleich mit deinen in gerader Linie von dir abgestammten oder noch abstammenden Kindern. Sie sollen zu den Comitien, den Fasces und den Würden zugelassen werden. Sie sollen die Aemter der römischen Bürger bekleiden dürfen. Sie sollen die Rechte des römischen Volks so weit ihre Autorität reicht, verteidigen, notleidenden rechtschaffenen Bürgern Helfer sein, nach Kräften vom römischen Volk jedes Unrecht abwehren, die Republik lieben und hoch halten. Den Fremden und Feinden sollen sie das Joch auflegen, den Bundesgenossen und Freunden die Treue halten; den Bürgern Frieden schaffen.[1]

„Niemand also, sei er Bürger oder Bundesgenosse oder Freund, soll diesem unsern Bürgerbriefe zuwiderhandeln, niemand ihm widersprechen, niemand Abbruch thun. Wer dem entgegenhandelt, der soll als unser Feind, als Gegner der Bürger und Frevler am Gesetz betrachtet sein. So hat der Senat und das römische Volk erkannt, gebilligt und gut geheißen. In Zeugniß dessen haben wir die gegenwärtige Urkunde durch unsern Schreiber Hieronymus de Vallatis ausfertigen und dieselbe mit dem Abdruck Unseres Insiegels versehen lassen. Gegeben zu Rom in Unserm Palast des Capitols, im Jahre nach der Geburt

[1] Externis et inimicis jugum. sociis et amicis fidem. pacem civibus procuranto. Wunderliche Anklänge an das XII-Tafeln-Gesetz, wo nach der Rechtsanschauung des Altertums der Fremde dem Feinde gleichgestellt wird.

des Herrn 1493, im ersten Jahre Unsers Herrn des Papstes Alexander VI. durch göttliche Providenz, in der elften Indiction, am 15. des Monats April.

Hieronymus de Vallatis, Secretär.“[1]

Der Bürgerbrief Mirabilia's bietet zugleich ein Beispiel der Aufnahme eines Fremden in den römischen Patriciat dar. Der Exsenator erhielt sogar das Recht, das Wappen des römischen Volks in sein eigenes aufzunehmen, d. h. die weltberühmten Initialen S. P. Q. R. Denn so, glaube ich, sind die Worte zu verstehen: incliti R. P. vexillo condonamus.

Daß die Formel jenes Diploms schon seit langer Zeit im Gebrauch war, zeigt ein Bürgerbrief vom Jahre 1426 für einen Mann aus Rieti, welcher Grundbesitzer in Rom war. Nachdem er in die Hände des Senators und der Conservatoren den Treueid geschworen hatte, wurde ihm die Urkunde eingehändigt. Es kommen darin dieselben Redensarten vor, aber dem neuen Bürger wird zugleich ein schöner Glückwunsch und eine ernste Mahnung mitgegeben:

„Lebe demnach unter Gottes Schutz glücklich als wahrer Bürger dieser erlauchten Stadt, die der Ratschluß des Himmels zum Haupt der Welt gemacht hat, und welche zu behüten die Sorge des heiligen römischen Senats und Volkes ist, dessen Zahl durch göttliche Gnade gemehrt wird. Denn dies ist für dich das höchste Glück, daß du der römischen Freiheit teilhaftig geworden bist; so bemühe dich fortan, dem römischen Namen auch durch

[1] Das Diplom befindet sich im Staatsarchiv Bolognas.

römische Tugend Ehre zu machen, und hege und liebe die Stadt selbst immerdar als deine Herrin und Mutter, welche dich mit der Milch ihres Reichtums ernährt."[1]

Dieser Bürgerbrief ist übrigens nicht der älteste, der sich erhalten hat, sondern seltsamer Weise ist das ein Diplom zu Gunsten eines römischen Juden, vom 30. November 1405. Der Glückliche war Elyas Sabbas, ein berühmter Arzt. Die medicinische Wissenschaft und Praxis blieb im Mittelalter wesentlich das Eigentum der Juden und auch am päpstlichen Hofe hatten jüdische Leibärzte nicht mindern Einfluß als jüdische Bankiers. Elyas selbst war um das Bürgerrecht eingekommen, und erhielt dasselbe in der weitesten Ausdehnung, ohne daß er seinen mosaischen Glauben abzuschwören brauchte. Die Thatsache, daß achtbare Hebräer römische Bürger werden konnten, und dadurch die Fähigkeit erlangten, Gemeindeämter zu bekleiden, beweist gerade für Rom einen hohen Grad von Duldsamkeit. Vielleicht genossen die Juden diese nirgends in der Welt mehr als dort. Freilich mußte das Bürgerrecht des Juden erst vom Papst bestätigt werden. Das Breve, worin Innocenz VII. dies that, ist uns erhalten, und in ihm ist auch der merkwürdige Bürgerbrief selbst wörtlich aufgenommen.[2] Er beginnt so:

---

[1] Littera Civilitatis, vom 31. October 1426, aus einer vaticanischen Handschrift, mir von Herrn Vincenzo Forcella mitgeteilt.

[2] Abgedruckt von Theiner, Codex Diplom. Dominii Temporalis S. Sedis vol. III, 147.

„Im Namen Gottes, Amen. Wir Franciscus de Panciaticis Ritter von Pistoja und der Rechte Doctor, Erlauchter Senator der Stadt Rom, und wir, die Reformatoren der Stadt und Administratoren in Frieden und Krieg des römischen Volks, dem gelehrten Manne, dem Magister Elyas Sabbas, dem Juden, dem Arzt und Physikus und der Medicin Doctor, Gruß und Gunst zuvor. Obwol die Treulosigkeit der Juden, welche der Schöpfer der Welt erschaffen hat, zu verwerfen und die Hartnäckigkeit ihres Unglaubens niederzutreten ist, so ist doch in gewisser Weise ihre Erhaltung den Christen nützlich und notwendig, namentlich solcher, welche, in der Arzneikunst gut unterrichtet, kranken Christen zur Wiedererlangung der früheren Gesundheit sich hilfreich erweisen. Weil nun du, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, sowol zuvor, als noch immer nicht nur unsere Bürger, sondern auch viele Fremde, die, an verschiedenen Krankheiten leidend, deine Hilfe angerufen haben, durch deine ruhmvoll bewährte Arzneikunst geheilt hast, so ernennen wir dich, erwägend wie notwendig und heilsam dein Leben als Hersteller der Gesundheit der Römer und anderer sein könne, zum römischen Bürger.“ ...

Elyas hatte zuvor auf die hebräischen Schriften den Treueid geleistet; er erhielt fortan alle Rechte und Freiheiten des Römers. Er und seine Familie durften die jüdischen Abzeichen ablegen, und selbst Waffen zu tragen war ihnen erlaubt. Außerdem wurde dem Arzt ein jährliches Einkommen von 20 Goldducaten zugewiesen, zahlbar aus den Summen, die seine Glaubensgenossen in Rom

für die Volksspiele auf der Navona und dem Monte Testaccio an die städtische Kammer zu entrichten hatten.

III.

Geschichtlich merkwürdig ist der Bürgerbrief für den schrecklichen Patriarchen Giovanni Vitelleschi. Dieser Cornetaner stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Nachdem er die Bandenführer und die Landbarone vernichtet und Palestrina, die starke Festung der Colonna, erobert hatte, war er im Triumph in Rom eingezogen und hier als Dictator vom Volk jubelnd aufgenommen. Seine grausame Strenge hatte der Stadt die Fülle des Marktes und die Sicherheit des Verkehrs zurückgegeben. Deshalb überhäuften ihn die vor ihm zitternden Römer mit dankbaren Ehren.

Durch öffentliches Decret wurde ihm eine Reiterstatue auf dem Capitol zuerkannt, welche die Inschrift tragen sollte: dem Johann Vitelleschi, dem Patriarchen Alexandrias, dem dritten Vater der Stadt Rom seit Romulus. Sodann sollten alle Cornetaner zu römischen Bürgern erklärt werden: ein ganz ungewöhnlicher Act, dessen weite Ausdehnung in den Gebräuchen Roms nur an den Proclamationen Cola's di Rienzo seines gleichen hatte.

Das Decret wurde am 12. September 1436 vom Rat erlassen, der aus den 3 Conservatoren, den 13 Regionen-Capitänen und 56 Abgeordneten des Volks bestand.[1]

---

[1] Das Original befindet sich im städtischen Archiv Cornetos, und ist von Petrini in seiner Geschichte Palestrina's herausgegeben.

Da aber der gewaltige Mann nach weniger als vier Jahren seine blutiges Ende fand, so konnte der Beschluß nicht ganz ausgeführt werden. Die Gemeinde Corneto scheint ihr römisches Bürgerrecht nicht reclamirt zu haben, nur die Erben Vitelleschi's forderten es zurück. Denn im Archiv des Capitols findet sich ein Erlaß des Stadtrats vom 10. März 1520: „über die Bestätigung des römischen Bürgerrechts, welche die Erben des Patriarchen Vitelleschi von Corneto verlangen, da ihm dasselbe als dem Befreier Roms von den Invasionen des Prospero Colonna und seiner Genossen vor Zeiten verliehen worden sei." Am 24. März bestimmte der Rat: „Wenn die vorgeblichen Erben und Nachkommen des Patriarchen Vitelleschi, welcher ehemals zum römischen Bürger ernannt worden war, nachgewiesen haben, daß sie wirklich von ihm abstammen, und Güter in Rom besitzen, so soll ihnen das Bürgerrecht bestätigt werden."[1]

Aus dem 15. Jahrhundert fand ich nur noch einen Bürgerbrief vor, erlassen am 11. März 1456 für einen Luca dello Giudice vom Castell Lionessa. Seine Formel ist die bekannte: S. P. Q. R. providentia circumspecta.

Das 16. Jahrhundert ist in den Bürgerregistern durch viele geschichtliche Namen vertreten, welche die damalige Kulturbewegung Roms, sowie die politische und kirchliche Richtung des Papsttums abspiegeln, während die Selbstständigkeit der Stadtgemeinde erloschen war.

Der erste Bürgerbrief in dieser Reihe ist vom 11. Mai 1508, zu Gunsten des apostolischen Scriptors Girolamo

[1] Arch. Cap. Cred. I, T. 15, p. 56.

Pucci aus einer bekannten florentiner Familie. Er ist Original auf schmucklosem Pergament, mit dem Gemeindesiegel in rotem Wachs versehen. Auch hier gleicht die Formel mit wenigen Abweichungen der herkömmlichen.

Der Bürgerbrief Pucci's ist übrigens der einzige, den ich aus der Epoche Julius' II. vorgefunden habe, wo so viele Fremde in Rom durch Glück, Verdienst und Talent emporkamen.

Ebenso sparsam ist die Zahl der Bürgerbriefe aus der Zeit Leo's X., in welcher die Stadt eine wahre Ueberschwemmung von Fremden erlitt, die als Abenteurer unter den Bacchanalen des mediceischen Hofes ihr Leben genossen, oder ihre Dienste dem verschwenderischen Papste widmeten. Seine Nepoten ausgenommen, finden sich in den Bürgerregistern nur wenige andere Privilegirte. Die Päpste aber sorgten dafür, daß ihre Verwandten in das Album der Bürger eingetragen wurden, weil sie dadurch die Berechtigung der römischen Benifizien erlangten, von denen, alten Satzungen Roms gemäß, Fremde ausgeschlossen blieben. Die Zulassung solcher Nepoten zu den Bürgerrechten war freilich noch im 16. Jahrhundert eine vom Municipium erteilte Gunst, und erst die Constitution Urbem Romam Benedicts XIV. vom Jahre 1746 gebot, die Familien der Päpste ohne weiteres in die Reihe des römischen Adels aufzunehmen.[1]

Am 13. September 1513 erhielten Julian und

---

[1] ut familiae romanorum pontificum ... civium nobilium romanorum ordini, nullis requisitis probationibus, quamprimum adscribantur.

Lorenzo Medici das Bürgerrecht zugleich mit dem Range römischer Patricier. Man feierte diese Auszeichnung auf dem Capitol mit glänzenden Festen, welche Augenzeugen beschrieben haben.

Ich finde ferner verzeichnet, daß am 31. Juli 1515 der Madonna Maddalena de'Medici, der Schwester des Papstes, und ihrem Gemal Francesco Cibò das Bürgerrecht verliehen worden ist.

Sodann folgt das Privilegium für Blosius Palladius. Dieser namhafte Dichter und Redner wurde wegen seiner Abkunft aus einer kleinen Familie in der Sabina von manchen Römern verspottet, die auf Provincialen mit antiker Verachtung herabsahen, und deshalb war er beim Stadtrat um die Bestätigung seines Bürgerrechts eingekommen. Er erhielt dieselbe durch folgenden merkwürdigen Beschluß:

„Marius de Peruschis ... Dem edeln Manne Blosius Palladius, dem apostolischen Schildträger und Scriptor des Archivs der römischen Curie, unserm Mitbürger Gruß zuvor. Obwol Du durch Abkunft und Wohnort wahrer und nicht erdichteter römischer Bürger bist und für solchen gehalten wirst, und ehedem zum Reformator des römischen Gymnasium öffentlich erwählt worden bist, welches Amt nur römischen Bürgern zu teil wird; obwol seither Du und dein Vater fast 40 Jahre lang in Rom gewohnt haben, so vernehmen wir doch, daß einige unter uns unter dem Vorwande, deine Vorfahren seien Sabiner gewesen, und nicht bedenkend, wie sehr die Beschimpfung des sabinischen Namens auch auf Uns selbst zurückfällt, dich bisweilen aus Hohn Sabiner nennen, als

ob sie selbst von großen Geschlechtern abstammten oder es schmachvoll sei Sabiner zu sein, während doch die Unserigen darüber lachen, da sie jene und dich sehr wol kennen. Wir also, sorgsam erwägend, daß der Ursprung deiner Vorfahren aus den Sabinern, weitgefehlt dir schädlich zu sein, dir vielmehr förderlich ist, da von keinem andern Stamme unsere Stadt vor Alters stärker gemehrt worden ist, und von Romulus die Römer und Sabiner mit dem einen Namen der Quiriten benannt worden sind, und da Rom Könige und Fürsten und einen zahllosen Adel aus den Sabinern gehabt hat; ferner bewogen durch deine vielen Tugenden, der du als trefflicher Orator und Dichter giltst, öffentlich und privatim der Stadt und ihren Bürgern nützlich bist, so wie der Curie und dem Hofe wert, alle mit Treue und Wolwollen umfassest, und das Wesen des römischen Namens auch durch Tugenden und Talente erfüllest, wünschen Wir uns mit Recht zu solchem Bürger Glück, und um der Verleumdung den Mund zu schließen, erklären und bestätigen Wir hiemit aus unserem Antrieb und Erkenntniß und durch öffentlichen Beschluß unseres Rates, daß du ein wahrer und nicht erdichteter römischer Bürger gewesen seist und es noch bist und sein wirst, und Wir erkennen demnach durch dieses mit Freude, daß du und deine Nachkommen aller Privilegien, Immunitäten und Ehren der echten römischen Bürger genießen sollen und dürfen. Zu Zeugniß dessen . . .

Gegeben am 13. December 1516.

Hieronymus de Vallatis
Secretär."

Nach der schrecklichen Plünderung Roms durch die Söldner Karls V. versuchte Blosius vergebens jener römischen Akademie, welche Pomponius Lätus gegründet hatte, neues Leben einzuflößen. Pomponius selbst, der sich so große Verdienste um Rom erworben hatte, ist im Bürgerregister nicht verzeichnet; doch besaß er ohne Zweifel das Bürgerrecht, wie viele andere Mitglieder seiner Akademie. Dies von dem freigebigen Municipium zu erlangen, konnte keinem der vielen Künstler, Dichter und Gelehrten zu schwer sein.

Am 5. August 1517 erhielt ein berühmtes Mitglied jener Akademie das Bürgerrecht, Giammatteo Giberti von Palermo, der Günstling des Cardinals Julius Medici, und dann sein Staatssecretär, als er Papst Clemens VII. geworden war. Die seltenen Eigenschaften Giberti's sind so wol bekannt, wie seine großen Irrtümer als Staatsmann, welche den unseligen Papst endlich in die Katastrophe des Jahres 1527 hineinzogen. Giberti war noch sehr jung, als er das Bürgerrecht erhielt, aber bereits als Dichter in der Akademie namhaft. Sein Privilegium ist nach der bemerkten Formel S. P. Q. R. providentia circumspecta verfaßt.

Am 20. Mai 1518 ist der Bürgerbrief für Francesco Pallavicini von Genua verzeichnet.

Sodann steht in einem Protocoll des 9. April 1519 Folgendes: „Bittgesuch des Cristoforo Longoli an den Rat, ihm das Privilegium des römischen Bürgers zuzuschicken, welches ihm früher zuerkannt gewesen ist, und ablehnender Beschluß dies zu thun, ehe man weiß was er gegen Rom geschrieben hat ...“

Dieser Erlaß bezieht sich auf den Proceß, welcher wegen des crimen laesae majestatis populi romani gegen einen der ausgezeichnetsten Humanisten des 16. Jahrhunderts erhoben war: ein seltsamer Proceß, der von jenem Geist der mediceischen Zeit Zeugniß gibt, wo der römische Classicismus in allen Richtungen des öffentlichen und privaten Lebens eine künstliche Wiedergeburt erhalten hatte.

Es ist der Mühe wert, die beiden Verteidigungsreden des großen Ciceronianers zu lesen.[1] Er selbst erzählt darin seine Schicksale, und die Ursachen jenes Processes.

Longueil war ein Belgier aus Mecheln, studirte in Paris, und begleitete später den Erzherzog Philipp von Oesterreich nach Spanien. Als dieser starb, ging er zu Philipps jungem Sohne Karl, welcher eben erst, so sagt er in seiner Rede, mit unerhörtem und gleichsam göttlichem Glücke den Tron des Reiches seiner Vorfahren bestiegen hatte. Hierauf kehrte er nach Paris zurück, wo er ein hohes Amt bei der Kammer der Justiz und andere Ehren erlangte. Endlich trieb ihn unwiderstehliche Sehnsucht nach Rom, „um dort einige Jahre hindurch mit dem Volke zu leben, welches durch seine Sprache, seinen Mut und seinen Arm alle Völker überwunden hat, wie das die Denkmäler aller Nationen beweisen“.

---

[1] Christophori Longolii civis R. perduellionis rei prioris diei defensio, et posterioris diei defensio. In den Opp. Long. Bernard. Junta, Florenz 1524, und Lugduni ap. Seb. Gryphium 1542. Er hat diese Reden nicht selbst gehalten.

Hier studirte er zwei Jahre lang. Sodann im Begriffe die ewige Stadt zu verlassen, schrieb er fünf Reden De Italiae et Urbis laudibus. Sein Gastfreund Mariano Castellani erlangte deshalb für ihn das Bürgerrecht. Allein es traten gegen den Fremdling Neider auf, eine frühere Schrift Longueils (de laudibus Francorum) in der Hand, worin er diese unruhige und ehrgeizige Nation gepriesen hatte, welche damals dem Papst Leo verhaßt und in Folge der Verträge desselben mit dem neuerwählten Kaiser Karl V. in Rom nicht beliebt war. Jene Anschuldigungen aber hatten die Wirkung, daß dem angefeindeten Longueil das Bürgerrecht abgesprochen wurde.

Solche Entziehungen auf Grund von Vergehen gegen das römische Volk waren nicht selten. So finde ich in den Registern, daß am 5. November 1525 einem Manne das Privilegium genommen wurde, weil er gegen Rom undankbar gewesen war. So wurde noch im Jahre 1565 der Graf Hippolyt Sassi von Reggio mit demselben Verlust bestraft als Erfinder des dem römischen Volke schädlichen Monopols der Mühlen. Man stellte den Delinquenten sogar in effigie auf dem Capitol und in ganz Rom dar, die Füße aufwärts, eine Mühle am Halse.[1]

Der unglückliche Ciceronianer hätte leicht ein ähnliches Schicksal erlitten, wenn er nicht die Falschheit seiner Beschuldigungen erweisen konnte. Er gestand zwar, daß er vor elf Jahren zu Limousin jene scholastische und jugendliche Lobschrift auf die Franzosen verfaßt habe, aber er beteuerte, niemals gegen das römische Volk gefehlt zu haben.

[1] Cred. I. T. 22, p. 161.

Er wies endlich nach, daß er im Hause Giberti's nicht weniger als fünf Reden zum Lobe der Römer gehalten habe, unter dem Beifall der gelehrtesten Männer und zum Aerger seiner Neider.

In seiner zweiten Rede führte er noch andere den Geist der Zeit bezeichnende Verteidigungsgründe auf. Da der römische Senat getadelt worden war, weil er das Bürgerrecht „einem unedeln und der lateinischen Wissenschaft unkundigen Gallier" verliehen hatte, so versicherte Longueil, daß seine Vaterstadt ehemals das römische Municipium Maclium gewesen und jetzt eine edle Gemeinde Germaniens sei, „daher er selbst für einen Deutschen gelten müsse, wenn man anders dem Geographen Plinius und Augustus Cäsar Glauben schenken wolle". Aber auch wenn er Gallier wäre, so gebe es kein Gesetz, welches verbiete, einen solchen zum römischen Bürger zu machen. Cäsar habe vielen dieser Nation nicht nur das Bürgerrecht, sondern den Rittergrad verliehen, und der Kaiser Claudius eines Tages Gallier zu Senatoren vorgeschlagen. Ueberhaupt sei es nach dem römischen Gesetz gestattet, jeden Fremdling zum Bürger zu ernennen.

In Bezug auf seine niedrige Herkunft verwies er auf die gleiche des Tullus Hostilius, des Cato, Fabricius, Cincinnatus und Marius, und selbst Constantins und anderer Cäsaren. Er erinnerte an seine in Frankreich erlangten Ehren, wie das dortige Bürgerrecht und die Mitgliedschaft der pariser Universität. Leo X. habe ihn sogar zum Pfalzgrafen ernannt. Auch der Deutsche Johann Goritz, der Liebling aller Akademiker Roms, sei zwar von Stamm Germane, aber durch Recht und Tugend Römer.

Zuletzt bezeichnete Longueil als die wahre Ursache der Anklagen seiner Feinde den Neid der Literaten und deren Verdacht, daß die Völker jenseits der Alpen sich verschworen hätten, die Italiener aus dem ihnen gehörenden Primat in den Wissenschaften zu verdrängen. Deshalb habe man ausgesprengt, daß er von Erasmus und Budeus nach Rom geschickt worden sei, um aus den dortigen Bibliotheken alle Schätze des Wissens auszuziehen und heimlich mit sich fortzunehmen.

Der seltsame, uns heute erheiternde, aber damals ganz ernste Proceß wurde auf dem Capitol in Gegenwart Leo's X. und der literarischen Aristokratie Roms so feierlich verhandelt, als galt es einen Staatsact aus der Zeit des Cicero. Der Angeklagte erschien nicht in Person, da er es doch für klug gehalten hatte, die Stadt zu verlassen. Aber er ging als Sieger hervor, weil ihn seine berühmten Freunde Bembo und Sadoleto verteidigten. Der Papst, sein wärmster Gönner, bestätigte ihm das Bürgerrecht. Allein Longueil kehrte nicht mehr nach Rom zurück; er starb kaum 33 Jahre alt, 1522 zu Padua.

Am 30. September 1520 erhielt das Bürgerrecht der Graf Lascaris, Sohn des Königs von Cypern. Es war, wie ich glaube, der berühmte Philologe Gianandrea zubenannt Rhyndakus, welchen Leo X. nach Rom berufen hatte, um die griechische Schule, das Gymnasium Caballini Montis, einzurichten.

21. December 1520. Enna de Grassis, Simone Tornabuoni, Domenico Ami von Bologna. Der Bildhauer Ami ein Schüler Sansovino's, machte die Marmorstatue



Leo's X. auf dem Capitol, wo sie bis auf unsere Zeit unter anderen Ehrenbildsäulen in der Aula des Conservatorenpalastes aufgestellt war. Heute steht sie in der Kirche Ara Coeli. Sie wurde am Fest der Palilien, den 23. April 1521 feierlich enthüllt, und trug wol dem Bildhauer die Ehre des Bürgerrechts ein. Die Höflinge des Papstes erhoben den mittelmäßigen Künstler als zweiten Phidias zu den Sternen, doch ist sein Werk so vulgär, daß es dem Zeitalter Sansovino's und Michelangelo's zur Unehre gereicht.

IV.

Mit Leo X. ging jene Sonne unter, die über Rom den Glanz der schönen Künste ausgestrahlt und ganze Schwärme von Höflingen, von Literaten und Künstlern vergoldet hatte. Welche Finsterniß jetzt auf die ewige Stadt niedersank, deuten schon die Namen einiger Fremdlinge an, die am 29. December 1522 zu römischen Bürgern ernannt wurden: der Datar Monsignor Wilhelm Enkefort, Johann Vinkler, Pierre Marot von Besançon, Kämmerer des Papstes, Theodorich sein Secretär. Dazu kam am 18. Mai 1523 Georg Bontelberg, Hausmeister Enkeforts. So sehr hatten sich die Zeiten seit Longueil verändert. Mit dem römischen Bürgerrecht wurden jetzt Menschen ohne Verdienst und Namen ausgezeichnet, von Flandern hergekommene Kämmerer eines Papstes, welcher selbst als „Barbar" von den Römern mißachtet wurde.

Hadrian VI., der letzte Papst nicht lateinischer Ab-

kunft, wurde am 30. August 1522 gekrönt. Daß so bald darauf seine Höflinge das Bürgerrecht erhielten, zeigt zum mindesten, wie groß der päpstliche Einfluß auf die Beschlüsse des Municipiums geworden war; denn die Proclamation jener Fremden zu Bürgern Roms war sicherlich eher das Werk des Papstes als des Gemeinderats, dem es doch widerstehen mußte, unbekannte Diener Hadrians in die Bürgerschaft aufzunehmen, Menschen, die von den Wundern der ewigen Stadt keinen Begriff hatten und denen das römische Volk nicht nur völlig fremd, sondern wahrscheinlich auch tief verhaßt war. Uebrigens war Enkefort ein tüchtiger Mann; er wurde bald Cardinal, und keinem andern hat Hadrian den Purpur verliehen. Er starb in Rom, wo sein Grabmal noch in der Anima zu sehen ist.

8. Juni 1523. Der Bischof von Carpentras und Girolamo Aleandro. Der erste war der gefeierte Modenese Sadoleto, eine wahrhaft ausgezeichnete Persönlichkeit in der damals tief verderbten, aber geistreichen Gesellschaft Roms. Nach der Erhebung Hadrians hatte er die Stadt verlassen und sich auf seinen Bischofsitz Carpentras zurückgezogen, und deshalb war seine Ernennung zum römischen Bürger vielleicht ein Zeugniß der Sympathie von seiten seiner Freunde, die ihn mit sehnsüchtigem Verlangen zurückriefen. Als nun Hadrian VI. am 14. September 1523 gestorben, und Clemens VII. sein Nachfolger geworden war, kehrte Sadoleto wirklich nach Rom zurück, wohin ihn der neue Papst als seinen Secretär berufen hatte. Wenige Jahre später warnte ihn sein guter Stern, die Stadt wiederum zu verlassen und

noch einmal nach Carpentras zu gehen, am Vorabend der schrecklichen Katastrophe des Mai 1527.

Mit Sadoleto hatte Girolamo Aleandro das Bürgerrecht erhalten, ein Trevisaner aus Motta, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Unter Leo X. war er Bibliothekar der Vaticana, dann sein Nuntius in Deutschland, wo er von den Männern der Wissenschaft geliebt und geachtet worden war, bis er der erbitterte Feind der Reformen Luthers wurde. Im Jahre 1538 wurde er Cardinal durch die Gunst Pauls III.

Jene beiden Gelehrten waren erst durch die Gemeinschaft ihrer humanistischen Studien Freunde gewesen, doch seit 1523 hatten sich ihre Ueberzeugungen getrennt. Sadoleto, der in anmutigen Versen die wiederaufgefundene Gruppe des Laokoon besungen hatte, der geistreiche Verfasser des Tractats de laudibus philosophiae, der sinnreiche Erklärer der Paulinischen Briefe, der Freund des Erasmus, der milde Beurteiler der Ketzereien Melanchthons, dieser treffliche Mann bildet einen starken Gegensatz zu Aleander, dem Urheber des Wormser Edicts, dem fanatischen Sendlinge des Papsttums, dessen wirksamstes Werkzeug zur Unterdrückung der deutschen Reform er gewesen ist. Beide stellen zwei Zeitalter Roms dar, die sich berühren, um sich dann für immer zu scheiden: jenes der freien Entwickelung aller Künste und Wissenschaften, welches jetzt unter den Horizont hinabstieg, und das andere welches drohend emporstieg, die Epoche der Gegenreformation und des Jesuitismus.

23. September 1524. Filippo Strozzi und Paolo Giovio.

Strozzi hatte sich schon im Beginn der Regierung Leo's X. nach Rom begeben, da er als Gemal der Donna Clarice, der Schwester Lorenzo's von Urbino, mit den Medici verschwägert war. Der reiche und mächtige Mann besaß so viel Einfluß in Rom wie in Florenz, besonders unter Clemens VII., der ihn in sein Unglück mit hineinzog, nur daß Strozzi noch in der letzten Stunde dem Verderben entrinnen konnte. Die ferneren Schicksale des unglücklichen Mannes sind bekannt genug. Aber nicht ihnen, sondern seinem großartigen Palast in Florenz, dessen Plan er von Benedetto de Majano schon im Jahre 1489 entwerfen ließ, verdankt er die Unsterblichkeit.

Der Geschichtschreiber Paul Jovius ist im Bürgerregister noch als magister fisicus bezeichnet, und in der That war er damals Arzt. Er kam nach Rom im Jahre 1516, und gewann hier die Gunst Leo's X. Seine Schrift „De piscibus romanis" wurde im Jahre 1524 gedruckt.

14. März 1525. Georgius Sauromanus, vom Hause der Grafen Saurma, welches noch in Schlesien fortbesteht. Viele deutsche Humanisten lebten damals in Rom, wo der Mittelpunkt ihres Verkehrs das Haus des alten Goritz war. Ihre lateinischen Gedichte sind in den Coryciana, dem bekannten ersten Musenalmanach, gesammelt. Saurma starb jung zu Rom im Jahre 1527.

10. December 1537. Ein glänzender Tag in den Fasten des Capitols, denn da ist Michelangelo römischer Bürger geworden. Ich kann somit seine Lebensgeschichte um ein Datum bereichern. Der Wortlaut des Protocolls ist dieser: „Zuletzt teilte der erste Conservator

mit, daß folgende Herren uns dringend ersucht haben, sie mit den herkömmlichen Privilegien zu römischen Bürgern zu machen: Alessandro Menizolo, der Bildhauer Michelangelo, Ambrosius Gumppenberg, Fabio Vigil und sein Sohn Valerio aus Spoleto, Johann Baptista Bernardi aus Lucca, Justinian Finetti und sein Bruder aus Macerata, Icher, ein Deutscher aus Acquapendente, und Angelo Castalio mit seinem Bruder. Hierauf wurde bestimmt: wer da will, daß alle die Vorgenannten das Bürgerrecht erhalten, der lege die Bohne in die weiße, wer dawider ist, in die schwarze Büchse. Die Abstimmung ergab, 49 Bohnen dafür, drei dagegen."[1]

So erschien Michelangelo in einer Schaar von Candidaten des Bürgerrechts, unter denen ihm nur Gumppenberg und der Dichter Vigil bekannt sein mochten. Die Stimmen scheinen summarisch abgegeben worden zu sein, und sie waren nicht einmal einig. Oder darf man glauben, daß für Michelangelo persönlich drei schwarze Kugeln abgegeben worden sind? Es handelte sich übrigens nicht um einen freiwilligen Act von Seiten des Municipiums, sondern der große Künstler war selbst um das Bürgerrecht eingekommen, und so hatte dasselbe ohne Zweifel vor ihm und aus ähnlichen Gründen auch Rafael begehrt.

Es ist auffallend, daß Michelangelo erst so spät Bürger in Rom wurde, da er doch seit seiner ersten Ankunft im Jahre 1496 schon lange Zeit dort gelebt hatte, wenn auch mit manchen Unterbrechungen seines Aufenthalts. Auch hatte er die Stadt bereits mit einigen seiner Werke

---

[1] Cred. I. T. 15, p. 48.

geziert, von denen das erste die Gruppe der Pietà war. Er hatte die Fresken in der Sistina gemalt, die Marmorfigur Christi in der Minerva aufgestellt und seit 1533 das große Gemälde des Jüngsten Gerichts begonnen. Außerdem war er von Paul III. zum ersten Architekten, Bildhauer und Maler des apostolischen Palastes ernannt und in die vaticanische Familie aufgenommen worden. Vielleicht geschah es aus Rücksicht auf seine jetzt gesicherte Stellung und weil er ein Haus in der Stadt besaß, daß er in herkömmlicher Weise um das Bürgerrecht beim Magistrat einkam. Seinen Bürgerbrief habe ich weder im Original noch in einer Copie vorgefunden.

Unter seinen Gefährten war Fabio Vigil als lateinischer Dichter berühmt, und Gumppenberg ein in Rom angesehener Mann.

26. Juni 1538. Johann Polart, der erste Franzose, welchen ich unter den römischen Bürgern verzeichnet gefunden habe. Vor ihm hatten einige Spanier das Bürgerrecht erhalten.

6. März 1540. Der Cardinal Contarini, Mario Bandini, Bernardino di Pescia.

Der Venetianer Gasparo Contarini war im Jahre 1535 Cardinal geworden, ein hochherziger und edler Mann aus jener Gruppe der freisinnigen Cardinäle Reginald Pole, Morone und Sadoleto, welche in ihre religiöse Ueberzeugung einen Reflex der reformatorischen Lehren Luthers aufgenommen hatten. Sein Bemühen, die Schäden der Kirche zu heilen und diese mit der Reform zu versöhnen, blieb fruchtlos. Contarini starb im Jahre 1542,

als Legat in Bologna. Vergebens habe ich seinen Freund Bembo unter den römischen Bürgern gesucht.

22. September 1542. Der Ritter Taxo, aus der Familie der Tassi, von welcher einige Mitglieder schon zur Zeit Alexanders VI. in päpstlichen Diensten standen. Entweder war dieser Mann Giovanni Jacopo Tasso, einer der glänzendsten Cavaliere seiner Zeit, wie ihn Sarassi (Vita di Torquato Tasso) nennt, oder sein Bruder Cristoforo, Ritter von S. Jago, der in Rom lebte und mit Bembo und den Farnesi befreundet war.

22. November 1542. M. Molza, Claudio Tolomei. Der Modenese Francesco Maria Molza ist als vorzüglicher lateinischer Dichter seiner Zeit bekannt. Er starb in Rom im Jahre 1548. Seinen Freund Claudio Tolomei aus Siena, den Erläuterer des Vitruv, rechnet Tiraboschi zu den verdientesten Autoren in italienischer Sprache, die sein Jahrhundert aufzuweisen hatte.

Am 4. März 1544. Fabrizio Varano, Bischof von Camerino, der Verfasser der Collectanea de Urbe Romana.

20. März 1546. Dies ist der Ehrentag Tizians. Erster Conservator war damals Latino Giovenale, und dieser machte im Gemeinderate folgenden Vorschlag: „Ich habe noch einige Fremde anzumelden, welche das dringende Gesuch gestellt haben, sie zu römischen Bürgern zu ernennen. Sie mögen ihre Namen vernehmen und dann darüber abstimmen, ob dieselben einer so großen Ehre würdig sind.

„Domenico di Summa, Familiar und Hausmeister des Cardinals von Sermoneta, Hercules, Nepot des

Cardinals von Sadoleto, Johann Baptista von Brescia, Familiar Unseres Herrn (des Papstes), Philippo Bravo, Familiar Unseres Herrn, Julio von Velletri, Kämmerer des Cardinals Crescentio, Stephano, Sänger des Papstes, Hippolito Ritter von Lopo, Giacomantonio di Conte, Bartholomeo Merlotto, Francesco Theodino und sein Bruder, Damiano Politiano, Titiano Venetiano, Bernardino Conelio von Gubbio.

„Nach Senatsbeschluß sind alle Vorgenannten mit dem römischen Bürgerrecht und den herkömmlichen Privilegien beschenkt worden.“ [1]

Tizian war vor 1545 nicht in Rom gewesen, und hatte die Stadt mit keinem seiner glänzenden Werke geschmückt. Nur wenige Jahre zuvor war er zu Paul III. und seinen Nepoten in Beziehung getreten. Im Jahre 1542 hatte er in Venedig das Porträt des Ranuccio Farnese gemalt und dann vom Papst die Aufforderung erhalten zu ihm zu kommen, in derselben Zeit als dieser mit dem Kaiser Karl V. zusammentreffen sollte. Deshalb begab sich Tizian im April 1543 nach Ferrara, und er folgte hierauf dem Papst nach Busseto und Bologna. Hier malte er ihn und seinen Sohn Pierluigi. Jeder kennt sein herrliches Bildniß Pauls III. im Museum zu Neapel. Jener „wie ein Fuchs verschlagene“ Papst, der frühere Genosse der Leidenschaften Alexanders VI. Borgia, ist in diesem Porträt so lebensvoll dargestellt, wie nur immer Leo X. in dem Bilde Rafaels.

Tizian malte damals auch den Cardinal Alessandro

[1] Cred. I. T. 18, p. 25.

Farnese, den Sohn Pierluigi's, und es war eben dieser allmächtige Mann, welcher den Künstler, den gefeierten Günstling Karls V., in den Dienst seines eigenen Hauses zu ziehen suchte, damit der größte Porträtmaler des Jahrhunderts ihm und den andern Farnese die künstlerische Unsterblichkeit verleihe. Endlich machte sich Tizian im October 1545 nach Rom auf, mit einem höchst ehrenvollen Geleite, welches ihm der Herzog Guidobaldo von Urbino gab. Er fand in der Stadt den glänzendsten Empfang. Während ihm der Papst im Belvedere des Vatican Wohnung gab, stellte ihm der Cardinal die Maler Sebastiano da Piombo und Vasari als Führer durch die Museen Roms zur Verfügung. Bembo begrüßte seinen Landsmann mit Enthusiasmus, und auch der ernste Michelangelo kam in das Belvedere, ihn zu besuchen.

Die Familie der Farnese war damals in jene ehrgeizigen Pläne und Ränke tief versenkt, durch welche sich der brutale Sohn des Papstes im August 1545 mit einem kühnen Staatsstreich zum Herrn Parmas gemacht hatte, was ein dem Kaiser persönlich angethaner Schimpf war. Zugleich drohte in Deutschland der Krieg gegen die Protestanten auszubrechen, und hier trat im December des genannten Jahres das Trientiner Concil zusammen.

Während seines Aufenthaltes in Rom bis zum Juni 1546 war Tizian damit beschäftigt, die Porträts einiger Mitglieder der Familie Farnese zu malen, des Papstes, Pierluigi's, des Cardinals, und der Margarete d'Austria, der natürlichen Tochter Karls V. und Gemalin desselben Herzogs Octavio, welchem der eigene Vater den

Tron Parmas geraubt hatte. Er malte auch für Octavio das farbenprächtige Gemälde der Danae (im Museum Neapels). Von den Bildern, welche er in Rom ausführte, haben Crowe und Cavalcaselle in ihrem zu London gedruckten Werke „Titian, his life and times" ausführlich gesprochen, und diesem verdanke ich die Nachrichten über die Ankunft und den Aufenthalt des Künstlers in der ewigen Stadt. Nur das Datum seiner Ernennung zum römischen Bürger, im März 1546, kurz bevor er Rom verließ, habe ich hinzufügen können.

Obwol man glauben darf, daß Tizian das Bürgerrecht als besondere Auszeichnung und auf den Wunsch des Papstes oder des Cardinalnepoten erhalten hatte, so ist doch im Protocoll nichts davon zu lesen. Im Gegenteil scheint auch über ihn zugleich mit andern Candidaten abgestimmt worden zu sein, wie über Michelangelo.

Am 26. December 1546 erhielt noch ein Günstling Pauls III. das Bürgerrecht, Guglielmo della Porta, ein hervorragender Bildhauer und Architekt. Er ist derselbe, welcher für jenen Papst das prachtvolle Grabmonument machte, eins der schönsten unter allen anderen im St. Peter. In diesem Werk erreichte die Bildhauerkunst, ehe sie in Ueberladung und Manierirtheit fiel, noch einmal die Stufe der Stilvollendung, welche sie dem Einfluß des Genius Michelangelo's verdankte.

Es ist auffallend, daß sich in den Bürger-Registern so wenige Namen der vielen Künstler finden, die Rom mit ihren Werken schmückten. Das kann nur durch die Lückenhaftigkeit der Aufzeichnungen erklärt werden; denn nicht einmal Rafael habe ich dort vorgefunden. Und

wie sollte man glauben, daß weder Bramante, noch die beiden Sangallo, noch Baldassar Peruzzi und Vignola das Bürgerrecht begehrt und erhalten hatten?

V.

8. Mai 1549. Der Fürst Aranto Comneno von Macedonia.

24. März 1550. Der Cardinal Karl von Guise. Dieser berühmte Name zeigt an, daß nach dem Tode Pauls III., des letzten Papstes aus dem Zeitalter der Renaissance, eine neue Strömung der Geister in Bewegung gekommen war, jene der gewaltsamen Reaction unter dem Banner des Jesuitismus. Guise, Erzbischof von Rheims, war der Sohn des Claude, des ersten Herzogs von Lothringen, und hieß deshalb der Cardinal von Lothringen. Im Jahre 1547 hatte er den Purpur erhalten: ein Jahr später kam er als Gesandter Heinrichs II. nach Rom, wo er sich bemühte, Paul den III. auf die Seite Frankreichs hinüberzuziehen, da derselbe wegen der Ermordung seines Sohnes Pierluigi gegen den Kaiser aufgebracht war. Guise, obwol eitel, ränkevoll und von maßlosem Ehrgeiz, besaß hervorragende Eigenschaften: er war wissenschaftlich gebildet und ein vorzüglicher Redner; als solcher zeigte er sich in dem berühmten Gespräch zu Poissy mit Theodor Beza. Im Jahre 1562 nahm er am Trientiner Concil teil und ging ein Jahr darauf nach Rom, nachdem sein unglücklicher Bruder Franz, der Herzog von Guise, bei der Belagerung der Stadt Orleans ermordet worden war. Der Cardinal von Lothringen,

der große Feind der Huguenotten, starb zu Avignon im Jahre 1574.

15. Mai 1551. Der hochgeehrte Giovanni Alberto di Lucretio von Deutschland. Dies ist der bekannte Gegner Gumppenbergs. Sein Familienname war Widmanstadt, der andere „Lucretius" ist nur akademische Erfindung. Er war ein Schwabe von dunkler Herkunft, in Nellingen bei Ulm im Jahre 1506 geboren. Nachdem er in Tübingen unter dem damals berühmten Rechtslehrer Jakob Jonas studirt hatte, kam er noch jung nach Italien, fast zu derselben Zeit wie Gumppenberg: in Turin hörte er den greisen Dattilo, welcher noch Lehrer des Pico von Mirandola gewesen war. Dann ging er nach Rom, wo er Familiar des Cardinals Egidius von Viterbo wurde, und dieser große Orientalist unterrichtete ihn in der griechischen und hebräischen Sprache.

Widmanstadt befand sich im Jahre 1529 im Gefolge Karls V. in Bologna, als er den hochbetagten Teseo Ambrogio kennen lernte, der ihn die syrische Sprache lehrte. Wie manche seiner Zeitgenossen, wußte er praktische Thätigkeit mit der Liebe zu den Studien zu vereinigen; er hielt in den Hörsälen Turins und Neapels als Professor Vorlesungen, und diente doch dem Kaiser als Soldat im florentiner Kriege, und auch am neapolitanischen Feldzuge nahm er teil unter Garcia Manriquez.

Als er sich hierauf im Jahre 1532 zu Neapel aufhielt, nahm er bei dem gelehrten spanischen Juden Don José ben Fochai Unterricht im Talmud. Er war auch Schüler des Philosophen Agostino Niso, und des Johannes Laskaris in Rom. Hier lebte er lange Zeit im Dienst

des deutschen Cardinals Schomberg, und des Papstes Clemens VII. Nach dessen Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, ging aber im Jahre 1539 wieder nach Rom, als diplomatischer Agent der Herzoge von Baiern. Es war in dieser Zeit, daß sich Widmanstadt mit Gumppenberg tödlich verfeindete.

Auch im Jahre 1541 befand er sich in vertrauten Beziehungen zu Paul III., der ihn zum Domherrn St. Peters machte, um sich von ihm bei Gelegenheit das griechische Evangelium vorsingen zu lassen.

Im Jahre 1551, wo er das römische Bürgerrecht erlangte, muß er in der Stadt gewesen sein. Er stand damals im Dienste des Kaisers, der ihm die Würde eines Ritters des Reiches verliehen hatte. Darauf machte ihn bald nach dem Friedensschluß zu Passau der römische König Ferdinand zum Kanzler von Nieder-Oesterreich. Widmanstadt hatte sich mit Genehmigung des Papstes vermälen dürfen; als seine Gattin gestorben war, wurde er der Welt überdrüßig, er nahm wieder das geistliche Gewand und starb als Canonicus zu Presburg vor 1558.

Was diesen Mann besonders merkwürdig macht, ist das nicht geringe Verdienst, der erste Förderer der Studien syrischer und arabischer Sprache in Deutschland gewesen zu sein. Von seinen Schriften wurden noch bei seinem Leben gedruckt: Mahometis Abdallae filii Theologia dialogo explicata (1543), die Prima elementa syriacae linguae, und die Ausgabe des Neuen Testaments in syrischer Sprache, auf Kosten des Königs Ferdinand (1555).

Andere Schriften sind Manuscripte geblieben und be-

finden sich in den Bibliotheken Münchens und Wiens, darunter eine syrische Grammatik, ein Glossar derselben Sprache, eine arabische Grammatik, die lateinische Uebersetzung des Koran, und ein Bruchstück seiner Selbstbiographie. Er hatte auch persisch, russisch und armenisch gelernt.

Als unermüdlicher Reisender und Sammler kam er in Besitz vieler Bücher und Handschriften. In Rom sammelte er Papstbullen in mehren Bänden, welche heute die Münchner Bibliothek bewahrt. In Spanien erwarb er neben zahlreichen seltenen Drucken auch die erste in Europa bekannte arabische Grammatik, die Arte para ligermente saber la lengua araviga von Pedro di Alcala, Granada 1505 in 4°.

Unter seinen hebräischen Handschriften befinden sich einige Uebersetzungen classischer und arabischer Aerzte und Philosophen, wie des Aristoteles, Galenus, Averroes und Avicenna. Außerdem hatte er kostbare Ausgaben des Aristoteles, Hesiod und Homer, des Hippokrates, Heliodor und anderer Autoren gesammelt, und aus der Bibliothek des Lattanzio Tolommeo die vier Evangelisten in syrischer Uebersetzung an sich gebracht. Im Jahre 1533 schenkte ihm Clemens VII. die griechische Handschrift des Alexander Aphrodisiacus De sensu et sensibili.

Bei dem Erwerb solcher Schätze war er von seinen Freunden in Rom bereitwillig unterstützt worden, von Egidius, von Marcellus Cervinus, welcher später Papst wurde, von Schomberg, von Salviati und andern kenntnißreichen Männern. Wahrscheinlich ist es Egidius gewesen, der ihm den Codex Ravennas gab, jene unschätz-



bare ägyptische Papyrushandschrift, welche zu den Kleinodien der großen Münchner Bibliothek gehört.

Widmanstadt verkaufte am Ende seines Lebens seine Büchersammlung dem Herzog Johann Albert von Baiern. Sie bestand aus mehr als 330 Handschriften in verschiedenen Sprachen, und aus 500 seltenen Drucken. So sind diese Schätze in den Besitz der Bibliothek in München gekommen. Diese Bücher und Handschriften tragen meist die eigenhändige Bezeichnung ihres alten Eigentümers: Jo. Alberti Widmanstadii cognom. Lucretii Svevi.[1]

18. December 1553. Tarusio de Tarusiis von Montepulciano, Senator Roms.

18. März 1555. Diomede Caraffa.

8. November 1555. Der Cardinal Caraffa, Antonio Caraffa, Graf von Montorio.

Diese römischen Bürger sind die Nepoten Pauls IV., und es ist die Zeit der Inquisition. Welche unglückliche Nepoten, und unselige römische Bürger! Kaum vergehen vier Jahre und der Papst Pius IV. stellt sie unter Proceß; auch der römische Gemeinderat beeilt sich sie zu verurteilen, denn am 1. September 1559 fällt er den Beschluß, daß dem Giovanni und Antonio Caraffa das Bürgerrecht zu entziehen, und nur den Cardinälen derselben Familie zu lassen sei, aus Achtung vor ihrem

[1] G. E. Waldau, Albert von Widmanstadt, Kanzler von Oesterreich und großer Orientalist, Gotha 1796. Ueber seine Bibliothek hat G. Steigenberger eine Abhandlung geschrieben: Akad. d. Wissenschaften in München, 1784. Man sehe auch die Baier. Blätter für Geschichte, Statistik, Literatur u. Kunst, Jahrgang 1832.

Range.[1] Es waren dies der Cardinal Carlo, welcher dann am 4. März 1561 in der Engelsburg erwürgt wurde, Diomede, dem wahrscheinlich die erlittene Angst und Qual im Jahre 1560 den Tod zuzog, und Alfonso, der 1565 jung zu Neapel starb.

24. Januar 1560 der Cardinal Otto Truchseß von Augsburg.

24. Mai 1560. Wilhelm, Bruder des Cardinals und alle anderen Barone seines Hauses.

Der genannte Cardinal gehörte zu der großen Familie der Herren von Waldburg, die schon seit den Hohenstaufen wiederholt mit dem Amt des kaiserlichen Seneschals bekleidet wurde, bis Karl V. dasselbe in ihr erblich machte. Otto Truchseß hatte in Bologna studirt und hier mit seinem Lehrer Ugo Buoncompagni, dem späteren Papst Gregor XIII., Freundschaft geschlossen. In Rom wurde er Kämmerer Pauls III., sodann im Jahre 1543 Bischof von Augsburg, und 1544 Cardinal. Als er im Jahre 1560 auf sein eigenes Gesuch vom römischen Múnicipium für sich und seine Nepoten das Bürgerrecht erhielt, erwarb er sich um die öffentlichen Zierden Roms dadurch ein Verdienst, daß er seine Titelkirche, die S. Sabina, wieder herstellte. In Deutschland war Truchseß einer der mächtigsten Kirchenfürsten, der eifrigste Gegner der Protestanten, Förderer der Jesuiten und Gönner jenes Fanatikers Peter Canisius, welcher durch seine verderbliche Wirksamkeit in Deutschland die Elemente für den Dreißigjährigen Krieg vorbereiten half.

[1] Cred. I. T. VI, p. 36.

Truchseß gründete die Jesuitenakademie in Dillingen und ein Collegium desselben Ordens in Augsburg. Er kam öfters nach Rom. Hier legte er den Grundstein zum großartigen Bau der Jesuitenkirche, deren Plan sein Freund, der Cardinal Farnese, im Jahre 1568 von Vignola hatte entwerfen lassen. Er starb in Rom im Jahre 1573. Das ihn betreffende Ratsprotocoll lautet: „Nachdem die Consuln Pyrrhus Tharus, Pamphilius Pamphilii und Johann Baptista Cicchinus dem Senat wegen des an den Erlauchten Cardinal Otto Truchseß zu erteilenden Bürgerrechts Vortrag gehalten, haben Senat und Volk folgenden Beschluß gefaßt.

„Da in der Stadt Rom nach altem Herkommen immer diejenigen mit Freude aufgenommen worden sind, welche durch Adel und Tugend unserer Republik förderlich waren und das noch sein können, so haben auch Wir geglaubt, diesem rühmlichen Beispiel unserer Vorfahren treu zu bleiben. Weil nun Otto Truchseß Baron in Waldburg, des H. Röm. Reichs erblicher Dapifer, Bischof von Augsburg, Presbyter Cardinal von S. Sabina, und weil sein Bruder Wilhelm und alle Barone Truchseß in Waldburg durch den Glanz ihrer Familie wie durch eigene Würde und Trefflichkeit in hohem Maße verdienen, der römischen Bürgerschaft fortan beigesellt zu werden, so hat es dem Senat und Volk gefallen, den um Rom sehr verdienten Otto Truchseß, seinen Bruder Wilhelm und alle Truchseß Barone in Waldburg sammt ihren Kindern und Nachkommen in die römische Bürgerschaft aufzunehmen, sodaß dieselben aller der Ehren teilhaftig sind, die von den als römische Bürger Geborenen oder dazu rechtskräftig Ge-

machten genossen werden. Damit erklären der Senat und das Volk Roms, daß sie jenen mit dem Bürgerrecht weniger ein Geschenk machen, als eine Pflicht gegen sie erfüllen, weniger ihnen eine Gunst erweisen, als solche selbst von ihnen empfangen, und daß sie ihnen zu großem Dank verpflichtet sind, weil dieselben durch die Annahme der bürgerlichen Würde der Stadt eine hohe Zierde und Ehre verleihen. Diesen Beschluß haben die genannten Consuln dem Schreiber des Römischen Senats und Volks niederzuschreiben aufgetragen. Im Jahr von der Gründung der Welt CXLCCC X, nach Christi Geburt MDLX, an den IX Kalenden des Februar.

„Mit beigefügtem Siegel aus vergoldetem gediegenem Silber, auf dessen einer Seite das Wappen S. P. Q. R., auf der anderen die über Waffen sitzende Roma sich befinden.

Julius Horologius Scriba
S. P. Q. R."

Man wird aus diesen überschwänglichen Schmeicheleien erkennen, daß der alte Bürgerstolz und das Unabhängigkeitsgefühl der Römer in jener Zeit erloschen war.

11. Juni 1560. Der Cardinal von Trient und seine Nepoten. Dies ist Cristoforo Madruzzi, der Freund des Truchseß, des Alessandro Farnese, des Stanislao Osio, des Ugo Buoncompagni, welche alle seine Studiengenossen auf der Universität Bologna waren. Madruzzi hatte unter Paul III. im Jahre 1542 den Cardinalspurpur erhalten. Er kam zum ersten Mal nach Rom 1545, und kehrte sodann mehrmals dorthin zurück als Gesandter

des Kaisers. In seiner eigenen bischöflichen Kirche zu Trient nahm das berühmte Concil seinen Sitz. Der Cardinal starb zu Tivoli im Jahre 1578. Er war wie Truchseß einer der größten Kirchenfürsten seiner Zeit. Tizian machte sein Bildniß in Augsburg zu derselben Zeit, als er das berühmte Bild Karls V. malte, welches diesen Kaiser in Waffen darstellt, sitzend auf dem Schlachtroß von Mühlberg. Cavalcaselle bemerkt, daß sich das Porträt Madruzzi's im Hause Salvadori zu Trient befindet. Jene beiden römischen Bürger, Truchseß und Madruzzi, vergegenwärtigen uns die merkwürdige Epoche des Trientiner Concils.

12. October 1560. Carlo Sigonio. Diesem Modenesen, dem verdienten Reformator der Wissenschaft römischer Geschichte, wurde das Bürgerrecht ausdrücklich als Belohnung für einige seiner kleineren Schriften erteilt. Zwar hatte er bereits seine gelehrte Arbeit über die Fasti Consulares (Venedig 1556 und Basel 1559) veröffentlicht, aber seine Hauptwerke, die Historiae de Regno Italiae und de occidentali imperio erschienen erst nach 1560. Der römische Gemeinderat schlug für Sigonius auch einen Lehrstul in Rom vor, doch diesen erhielt er nicht hier, sondern im Jahre 1563 in Bologna.

Der Ratsbeschluß lautet:

„Die in den Wissenschaften ausgezeichneten Männer sind würdig, von Allen geachtet und gefördert zu sein, zumal von denjenigen, welchen sie Gutes erwiesen, und deren Andenken sie mit rühmlicher Mühe verewigt haben. Das sagen Wir Euern Herrlichkeiten, weil Carolus Sigonius, ein hervorragender Gelehrter, seine Liebe zu dieser

erlauchten Stadt durch ein unserm Herrn Pius IV geweihtes Werk erwiesen hat, worin er das alte Recht der römischen Bürger behandelt hat. Gegenwärtig hat er noch eine andere Schrift über das antike Recht Italiens verfaßt und dem Römischen Senat und Volk gewidmet. Auf Grund seiner fortgesetzten Ergebenheit gegen diese unsere Vaterstadt haben wir es für unsere Amtspflicht erachtet, denselben Ihnen zu einer Auszeichnung zu empfehlen, die seinen Tugenden und seiner Ergebenheit angemessen und dieses Volkes würdig sei.

„Auf diesen Vorschlag wurde Carolus Sigonius unter lebhaftem Zuruf mit dem römischen Bürgerrecht und den damit verbundenen Privilegien beschenkt. Außerdem ward beschlossen, daß die Erlauchten Herren Conservatoren und der Prior zugleich mit vier anderen Abgeordneten an seine Heiligkeit das Gesuch richten sollen, den vorgenannten Herrn Carolus als öffentlichen Professor in Rom mit angemessenem Gehalte anzustellen."

2. December 1560. Einige Grafen Arco, unter ihnen Prospero, der kaiserliche Botschafter beim heiligen Stul.

2. December 1560. Pirro Ligorio. Dieser edle Neapolitaner, ein trefflicher Architekt und Maler, aber als Antiquar ein gewissenloser Fälscher, hatte im Auftrage Pius' IV. in dem genannten Jahre sein vorzüglichstes Bauwerk begonnen, nämlich die schöne Villa Pia in den vaticanischen Gärten. Unter der Regierung Pius' V. stand ihm als Architekt der Fabbrica des S. Peter Vignola zur Seite.

30. December 1560. Alessandro Crivelli, Senator Roms.

11. Juli 1561. Der Botschafter Portugals, dessen Namen nicht bezeichnet ist. Er erhielt das Bürgerrecht in Folge seines Bittgesuchs.

26. September 1561. Paolo Manuzio. Dieser dritte Sohn des großen Aldus war Director der Tipografia Pio-Manutiana in Rom. Er machte sich um die Wissenschaft besonders verdient durch seine kostbaren Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker, namentlich Cicero's. Er starb 1574 in Venedig, wo er die Druckerei seines Vaters übernommen hatte.

26. September 1562. Monsignor de Lille, Botschafter Frankreichs. Seither wurde das römische Bürgerrecht zu einer Decoration herabgewürdigt, indem dasselbe ohne weiteres fremde Gesandte erhielten, wenn es der Papst begehrte.

1562. Gonzaga von Mantua. Cibó von Massa.

7. Juni 1563. Der Cardinal Carlo Borromeo. Der große Heilige war damals erst 22 Jahre alt, aber schon 1560 hatte er von Pius IV., seinem mütterlichen Oheim, die Würde des Cardinals und das Bistum Mailand erhalten.

13. März 1567. Biagio Bassotti, Senator Roms, welcher für sich und seine Söhne um das Bürgerrecht nachgesucht hatte.

VI.

13. März 1581. Michel de Montaigne. In den Registern des Capitols fand ich Montaigne nicht aufgezeichnet; aber er selbst spricht von seinem Bürger-

brief im zweiten Bande seines Reise-Journals, und noch ausführlicher im neunten Capitel des 3. Buches seiner Essais; und hier hat er auch den Wortlaut des Diploms wiedergegeben.

Während der Religions- und Bürgerkrieg durch Frankreich tobte, hatte Montaigne in der Einsamkeit seines väterlichen Schlosses in Périgord seine Essais geschrieben, die zu Bordò im Jahre 1580 im Druck erschienen. Er ging sodann auf Reisen, nach Deutschland, der Schweiz und Italien, und befand sich in Rom im März 1581.

Montaigne selbst hat eingestanden, daß ihn Eitelkeit trieb, nach der Würde des römischen Bürgers zu streben. Da er keinen Titel des Verdienstes um die Stadt besaß, so erreichte er seinen Zweck durch einflußreiche Freunde und den Willen des Papstes Gregor XIII., nachdem er selbst das herkömmliche Bittgesuch an den Gemeinderat gerichtet hatte.

„Ich bemühte mich“, so schreibt er, „und setzte alle meine fünf Sinne in Bewegung, um den Titel des civis romanus zu erlangen, sei es auch nur aus Rücksicht auf seine alte Ehrwürdigkeit und die religiöse Erinnerung an seine ehemalige Bedeutung. Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, doch überwand ich diese, ohne mich irgend einer Gunst anderer, auch nicht der eines einzigen Franzosen zu bedienen. Die Autorität des Papstes allein wurde dazu verwendet, und zwar durch Vermittlung seines Majordomus Philipp Masotti, welcher aus besonderer Freundschaft zu mir sich für mich bemühte. An den 3. Iden des März 1581 wurde der Bürgerbrief ausgefertigt und mir am 5. April rechtskräftig über-

liefert, in derselben Form und mit denselben wolgewogenen Worten, die man für Herrn Jacomo Buonconpagni, den Herzog von Sora, des Papstes Sohn, gebraucht hat. Dies ist ein leerer Titel; allein ich empfand ein großes Vergnügen, ihn zu erlangen."

Der geistreiche Montaigne bediente sich seines eigenen Beispiels, um die Eitelkeit der Menschen zu verspotten, und so sagte er in einem seiner Essais: „Unter den nichtigen Ehrenbezeigungen gibt es keine, welche meiner eiteln Laune so wolgefiel als der authentische Bürgerbrief Roms, der mir bei meinem letzten Aufenthalte dort ausgehändigt wurde, eine pomphafte Bulle mit Siegeln und in goldenen Lettern, mit aller graziösen Liberalität erlassen." Zum Schluß ruft er aus: „Da ich sonst nirgend Bürger bin, so freut es mich gar sehr, dies von der edelsten aller Städte zu sein, welche es gegeben hat und jemals geben wird."

Das Diplom Montaigne's, in lateinischer Sprache, wurde vom römischen Senat decretirt, als Orazio Massimi, Marzio Ceci und Alessandro Muti Conservatoren waren. Es trägt das Datum: anno ab urbe condita CXↃCCCXXXI post chr. nat. MDLXXXI. 3. Id. Martii. Die Formel weicht etwas von der gewöhnlichen ab. Da Montaigne Edelmann war, wurde er auch zum Patricier Roms ernannt.

10. Mai 1585. „Ihre Excellenzen, die Herren Mantius Xurinosuque Masiu Jonokuri, Sohn des Königs, vom Erlauchten Könige Franz von Bungo als Gesandter an Se. Heiligkeit geschickt, und Michael Jlmonosuque Novocazu. In Wahrheit, dem ehrenwerten Gemeinderat und

dem Scriba Senatus ist es nicht leicht geworden, so furchtbar barbarische Namen auszusprechen und niederzuschreiben. Aber sie konnten das mit Geduld zu Stande bringen. Denn hatte nicht Gregor XIII. in der weiten Welt 23 Jesuitencollegien gestiftet, um die Jugend in den verschiedensten Sprachen unterrichten zu lassen? Gab es nicht in Rom selbst das germanische, britische und römische Collegium, und die der Neophyten, Griechen und Maroniten? Hatte nicht der gelehrte Papst die Congregatio de Propaganda fide eingerichtet, den großen Bau des Collegium Romanum begonnen und das berühmte Seminar mit einer wahren Flut von Reden in nicht weniger als 25 menschlichen Sprachen eingeweiht?

Die feierliche Absendung der vier edeln Japaner nach Rom war die Wirkung der Mission der Jesuiten, welche kühn in die verschlossenen Länder Tonkin und Japan eingedrungen waren. Die Gesandten hatten damals die Taufe empfangen, wie ihre Fürsten, die Könige von Bungo, der Arimer und Amariner. Nachdem sie drei Jahre zu ihrer Reise gebraucht, zogen sie von der Villa Julia vor der Porta del Popolo festlich in die Stadt ein, am 23. März 1585. Sie überreichten dem Papst im öffentlichen Consistorium ihre in japanischer Sprache geschriebenen Beglaubigungsbriefe, welche ein in diesem Idiom wol bewanderter Jesuit auf der Stelle übersetzte. Der Papst weinte vor Rührung, und dies war die letzte Freude seines Lebens; denn 18 Tage darauf starb er. Ohne Zweifel hatte er für die Japaner das Bürgerrecht verlangt.

Als diese Fremdlinge von den äußersten Grenzen

Asiens zu cives romani erklärt wurden, konnte niemand voraussehen, daß 300 Jahre später unter andern Botschaftern fremder Mächte in Rom auch Gesandte Japans ihren Platz einnehmen würden, nicht mehr von Jesuiten begleitet, noch beim Papst beglaubigt, sondern beim Könige Italiens, und zwar echte heidnische Japaner, die trotzdem am Hofe und in der vornehmsten Gesellschaft Roms mit denselben Ehren empfangen wurden, wie die Botschafter Spaniens, Oesterreichs und Frankreichs. Die japanischen Gesandten aber haben ihre Creditive dem Könige Italiens in demselben Palast des Quirinal überreicht, dessen Bau jener Papst Gregor XIII. im Jahre 1574 begonnen hatte.

Die Copie des Bürgerbriefs für die Japaner befindet sich nicht im Archiv des Capitols; aber das Original wird noch in Jeddo gezeigt, wo es in den Besitz des Grafen Fé d' Ostini, des italienischen Gesandten am Hofe des Micado, gekommen ist. So versicherte mir ein Landsmann, welcher dasselbe dort gesehen hatte.

Am Ende des 16. Jahrhunderts würde ich noch Torquato Tasso als römischen Bürger aufzuweisen haben, wenn nicht den unglücklichen Dichter der Tod um seine feierliche Krönung auf dem Capitol gebracht hätte; denn diese hatte ihm das römische Municipium zuerkannt.

Ich bemerke zum Schluß, daß jeder römische Bürger Candidaten des Bürgerrechts vorschlagen durfte, nur mußten sich diese mit einem Bittgesuch an den Gemeinderat wenden, den nicht häufigen Fall der Erteilung des Bürgerrechts honoris causa ausgenommen. Durch Decret vom 11. Mai 1548 wurde festgestellt: daß vier gentiluomini

im Rat sich über die Eigenschaften der Vorgeschlagenen unterrichten und darüber an das geheime Consilium Mitteilung machen sollten.

Die Geistlichen blieben fortdauernd aus der Bürgerschaft ausgeschlossen. Ein Decret vom 8. Februar 1574 bestimmte: „Daß zu römischen Bürgern nur solche ernannt werden können, welche anwesend sind und auf dem Capitol erscheinen, die im geheimen Consilium durch Deputirte und von zwei Dritteln des Rats anerkannt und in einem zweiten geheimen oder öffentlichen Consilium als Bürger aufgenommen sind. Nur erlauchte und berühmte Männer können auch abwesend zum Bürgerrechte zugelassen werden, in keinem Falle aber sind Geistliche zuzulassen."

Es war Regel, daß der neue Bürger sich in Person zum Gemeinderat begab, und wir bemerkten, daß er in älteren Zeiten in die Hände der Conservatoren den Treueid ablegen mußte. Sodann dankte er öffentlich dem römischen Volk; eine schöne und würdevolle Sitte, weil diese Feierlichkeit in der Seele des neuen Bürgers einen tiefen Eindruck zurücklassen mußte. In jener Sitzung vom 8. Februar 1574 wurde ausdrücklich verordnet: daß der Senatsschreiber nicht einmal Edelleuten den Bürgerbrief zuschicken dürfe, wenn sie nicht zuvor im öffentlichen Rate sich dargestellt hatten, zum Zweck des Gehorsams und des Dankes. (Ad effectum obedientiae et gratiae referendae.) Daher findet sich in den Registern jener Zeit bisweilen verzeichnet, daß Neubürger ihren Dank abgestattet haben. (Comparuit Joannes Henriquez civis alias creatus et Populo publice gratias egit.)

Die Bürgerbriefe, deren Form im Mittelalter so



würdevoll und feierlich gewesen war, wurden noch bis 1871 in lateinischer Sprache geschrieben. Eine Notiz, die ich dem Archiv des Capitols entnehme, sagt Folgendes: „Die Bürgerdiplome, welche die Erlauchten Conservatoren Roms erteilen, haben drei Grade. Der erste wird titulirten Personen und Patriciern gegeben, und zwar aus Rücksicht auf die Ehre des römischen Volks, in einem Libretto aus vergoldetem Pergament auf einem Blatt von carmoisinrotem Corduan mit Goldarabesken; darauf sind die Wappen des Römischen Volks und der betreffenden Person angebracht, sowie auch im Libretto selbst auf allen Blättern des Diploms. Die Fronte hat Goldbuchstaben in antiker runder Schrift; das Privilegium selbst ist in formatello ausgeschrieben, mit dem Siegel des Volks aus rotem Wachs, welches an einer rot-goldenen Schnur hängt mit gleichem Quast, und in einer ciselirten silbernen Kapsel liegt. Das Libretto ist mit Bändern von Carmoisinbrocat geziert. Mit diesem Diplom erlangt der zum Bürger gemachte Fremde von Adel den Rang des römischen Patriciers. Die Kosten für dasselbe betragen gewöhnlich 35 Scudi.

„Der zweite Grad ist für Adelige ohne Titel, und wird ebenfalls in einem Libretto erteilt, welches aber weniger kostbar und ohne Goldschmuck ist. Die Kosten dafür betragen etwa 25 Scudi. Der damit Beschenkte erhält den Rang eines römischen Nobile.

„Das Diplom dritten Grades wird auf Pergament geschrieben, im Wert von 6 Scudi. Wer dies erlangt, erhält alle Privilegien der römischen Bürger, also das Recht auf geistliche Benefizien in Rom, auf den Eintritt

in Seminare, und anderes. Alle drei Grade werden für die Person, ihre Kinder und Nachkommen in infinitum erteilt, und dazu bedarf es eines von ihrer Stadt oder ihrer Heimat ausgestellten Zeugnisses über ihre Herkunft, Geburt, Titel, Adel und Bürgerrecht, wie über ihren moralischen Charakter."

Erst im Jahre 1746 wurde eine neue Formel der vom römischen Municipium an Neubürger zu erteilenden litterae civilitatis festgestellt. Dies geschah durch die am 4. Januar erlassene Constitution Urbem Romanam Benedicts XIV.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.